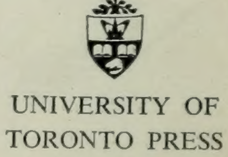
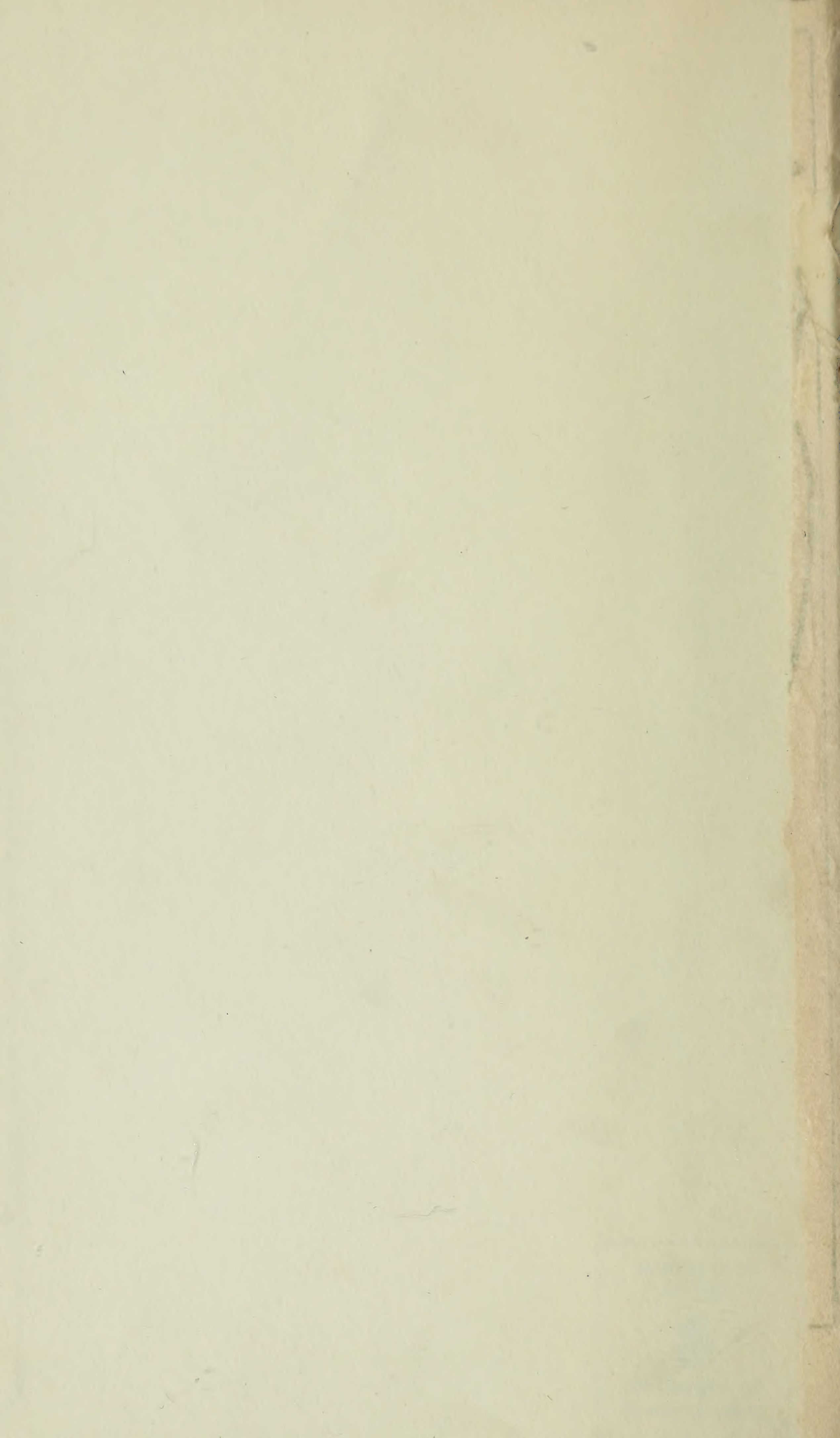
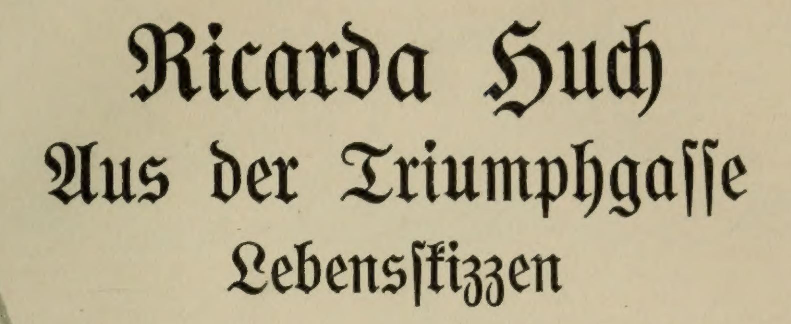






Ricarda Huch



Aus der Triumphgasse

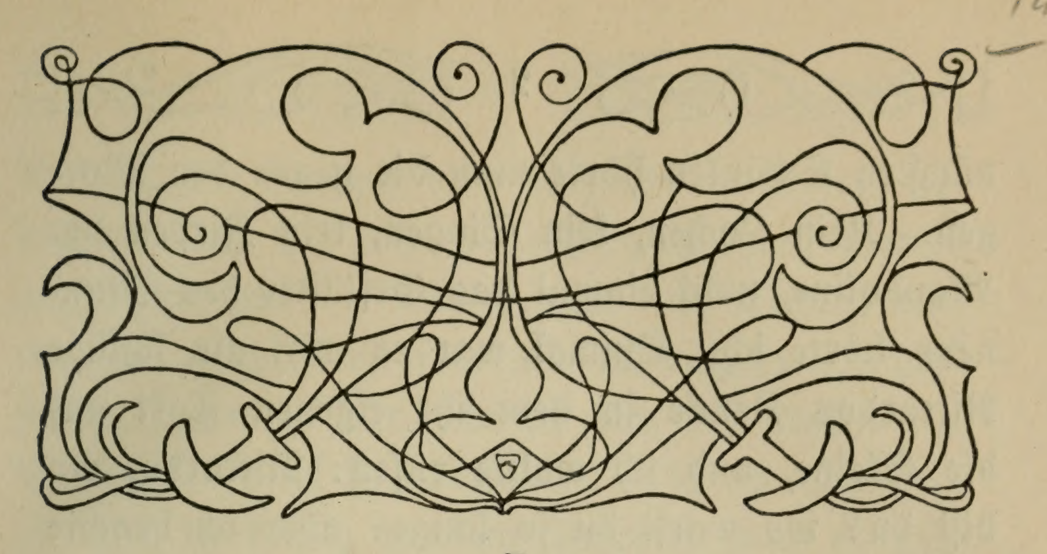
Lebensskizzen

4. Auflage



Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig 1904

Den Buchschmuck zeichnete
Heinrich Vogeler-Worpswede



I

Im Traume habe ich die Triumphgasse wiedergesehen. Ich stieg die steile, höckerige Straße herauf, die ich in Wirklichkeit so oft begangen habe, ohne wie damals vor dem Hause des heiligen Antonius Halt zu machen; erst als ich oben, am Ende der Gasse, angelangt war, blieb ich stehen und drehte mich um. Die Laterne am Eckhause brannte, denn es war Nacht; das wohlbekannte schmutzigrote Flämmchen hinter dem staubigen, auf einer Seite zerbrochenen Glase, das die abschüssige Gasse kaum zur Hälfte beleuchtete. Der Himmel war dunkel und sternenlos, nur am Horizonte zog sich ein grellweißer Streifen hin, unter dem ich den Ausschnitt des Meeres, der von hier aus wahrzunehmen ist, sehen konnte. Jetzt erst fiel es mir auf, daß es totenstill in der Gasse war. Wie spät war es denn? Die Laterne brannte ja noch, und überdies pflegte das Leben erst lange nach Mitternacht im Triumphgäßlein einzuschlummern, ja, verworrenen Lärm aus den

nächsten Schänken hörte man bis gegen den Morgen. Kein Lachen, kein Singen, kein Zirpen der Mandoline, nicht einmal das Geflüster des Brunnens hörte ich. Einmal war es mir, als schlüge Riccardos Krücke in dem ihr eigenen Takt auf die Steine, und ich wollte rufen: Riccardo, wo bist du? wo warst du so lange? aber ich brachte den Laut nicht aus der Kehle. Während ich mich mühte zu sprechen, erlosch plötzlich die Laterne neben mir und ein unheimliches Gefühl überlief mich; denn es war kein Nachtwächter, überhaupt niemand an mir vorübergegangen. Als ich suchend die nun ganz verdunkelte Gasse hinunterblickte, bemerkte ich etwas dicht über der Erde sich Bewegendes, schleichend, kriechend, furchterregend, noch eh' ich es genau erkannt hatte. Immer deutlicher traten pantherartige Geschöpfe aus dem Dunkel hervor, mit langsam nach beiden Seiten fegendem Schwanze, und grünlich glühende Punkte, die näher schwebten, wurden gierige, grausame Raubtieraugen. Trotz der Gefahr, in der ich mich befand, und der Angst, die ich fühlte, wunderte ich mich, daß ich die Bestien nicht brüllen hörte: denn sie öffneten den Rachen weit, so daß ich die spitzen Zähne darin erkennen konnte. Da ertönte ein schriller, entsetzlicher Schrei aus den Häusern hervor, die bisher so ausgestorben stumm gestanden hatten. Da hinein mußten die

Untiere, die ich nun auch nirgends mehr sah, geschlichen sein und die Bewohner in ihren Betten angefallen haben. Die Fenster und Thüren waren alle geschlossen, aber wie ich angestrengt hinblickte, schien es mir, als ob aus den Ritzen des Gemäuers Blut hervorrieselte. Ja es war kein Zweifel, in dicken, dunklen Tropfen quoll es zwischen den Steinen hervor, immer schneller und stärker, und floß die Mauern hinunter auf das Pflaster. In diesem Augenblicke ertönte noch einmal ein gellender Schrei, der mich zugleich weckte: es war in Wirklichkeit Geschrei auf der Straße, wenn auch nicht so laut und fürchterlich, wie es mir im Traume geklungen hatte.

Ich war schon zehn Jahre Eigentümer des Hauses zum heiligen Antonius, als ich es zum erstenmal sah; mein Vater hatte es gekauft und nach seinem Tode war es in meinen Besitz übergegangen, wurde aber nach wie vor von demselben Manne verwaltet, so daß ich nicht nötig fand, mich darum zu bekümmern. Nach der Ueberlieferung war dieses Haus im frühen Mittelalter von Hugo von Belwatsch, dem ersten unserer Vorfahren, der sich in dieser Gegend niederließ, erbaut worden, weshalb mein Vater, der Familienerinnerungen gern pflegte und auch mich, seinen einzigen Sohn, nach diesem Ahnen benannt hatte, das seitdem ziemlich wertlos gewordene Haus er-

warb und einen Teil seines Vermögens unvorteilhaft darin anlegte. Daß ich dies gedenkreiche Haus niemals in Augenschein genommen hatte, ist erstens daraus zu erklären, daß ich mich zu der erwähnten Neigung meines Vaters gleichgültig verhielt, ferner wird die Römerstadt, als der älteste, engste und verfallenste Stadtteil, nur vom niedrigen Volke bewohnt und von den Wohlhabenden gemieden, die sich nicht gern dem Anblick des Elends und dem Almosensturm zerlumpter Kinder aussetzen, übrigens auch da nichts zu suchen haben. Zwar giebt es auf diesem von vielen Völkern und Geschlechtern heimgesuchten Boden zahlreiche Altertümer aus heidnischer und christlicher Zeit, für die ich in der Fremde wohl Sinn hatte, die ich aber, wie es zu gehen pflegt, zu Hause nicht achtete. Da ich außerdem viel auf Reisen war und sonst in dem regelmäßigen Trott dahinlebte, der mich immer dieselben Wege von meiner Wohnung in das Kontor oder Kaffeehaus führte, blieb mir die Altstadt fremder als Mekka und Jerusalem, von denen ich doch durch Bilder eine ziemlich deutliche Vorstellung hatte.

Da meldete mir an einem Frühlingstage der Verwalter meines Hauses, es sei ihm unmöglich gewesen, den Zins, der allwöchentlich bezahlt wurde, einzutreiben; die Mietsleute, die sonst nicht unpünktlich gewesen wären, verweigerten jetzt die

Zahlung einmütig, daß es einer Revolution gliche; ich müßte durchaus selbst hingehen und ihnen mit unbeugsamem Ernste androhen, daß ich sie bei dauernder Widerspenstigkeit samt und sonders auf die Straße werfen würde. Dieser widerwärtigen Aufgabe mich zu unterziehen, hatte ich keine Lust, und gab dem Verwalter anheim, lieber den Leuten einen Monat Frist zu lassen oder ihnen in Gottes Namen einen Teil der schuldigen Summe zu erlassen. Das wies er aber entrüstet von der Hand. Er hatte den Namen eines gutmütigen Mannes und war es auch, von grenzenloser Ergebenheit gegen solche, die über ihm standen, ohne kriechend oder berechnend zu sein, von Kopf bis zu Füßen rechtlich. Gegen die Armen konnte er grob und hart sein, weniger aus Neigung und Anlage, als weil er es für seine Pflicht und die richtige Art hielt, mit ihnen umzugehen. Selbst aus dem Volke hervorgegangen, beobachtete er es nicht viel, noch dachte er selbständig, sondern ging davon aus, daß mit den armen und elenden Leuten irgend etwas nicht richtig sein, irgend ein Verschulden vorhanden sein müsse und jedenfalls kein Grund vorliege, sie zu bemitleiden oder gar etwas Erhebliches für sie zu thun. Bei jeder Gelegenheit stellte er sich auf die Seite der Besitzenden und brachte auch jetzt eine Menge Beispiele bei von der Faulheit, Falschheit und Nieder-

tracht dieser Leute, die meine Güte nur benutzen würden, um mich zu hintergehen und auszubeuten. Da sei namentlich die alte Farfalla, die Rädelsführerin in allen Dingen, so keck und ausgepicht, daß sie es scheinbar ganz unschuldig, mit ein wenig Witz und Gelächter, über den lieben Gott sowohl wie über den Teufel, davontragen würde. Kurz, wenn ich ihn loswerden wollte, blieb mir nichts übrig, als zu versprechen, daß ich hingehen und die Sache selbst untersuchen wollte. Seine Begleitung, die er mir antrug, da er mir offenbar das bluttriefende Tyrannenwesen, das seiner Meinung nach erforderlich war, nicht recht zutraute, schlug ich aus; denn ich wollte nicht wie Kaiser Wenzel oder Johann von Leyden auftreten mit dem Henker Knipperdolling zu meiner Rechten.

Am Nachmittage des folgenden Tages machte ich mich auf und stieg die Anhöhe zur Römerstadt hinan, anfänglich übler Laune in Anbetracht des unliebsamen Geschäftes, das ich vorhatte, aber bald fühlte ich mich, mir selber zum Trotz, auf wunderbare Weise erheitert, so angenehm wurden alle meine Sinne gereizt. Während unten über der Stadt ein qualmiger Druck brütete, unter dem die Seele sich krümmte, war hier, je höher man kam, ein wenig säuselnde Bewegung in der reineren Luft, und der süße Geruch der Oelweiden, die hier und da in Gärten blüten, kam und ging,

als atmete sie ihn aus und ein. Als nun plötzlich der Anblick des Meeres sich aufthat, das, wie es an Gewittertagen zu sein pflegt, schwärzlichgrün und steif wie ein schlafendes Riesentier dalag, dem nur zuweilen im Traume die Haut schaudert, war es mir, als tauchte das ewige Jenseit siegreich über unserer armen Welt aus bemalter Pappe empor, und ich blieb unwillkürlich stehen, um tief zu atmen. An dieser Stelle hatte vielleicht vor Jahrhunderten der erobernde Römer den Speer in den wildbewachsenen Boden gerannt und blitzenden Auges Umschau gehalten über Berge und Thäler; wahrsagende Adler waren aufgerauscht und unvergängliche Mauern waren aufgetürmt worden, auf die heute noch der Betteljunge mit rotem Ziegel seine Fratzen malt. Da ich gerade an der neuen Kastellmauer entlang schritt, von der einzelne Teile aus der Römerzeit herrühren sollen, erblickte ich wirklich mit wenigen Strichen nach Kinderart gezeichnet ein rundes Jungengesicht mit ausgestreckter Zunge und folgendes Verslein darunter geschrieben:

Drei Dinge sind wahr:
Ich heiße Berengar,
Ich geh' in's zehnte Jahr,
Und wer dies liest, der ist ein Narr.

Ich mußte darüber lachen, gerade weil durchaus nichts Besonderes oder gar Geistreiches daran war, sondern Bild und Spruch nur eben das

Straßenbubengenie ausdrückten, wie es immer war und wohl immer sein wird. Unbemerkt war ich in eine enge, von hohen Mauern eingeschlossene Straße gelangt, wo sich ein ärmliches Leichenbegängnis langsam den sanft ansteigenden Weg hinanbewegte. Jetzt erst kam mir zum Bewußtsein, daß schon seit einiger Zeit das Geläute der Heidenkirche in Bewegung war, wohin die Leiche augenscheinlich geführt wurde. Der Sarg war mit den geschmacklosen Zeug- und Wachskränzen bedeckt, wie das Volk sie liebt, und aus den Leidtragenden, die dürftig, zum Teil sogar lumpig gekleidet waren, konnte man schließen, daß der Verstorbene zu den Allerärmsten gehört hatte. Voran ging dem Zuge der Pfarrer der Römerstadt, ein noch junger Mann von so auffallendem Aeußeren, daß ich die Augen nicht von ihm abwenden konnte; während die Mehrzahl der Geistlichen in den kleinen Kirchspielen durch eine gewisse Roheit der Körperbildung und Stumpfheit der Bewegungen ihre bäuerliche Herkunft verraten, zeigte das schöne, feine Antlitz dieses Menschen, sein schlanker, erhabener Gang, selbst der Wurf seines schwarzen Gewandes natürlichen Adel und gebildeten Sinn, und seine ganze Erscheinung umgab ein unerklärliches Etwas von Auserlesenheit, Absonderung vom Gewöhnlichen oder wie ich es nennen soll, was vielleicht in alten Zeiten das phantasievolle Volk

als Heiligenschein zu sehen sich eingebildet haben mag. Die kerzentragenden Chorknaben und die kümmerlichen Menschen, die folgten, sahen aus wie sein Ehrengeleit, das in bescheidener Verehrung mit ihm trauerte. Ich begleitete den Trauerzug bis zum Dome, den ich, ich muß es gestehen, noch niemals einer eingehenden Betrachtung unterzogen hatte. Dies uralte, etwas ungefüge, aber ausdrucksvolle Münster wurde allgemein die Heidenkirche genannt, weil es über einem römischen Venustempel erbaut worden war; einzelne Trümmer desselben waren wahllos in die Mauern der Christenkirche eingefügt, was ihr ein merkwürdiges, malerisches Ansehen gab. Insbesondere zog eine korinthische Marmorsäule meinen Blick immer wieder auf sich, die, wie eine Gefangene in den gewaltigen viereckigen Turm eingeschlossen, mit reizender Wehmut aus den grauen Steinen hervorsah. Während nun der Sarg vom Wagen gehoben wurde, blickte ich in das tiefe, niedrige Innere der Basilika und unterschied in der schwachen Beleuchtung das schwarz verhängte Gerüst, worauf der Sarg während der Feierlichkeit stehen sollte. In dem Augenblick, als er, von einigen Männern getragen, über der Schwelle schwebte, verstummte das Geläute und anstatt dessen erhob sich mit dumpfem Zittern die Stimme der Orgel.

Ich blieb an der offenen Thüre stehen, um den hübschen Pfarrer sprechen zu hören. Aus seinen Worten ergab sich, daß der Verstorbene ein armer, braver Handwerker war, den irgend ein anderer niedergestochen hatte, und er sprach von dem Ermordeten, der nicht zu beklagen, weil er von Gott in einen höheren Stand hinübergenommen sei, von der Witwe, die mit einem Kinde zurückbleibe und ein zweites eben jetzt erwarte, schließlich von dem Mörder, der von allen der unglückseligste sei, weil er seine Seele mit Blut befleckt habe, so daß er hienieden schon in einer Verdammnis lebe, aus der nur Gottes Allmacht und die Fürbitte der Menschen ihn retten könnten. Alles war weitaus gemeinplätziger, als ich mir von einem so fein und eigenartig aussehenden Manne versprochen hatte; doch sein Aeußeres gewann im Sprechen noch, indem er seine Worte mit einem wehmütigen Lächeln begleitete, das er ihnen wie eine Liebkosung mitgab, um sie in die Herzen der Hörer einzuschmeicheln.

Oberhalb des Domplatzes beginnt die eigentliche Altstadt, ein häßliches Labyrinth enger und schwarzer Gassen, die einen anmuten wie eine Höhle oder ein unterirdischer Keller, den man von fröhlichen Sonnenhügeln her betritt. Als ich, auf einem kleinen Platze angelangt, mich nach den Namen der Straßen umsah, die hier ein=

münden, entdeckte ich zwischen ein paar kleine bucklige Häuser eingeklemmt, die geraden strengen Linien eines römischen Siegesthores; es machte den Eindruck, als klammerten sich die Häuser daran und hätten es schon ein gutes Stück in den Erdboden hinuntergezogen. Der Triumphbogen war im Ganzen wohl erhalten, nur wenig angeschwärzt und verbröckelt sahen die dicken, pomphaften Fruchtgehänge aus, die sich am Fries hinzogen; ein feinblätteriges Schlinggewächs, das oben aus den Ritzen hervorwuchs und jetzt im ersten lachenden Frühlingsgrün prangte, fiel üppig und zierlich zugleich über die steinernen Symbole herab. Um den einen Pfeiler herum, der stark aus der Mauer des Hauses heraustrat, während der andere ganz in das gegenüberliegende hineingepreßt schien, spielten ein paar winzige Kinder mit wackelndem Gange Haschen oder Verstecken. Durch dieses Thor hindurch kroch das Triumphgäßlein mühselig bergan.

Weiter oben, etwa in der Mitte der Straße fand ich mein Haus, schmal und hoch, dunkel von Schmutz und Alter, dem immerhin die Dicke der Mauern und die steinerne, mit zwei mächtigen Steinbällen verzierte Treppe, die zur Hausthür führte, als Wahrzeichen vornehmen Ursprungs diente. Nachdem ich vergeblich an mehrere Thüren geklopft hatte, fand ich im dritten Stock eine geöffnet,

durch die mich eine schwache, sehr wohlklingende Stimme anrief, wer ich sei und was ich wolle. Ich betrat die Wohnung der Farfalla, auf die mich der Verwalter als auf eine gefährliche Person aufmerksam gemacht hatte, fand sie selbst aber nicht zu Hause; die Stimme, die ich gehört hatte, kam von ihrem jüngsten Sohn Riccardo. Er lag halb angekleidet auf einer breiten Bettstatt und deutete zur Entschuldigung, daß er mir nicht entgegenging, auf eine Krücke, die am Kopfende des Bettes lehnte. „Manchmal gehe ich so leicht, daß man mir die Krücke kaum anmerkt, aber heute habe ich keinen guten Tag“, sagte er, indem er mir das blasse, magere Gesicht zuwendete, aus dem mich ein paar dunkle, außerordentlich lebensvolle Augen ansahen. Diese strahlenden Augen in dem abgezehrten Gesicht hatten etwas von Edelsteinen, die man in die Augenhöhlen einer Mumie eingesetzt hat: sie schienen nicht mitgelitten zu haben, unsterblich in dem gebrechlichen, knöchernen Gehäuse zu schweben und ihres unantastbaren Daseins ruhig und zuversichtlich zu genießen; in ihrem Blick lag eine reine Sicherheit, als entginge ihnen nichts und als irrten sie niemals. Auch mich mußte Riccardo schnell überschaut und einigermaßen eingeteilt haben, wenigstens war er, als ich meinen Namen nannte, nicht überrascht, sondern, als hätte er mich erwartet und kenne mich

schon lange, sagte er freundlich, es wäre gut, daß ich einmal anstatt des Verwalters käme, ich würde mich bald überzeugen, daß ich durch ein wenig Gelindigkeit eher gewinnen als verlieren würde. Was denn im Werke sei, fragte ich, daß meine bisher so pünktlichen Mieter auf einmal nicht zahlen wollten? Seine Mutter nebst vielen anderen Bewohnern des Hauses und der Straße, antwortete er, hätten beschlossen, eine Wallfahrt auf den heiligen Berg zu unternehmen, was mit beträchtlichen Kosten verbunden sei. Da nämlich auf einem nicht allzu weit entlegenen Berge die gnadenreiche Mutter Gottes verehrt wird, der Mai aber der Marienmonat ist, in welchem die Himmlische sich tiefer als sonst zur Erde neigt, um das Flehen der Menschenkinder zu vernehmen, ist es altes Herkommen, sich ihr in diesem Monat zu verloben und etwa mit dem täglichen Absingen eines Gesanges in der Kirche oder mit einer Wallfahrt sich die Gewährung eines bestimmtes Wunsches als billige Gegenleistung zu verdienen.

Das Haus stehe leer, erzählte mir Riccardo, weil alle zum Begräbnis des Benvenuto gegangen wären, eines jungen Arbeiters, den alle wegen seiner Herzensgüte, Aufrichtigkeit und Pflichttreue lieb gehabt und geachtet hätten, und der von einem betrunkenen Taugenichts mit dem Messer niedergestochen sei. Mich fesselte dabei am meisten Ric=

cardo selbst und seine Art, zu erzählen: Gesicht und Hände wirkten dabei so lebhaft mit, daß ich meinte, man müsse ihn aus Mienen und Geberden allein verstehen können. Ich glaubte den armen Benvenuto mit den Augen, die immer lächelten, und dem großen Munde, der nicht nein sagen konnte, vor mir zu sehen; den Mörder aber mit seinem Adlergesicht, schielend, verwildert, entsetzlich, und die Szene des Mordes so deutlich, daß ich verwundert fragte, ob er denn dabei gewesen sei. Er sah mich ebenso erstaunt an, wie ich ihn, und erst nach einer Pause erklärte er mir, es sei überhaupt niemand dabei gewesen, und man wisse gar nicht, wer der Mörder sei; es sei spät in der Nacht geschehen und man hätte nur streitende Stimmen gehört und eine männliche Gestalt entfliehen sehen, aber nicht erkannt. Dann schwieg er und fügte nach einer Weile wie erläuternd hinzu: „Wenn ich nachts nicht schlafen kann, kommen die Bilder von allem, was ich am Tage gesehen oder auch nur gedacht habe, so deutlich vor meine Augen, wie man im Traume sieht, nur daß ich wach bin; deshalb ist es mir manchmal, als hätte ich etwas wirklich gesehen, was ich mir nur vorgestellt habe.“ Und wie er währenddessen seine Augen still auf mir ruhen ließ, hatte ich das unheimliche Gefühl, als löste er eine unsichtbare Hülle von mir ab, um sie vielleicht auch in Gott=

weißwas für unerhörten, verhängnisvollen Szenen an sich vorüberziehen zu lassen.

Bald darauf wurden Stimmen im Hause laut und die Farfalla trat ins Zimmer, einen großen Totenkranz aus Cypressen und Rosen in der Hand, den sie Riccardo aufs Bett legte. Sie sagte: „Den hat Anetta mir für dich gegeben, weil er dir Freude machen würde, dem armen Benvenuto aber nicht mehr.“ Wirklich schien das Geschenk Riccardo nicht grauenhaft, sondern sehr willkommen zu sein, denn er brach in einen Ruf des Entzückens aus und beschäftigte sich mit den Blumen, als ob es lebendige kleine Kinder wären, während seine Mutter mich begrüßte. Ich sah in ihr zunächst nichts anderes, als ein altes, häßliches, in etwas verlotterter Kleidung einhergehendes Weib mit starker Nase und klugem, aber nicht eben warmem Gesichtsausdruck, an der mir nur der helle Blick gefiel, mit dem sie mich ansah, und die unbefangene Art, in der sie mit mir verkehrte. Sie bedauerte, daß ich habe warten müssen, meinte aber, Riccardo würde mir die Zeit schon gut vertrieben haben; denn sein Geist und seine Zunge liefen fünfmal um die Erde, während er mit seinen Beinen einmal durchs Zimmer hinkte. Ich ging sogleich auf die Hauptsache los und sagte, daß ich geneigt wäre, wegen des Zinses einen beliebigen Aufschub zu gewähren, knüpfte aber, denn die

Worte des Verwalters hatten doch in mir nachgewirkt, die Ermahnung daran, sie möchten deshalb nicht auf meine Gutmütigkeit oder gar Thorheit pochen, sondern sich hernach der alten Ordnung befleißigen, da es sonst mit meiner Nachsicht bald ein Ende haben würde. Die Farfalla dankte mir im Namen aller herzlich, aber durchaus ohne Ueberschwang; übrigens, sagte sie, wüßten alle, daß das Zinszahlen ein Verhängnis sei, dem man nicht entrinnen könne, und noch ehe das tägliche Essen gekauft sei, pflegten sie die betreffenden Kreuzer für die Miete zurückzulegen. Ich fragte, warum denn die Wallfahrt so kostspielig sei, worauf sie mir verschiedenes aufzählte, als Hauptsache aber das Almosen, das jeder der Kapelle hinterlassen müsse; „denn“, sagte sie, „in der Kirche ist alles Geschäft und ein einträgliches dazu.“

„Warum geht ihr denn“, fragte ich, „wenn ihr diese Meinung von der Kirche habt?“ „Ja“, sagte sie, „einen Sinn hat es im Grunde nicht. Aber wenn man im Elend ist, streckt man die Arme aus und fleht aufs Geradewohl in den Himmel hinein, wie auch Ertrinkende um Hilfe schreien und die Arme ausstrecken, selbst wenn weit und breit niemand zu sehen ist, der retten könnte.“ Weniger die Feinheit dieser Bemerkung war es, die mich stutzig machte, als die Art und

Weise, wie die Farfalla sie hinwarf, und das Lächeln, mit dem sie sie begleitete. Es klang nicht, als wäre sie diese Elende, die verzweifelt nach Hilfe jammerte, sondern als hätte sie die Beobachtung an anderen gemacht, ohne mehr als einen kühlen, menschlichen Anteil daran zu nehmen. Ich betrachtete mit etwas mehr Aufmerksamkeit als vorher diese Augen, die so frei, so überlegen auf der eigenen Not ruhten: sie waren denen ihres Sohnes sehr ähnlich, obwohl sie heller und kälter waren und nicht die eindringende, ich möchte sagen krankhaft seherische Kraft des Blickes besaßen. Sie sprach gewandt und augenscheinlich gern, wenn auch ohne Aufdringlichkeit, und so kurzweilig, daß ich mich von Minute zu Minute, fast gegen meinen Willen, dadurch aufhalten ließ.

Ich wünschte etwas über den jungen Pfarrer zu erfahren, der mir durch seine Schönheit aufgefallen war, und sie erzählte mir, daß er als Findling von armen Leuten auferzogen und wahrscheinlich das Kind von sehr vornehmen und hochstehenden Leuten sei. „Daß er hübsch ist“, sagte sie, „finden die Weiber in der Römerstadt auch; nicht eine, alt oder jung, die nicht in ihn verliebt wäre, sogar die Männer gingen für ihn durchs Feuer.“ Auf meine Frage, ob er diese Zärtlichkeit der Frauen erwidere, sagte sie gleichmütig, das könne man nicht wissen, jedenfalls habe er

für jede ein Scherzwort und ein Lächeln bereit. Sogar die Gradella, ein altes, widerliches und hassenswürdiges Weib, grüßte er mit einem Blick, der nach der Meinung der Mädchen süßer sei als ein Kuß von anderen Männern. Die Gradella lieh Geld auf Wucherzinsen aus, hielt damit viele Bewohner der Altstadt in der Hand und hatte manch einen ins Verderben gebracht, war aber nicht nur mitleidslos, sondern sogar voll Schadenfreude, und pflegte zu sagen, es gehe jedem, nach dem er's verdiene; sie selbst sei arm, führe aber einen frommen Wandel, und deshalb schlüge ihr ein Krümlein Brot besser an, als einem gottlosen Geldsack sein Spanferkel und seine Mastgans. Sie selbst war steinreich, staffierte sich aber, um nicht angebettelt zu werden, ärmlich aus und erzählte gern, wie wunderbar Gott sie mit einem Nichts speise und erhalte. Eine Mittagspause ausgenommen, saß sie vom Morgen bis zum Abend mit einem Strickstrumpf in der Kirche, nicht nur aus Frömmigkeit, sondern auch aus schwärmerischer Liebe für den Pfarrer Jurewitsch, was sie weder ihm noch anderen verhehlte. Einige Leute waren der Ansicht, er wisse, daß sie ihm ihre Truhen voll Geld vermachen wolle, und daß das die Ursache seines lieblichen Betragens gegen die ausgepichte Sünderin sei. Die Farfalla verteidigte ihn in diesem Punkte, denn habgierig sei er nicht,

er könne nur, wie alle Männer, ein Weib nicht böse ansehen, das ihm schmeichele.

„Mir schien es vielmehr“, sagte ich, „als ob seine Gedanken überhaupt nicht bei irdischen Dingen verweilten, entweder weil er melancholisch von Natur ist oder weil ein unheilbarer Kummer ihn beschäftigt.“ Das wäre richtig, sagte die Farfalla, und eben diese Traurigkeit mache die Weiber vollends toll. Als den Grund seines Kummers, der allgemein bekannt sei, erzählte sie mir folgendes: Als der Jurewitsch zum erstenmal in der Heidenkirche predigte, hielt er am Schlusse des allgemeinen Gebetes einen Augenblick inne und sagte dann leise, aber vernehmlich die merkwürdigen Worte: „Freunde, betet mir zu Liebe für zwei Seelen, an die ich denke.“ Er war dabei so schön, wie er erst die Augen niederschlug, sie dann wieder öffnete und mit bittendem Ausdruck, schüchtern und doch würdevoll, auf die Gemeinde richtete, daß von da an ihm alle Herzen ergeben waren. Anfänglich glaubte man, er hätte bei jener Aufforderung, die er an jedem Sonntag ebenso wiederholte, an seine unbekannten Eltern oder an seine verstorbenen Pflegeeltern gedacht; allmählich aber wurde es klar, daß es sich um Lebende handelte, nämlich um seine mißratenen Pflegegeschwister, Galanta und Torquato, die er wegen ihrer Verdorbenheit mehr als Tote be-

2*

trauerte. Ihr Vater war ein Trunkenbold gewesen, Galanta war eine Dirne und Torquato alles Nichtswürdige, was man sein kann. „Der Jurewitsch ist“, sagte die Farfalla, „wie eine Lilie mitten aus einem Kehrichthaufen herausgeblüht, während seine Geschwister einheimische Mistgewächse sind und bleiben müssen. Es ist zwar vielen zur Gewohnheit geworden, ein Gebet für die beiden Seelen des Pfarrer Jurewitsch zu murmeln; aber was kann das helfen, da sie einmal als stinkendes Unkraut gewachsen sind und sich nur im Unrat wohl fühlen. Ueberhaupt ist Beten bei weitem nicht so wirksam wie Fluchen. Kein Fluch fällt zur Erde, und wer von vielen verflucht wird, den schlägt Gott nieder, und wäre er Kaiser oder Papst, dagegen die Fürbitte hört er nicht, vielleicht weil sie gemeinhin leiser ausgesprochen wird als ein Fluch.“

Ich hatte mit Anteil zugehört, aber doch meinen Widerwillen gegen die dumpfe Armseligkeit der Umgebung nicht überwinden können. Ich dachte, was für ein Mann war Hugo von Belwatsch, mein Ahn, daß er in solcher Höhle hausen mochte, und atmete hoch auf in stolzer Zufriedenheit, daß ich ich war und heute lebte. Die Farfalla und ihr Sohn dauerten mich zwar, aber zugleich war ich ungeduldig, sie abzuschütteln und aus diesen Winkeln herauszukommen. Ein hoher, teppich-

schwerer Raum, von einer verhüllten Ampel nur so viel erhellt, daß man die warme Dunkelheit darin sehen konnte, stellte sich mir vor, wo an diesem Abend noch eine blonde Frau mit vollen Wangen und rosigem Lächeln mich erwartete. Wie einen durchnäßten und verschmutzten Anzug, der eine Weile lästig und ekelhaft an einem geklebt hat, wollte ich diese Armut um mich her abstreifen und wegwerfen. Auch war es inzwischen dunkel geworden und das Unwetter, das sich tagsüber angesammelt hatte, war dicht vor dem Ausbruch. Ich verabschiedete mich kurz und eilte so schnell wie möglich das holprige Gäßlein hinunter. Einzelne dicke Regentropfen waren in der Luft und ganz in der Ferne glaubte ich das halblaute, gurgelnde Heulen des kommenden Sturmes zu hören. Wie, dachte ich, nicht ohne eine vernehmliches Gefühl des Unbehagens, wenn aus diesen schwarzen Thorwegen vermummte Gestalten spähten, die mir auflauerten? Konnten diese Kinder des Elends, die Verstoßenen, nicht gewittert haben, daß einer aus der Lichtwelt in ihre Finsternis geraten sei? Und wäre es zu verwundern, wenn sie sich verbündet hätten, um mir das Gold, mit dem sie mich natürlicherweise auswattiert glaubten, abzunehmen und die Lücken ihres schlotterigen Daseins damit zu stopfen? Ich atmete auf, als ich den Heidenturm sah, dessen nackte, plumpe

Gestalt sich drohend gegen den Himmel stemmte, der sich wie eine schwarze, zum Bersten schwere Lawine langsam herunterließ. In dem Augenblick, als ich in die enge, ummauerte Gasse einbog, fuhr der Sturm los, als hätte er sich an dieser Ecke verborgen gehalten, um mich zu überfallen. Nun sauste er wie ein furchtbarer Vogel Rock dicht über mir mit gedämpftem Brüllen, zuweilen mit zottiger Klaue meine Haare oder meine Schulter streifend. Erst als ich ganz unten in der Stadt war, blieb das Untier zurück, als dürfe es den geweihten Ring, der mich nun aufnahm, nicht berühren; aber bis an den Morgen hörte man von oben her das unheilvolle Gebrüll und die zornigen Flügelschläge, vor denen die Luft sich stöhnend zwischen den Häusern verkroch.



II

In dieser Sturmnacht verhalf die Farfalla, der es eigentümlich war, alles zu können, was der Augenblick gerade erforderte, dem vaterlosen Kinde der Anetta ans Licht und stellte mit Genugthuung fest, daß es zwar nicht tot, aber doch dem Tode näher als dem Leben war, was sie für ein außerordentliches Glück sowohl für das

Kleine selbst, wie auch für die Mutter ansah. Bei dem bedenklichen Zustande des elenden Wurmes mußte es ohne Verzug getauft werden, und am liebsten hätte die Farfalla es selbst über die Taufe gehalten; doch seit sie im Elend war, konnte sie, ihren Bekannten diesen kostspieligen Dienst nicht mehr leisten. An Rat fehlte es ihr aber nicht: sobald der Morgen graute lief sie zum Fleischhauer Toni, der nie nein sagte, wenn es sich darum handelte, Pate zu sein; er hatte etwa zwei Dutzend Patenkinder in der Römerstadt, alle blutarm, weil gerade die ganz verlassenen und notleidenden Eltern zu ihm ihre Zuflucht nahmen. Unter lauter Kundgebungen freudiger Ueberraschung und die kümmerliche Beschaffenheit des Neugeborenen mißbilligend, sagte er denn auch sogleich zu, und da die Sache Eile hatte, trocknete er sich rasch die Hände ab und folgte, ohne nur die blutige Schürze abzubinden, der Farfalla in die Kirche. Dort wurde der kleine Menschenwurm unter häufigem betrübten Kopfschütteln des Toni schleunig getauft, und es fehlte nicht an einem reichlichen Patengeschenk, obgleich sein Ableben jeden Augenblick erwartet wurde.

Der Toni war keineswegs reich, wenn es ihm auch etwas besser ging als den meisten Bewohnern der Altstadt; aber er hatte ein Söhnchen, das er sehr liebte und um welches er, als ein-

ziges, in beständigem Fürchten und Bangen war. Deshalb hatte er angefangen sich armer kleiner Kinder werkthätig anzunehmen, damit Gott, wie er, der Toni, für Gottes Schützlinge, die Armen, sorgte, hinwiederum sein Kind, den kleinen Berengar, in Schutz nähme. Diese Erklärung gab der Toni den Leuten und namentlich seiner Frau, die nicht immer mit der Freigebigkeit ihres Mannes einverstanden war; aber die Farfalla sagte, die Hauptsache sei vielmehr, daß er die Kinder liebte und ein goldenes Herz hätte. Er war auch der einzige, der sich aufrichtig freute, als das neue Patenkind sich, allen Prophezeiungen zum Trotz, zum Leben zu entschließen schien; denn die kleine Anetta war zu sehr in ihren Kummer versunken, um Notiz davon zu nehmen. Die Farfalla war ihr tröstend, aber ungerührt zur Seite und meinte, so leidenschaftlich Anetta jetzt auch zu sterben und zu ihrem Manne zu gehen verlangte, würde sie doch in Kurzem wieder guter Dinge sein. „Sie ist jung und gesund“, sagte sie, „arbeitet gern und lacht gern, so kann sie ein großes Stück Elend verschlucken, ohne sich den Magen zu verderben.“

Anetta, armes, liebes, thörichtes Geschöpf! Ohne Charakter, ohne Grundsatz, ohne Größe, ohne Stolz und Einsicht und Treue, was hatte sie, was war sie, daß ich nie an sie denken konnte,

ohne daß mein Herz warm und traurig wurde? Sie galt für leichtsinnig und war es auch, wenn man diese kindische Liebe zum Leben so nennen wollte, diese kindische Sucht nach Fröhlichkeit und Freude, die sie immer aus der Geborgenheit in Gefahr und Schmerzen lockte. Man hätte sie hundertmal retten und in einen netten, bequemen Käfig setzen können, sie wäre immer wieder, neugierig und sehnsüchtig, ins Freie geflogen, ohne daran zu denken, daß sie sich draußen tothungern oder von der Katze gefressen werden würde. In der maßlosen Traurigkeit um ihren Mann, der sie einstweilen hingegeben war, war sie ohne Falsch, dennoch konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, als litte sie unter dem Traurigseinmüssen ebenso sehr, wie unter dem Verlust des guten Benvenuto. Sicherlich vermißte sie sein liebes Gesicht und seine Sorgfalt, aber nicht minder die Fröhlichkeit und das Lachen, das früher trotz der Armut bei ihr zu Hause gewesen war. Sie trug die Traurigkeit wie ein Kleid, das ihr nicht paßte, und die kleine, schmächtige Person noch rührender machte, die ebenso hilflos aussah wie der zweijährige Junge, der sich erschrocken an sie drückte, und das festgewickelte staunende Kind in der Wiege. Ihre äußere Lage war indessen eher besser als früher, denn abgesehen von dem Fleischhauer Toni, der als Gevatter für sie that, was er konnte,

fand sich ihr noch ein unvermuteter Beschützer im Pfarrer Jurewitsch.

Ungeachtet meines gegenteiligen Entschlusses und innerlichen Widerwillens stieg ich schon am folgenden Tage nach meinem ersten Besuche wieder in die Altstadt hinauf, sei es, daß Mitleid für die kleine Anetta, oder der Wunsch, den schönen Pfarrer kennen zu lernen, die treibende Ursache war. Er erschien mir übrigens in seinem Zimmer, als er von einem Stuhle aufstand und mir entgegenkam, weniger schön, weniger erhaben und auch weniger jung, dagegen kindlicher und liebenswürdiger, so daß ich, was mangelte, nicht eben vermißte. Sein Liebreiz hatte etwas Mädchenhaftes auch insofern, als er wohl davon Bescheid zu wissen schien und sich dessen freute. Aus seinen Augen sprach bescheiden und doch dringlich die Bitte, man möchte ihn hübsch finden und ihm gut sein, was denn wohl auch kaum jemand hätte unterlassen können, wenigstens ich fand nichts Gefallsüchtiges oder gar Geckenhaftes in seiner Eitelkeit, die sich unbefangen zeigte und die sein Lächeln leiser Wehmut selbst thöricht hieß. Immerhin konnte ich mir nun vorstellen, daß er auch der garstigen Gradella für ihre Bewunderung dankbar war und nicht umhin konnte, sie mit offener Grundsatzlosigkeit mit süßen Augen anzusehen. Vor allen Dingen war er in Gesicht und Gestalt, Art

und Wesen von solcher Feinheit, daß die nackte Dürftigkeit des Zimmers, in dem er sich befand, einen halb lächerlichen, halb abstoßenden Eindruck in seiner Unangemessenheit machte. Was man von seiner vornehmen Geburt sagte, war sicherlich kein Märchen: bis auf die stark ausgeprägten und dabei schlaffen Züge, auf die Geistesenge und den fein verschwiegenen Hochmut glich er dem Abkömmling eines hochgeborenen Geschlechtes, das sich nie durch heißes Blut aus dem Volke erfrischt hat.

Als ich auf die Sache zu sprechen kam, die mich zu ihm führte, und ihm ein kleines Sümmchen für die Anetta einhändigte mit der Bitte, es ihr zuzuwenden, wurde er verlegen, und es schien fast, als ob er mein Geld am liebsten zurückgewiesen hätte; über den Fall zu sprechen, war ihm augenscheinlich unlieb. Mir gingen allerlei Gedanken durch den Kopf: nützte er doch vielleicht die Verliebtheit der Weiber aus? legte er es etwa gar darauf an? dachte er daran, diese nun ledige Anetta, die für lustig und leichtsinnig galt, für sich zu gewinnen? besaß er sie vielleicht schon? wenn nun etwa das arme neugeborene Kind sein eigenes wäre? Ich betrachtete sein hübsches Gesicht forschend; aber die Feinheit und Bildung seiner Atmosphäre war so mächtig, daß sie einen zwang, alles Verletzende zu umgehen und jeder

Verlegenheit im Gespräch schnell vorzubeugen. Diesem Einfluß nachgebend, ging ich auf etwas anderes über und erkundigte mich nach den Lebensverhältnissen seiner armen Gemeinde, mußte aber zu meiner Verwunderung bemerken, daß er hier nicht sonderlich Bescheid wußte. Er kam wohl seinen seelsorgerischen Verpflichtungen nach, aber ohne dabei das Wesentliche ins Auge zu fassen, und die Leiden der Armut machten keinen Eindruck auf ihn, entweder weil er selbst dazwischen aufgewachsen war, oder weil er sich als den Adligen fühlte, der es für selbstverständlich ansieht, daß die Armen arm sind und entbehren. Allmählich sah ich klar, daß dies letztere der Fall war: im Grunde verachtete er sie alle, die er beständig durch seinen Liebreiz an sich lockte und von denen er sich so willig anbeten ließ. Um Anetta bekümmerte er sich nur, weil er wußte oder ahnte, daß sein Bruder es war, der ihren Mann getötet hatte, verlieben hätte er sich in eine Frau aus dem Volke nicht können. Er hatte keine Liebe zu seiner Gemeinde, überhaupt gar keine Menschenliebe. Aber geliebt zu werden sehnte er sich über alle Maßen, und nicht das kleinste Genügen gab ihm das Anschmachten und die Verehrung und die Anbetung der Männer und Weiber in der Altstadt. Sein vornehmes Wesen, die Ahnung seiner hohen Geburt und schließlich seine Priester-

würde hatte sein lebenlang solche Zuneigung, deren er bedurfte, in dem Kreise, wo er sich bewegte, von ihm ferngehalten: eine rücksichtslos zugreifende, herrisch über seine Person verfügende Liebe, die ihn wie ein warmer Sturm umschlungen und mitgerissen hätte, der hätte er sich hingeben und sich darin verlieren mögen. Dies äußerte er nie, noch deutete er es an, aber ich fühlte bald heraus, daß es der eigentlichste tiefste Schmerz seines Lebens war, und es rührte mich, wie schon mein warmes, aber von jeder Scheu und Ehrerbietung freies, handfestes, freundschaftliches Entgegenkommen, und die Art, wie ich mich seines Vertrauens bemächtigt, ihm wohlthat, und wie gern er sich bei mir gehen ließ.

Einmal gegen Abend traf ich ihn auf einem Platze, wo Musik spielte und die elegante Gesellschaft vor den Kaffeehäusern saß und plauderte. Ich fragte ihn, ob er die Musik liebe, aber er verneinte es und schien sie nicht einmal bemerkt zu haben. Er grübelte über einer theologischen Frage, die er schriftstellerisch bearbeiten wollte und die mir, nach seiner Erklärung, uninteressant und unwichtig vorkam. Wir waren kaum einige Minuten nebeneinander hergegangen, als uns an der Seite eines Soldaten ein Mädchen entgegenkam, die schon von weitem meine Blicke fesselte, nicht nur durch ihre zigeunerhaft auffallende Kleidung,

sondern weil ich eine solche Erscheinung noch niemals gesehen hatte. Als ich ihrer ansichtig wurde, lachte sie, wodurch ihr Gesicht kinderhafter erschien, als sie war; ein schlankes, schmales, strahlendes Kindergesicht, in dessen Lachen man einstimmen, das man hätte küssen mögen aus Freude an seinem Glück und seiner Unschuld. Das Wunderbarste daran war aber die goldbraune Farbe von einer Wärme und einem Schmelz, wie ich keine ähnliche in der Natur je gesehen habe. Gewachsen war sie schlank und gerade wie ein Schilf und ebenso biegsam; es sah aus, als ob der Wind sie uns entgegenwehe. Dazu war in ihrer Haltung ein leidenschaftlicher Stolz wie von einer Person, die sich nie unter einer Regel der Gesellschaft gebeugt und immer in wilder, aber nicht unedler Freiheit gelebt hat. Ich wollte eben eine Bemerkung über das wundervolle Mädchen machen, als ich sah, daß sie den Pfarrer an meiner Seite erblickt hatte und daß sich der Ausdruck ihres Gesichtes gleichzeitig in überraschender Weise verwandelte. Mit dem Blick überlegenen, kränkenden Hohnes, den sie absichtlich starr auf ihn heftete, sah sie viel weniger reizend und kindlich aus, ja, es war unleugbar etwas Rohes in der Art und Weise, wie sie ihm mit ihrem Blick förmlich ins Gesicht schlug, indem sie mit dem Soldaten dicht an uns vorbeiging. Der Jurewitsch, den ich er-

staunt und erschrocken von der Seite ansah, war bleich wie eine Wand geworden und sagte, wobei ihm der Mund ein wenig zitterte, erklärend zu mir: „Das war meine Schwester Galanta.“ Ich hatte nicht geglaubt, daß ihn etwas so erschüttern könnte: im Gefühl, daß seine Kniee wankten, daß ich irgend etwas für ihn thun müßte, zog ich ihn mit mir auf eine Bank, die in den Anlagen ein wenig versteckt stand. Ich sagte: „Lieber Freund, dies ist schrecklich, schrecklich traurig, nicht nur, daß Sie eine solche Schwester haben, sondern daß sie so reizend, so strahlend und ich möchte sagen so unschuldsvoll ist, und, so wie sie ist, im Schlamm untergehen soll; wenn das geschieht, ist es wirklich ein Sieg des Teufels über Gott gewesen.“ Die Entschlossenheit, mit der ich sein Vertrauen als etwas mir Gebührendes in Anspruch nahm, gewann ihn mir, und ich glaube, daß er in diesem Augenblick so offen von sich sprach, wie er überhaupt konnte.

Er war, wie ich schon von Farfalla wußte, ein Findelkind, auf dessen vornehme Geburt man daraus geschlossen hatte, daß das Tuch, worin das Kleine eingewickelt war, eine Krone über dem Buchstaben zeigte. Die Leute, die es auflasen, ein Briefträger und seine Frau, glaubten nach Art des Volkes bereitwillig an eine märchenhafte Lösung des Rätsels, durch die sich ihre Gutthat einst

belohnen würde; doch geschah es auch aus warmer, mitleidiger Gesinnung und von seiten der Frau aus frommem Glauben an die Vorsehung, daß sie das verlassene Kind zu sich nahmen und behielten. Sie waren zu der Zeit noch kinderlos und hatten ihr leidliches Auskommen, und der kleine Findling, den sie für einen heimlichen Prinzen ansehen, wurde liebevoll, sogar mit Ehrfurcht behandelt. Allmählich verschlechterten sich die Verhältnisse durch die Schuld des Mannes, der ein schöner, leidenschaftlicher, aber zügelloser Mensch war, im allgemeinen zuverlässig und fleißig, sich aber hier und da durch unbegreifliche Versäumnisse und Nachlässigkeiten verfehlte. Als er einmal wegen einer groben Unpünktlichkeit seines Dienstes auf eine Zeitlang enthoben wurde, hatte das nicht etwa die Folge, daß er sich besserte, sondern er verbitterte sich, warf sich auf das Trinken und wurde in der verborgenen Unzufriedenheit mit sich selbst launenhaft und herrschsüchtig gegen seine Umgebung.

In dieser Zeit wurde Galanta geboren, und in den fünf Jahren, die bis zur Geburt Torquatos verliefen, kam die Familie immer mehr herunter und schließlich in große Armut. Der Mann verlor seinen Posten und damit die bisherige Einnahme, gelangte zu keinem regelmäßigen Erwerbe mehr und drückte durch Gereiztheit, tyrannische Laune

und Wutanfälle auf die Frau und die Kinder. Die Frau, die sich mit frommer Ergebung in alles fügte, hörte nicht auf, eine wunderbare Rettung durch das Erscheinen der Eltern ihres Findlings zu erhoffen, erzog ihn selbst in dieser Aussicht und prägte ihm eine Art von andächtiger Ehrfurcht vor seiner vornehmen Abkunft und eigentlich vor sich selber ein.

Trotzdem er durch Roheit und Häßlichkeit in seiner Umgebung unbeschreiblich gelitten hatte, was er nicht sagte, was sich aber leicht verstehen ließ, liebte er doch seine Pflegeeltern. Besonders der unglückliche Mann, reich veranlagt, warm und gut von Natur, mit der verhängnisvollen Heftigkeit seiner Triebe, hatte einen Eindruck in seinem Herzen gemacht, den auch die abscheulichste Verwilderung der späteren Zeit nicht ganz verwischen konnte. Aber seine Liebe war immer von oben herabgekommen und stets war er sich bewußt, daß es eine göttliche Regung in ihm war, so niedrigen Leuten Zuneigung zu schenken. Er fühlte sich, das sprach mich vornehmlich aus seiner Erzählung an, als der rechtmäßige König, der, etwa von Feinden oder Empörern vertrieben, bei armen Holzhauern im Walde Versteck und Schutz gefunden hat. Daß er diese lieb hatte, während ihn das übrige Volk in der Altstadt im Grunde anwiderte, war zum großen Teil Herablassung, wenn er sich auch keine

Rechenschaft davon gab, weil sie sich durch die Treue zu ihm geadelt hatten. Er war es doch eigentlich, von dem ein Licht auf sie fiel und sie auszeichnete, und es war der wesentliche Inhalt aller seiner Träume, daß durch ihn zeitliches und ewiges Glück über sie kommen sollte. Wenn er sich den Hoffnungen seiner Pflegemutter, die sie in Bezug auf ihn hegte, hingab, war es hauptsächlich, weil er wünschte, diese Armen, die ihn bei sich aufgenommen hatten, königlich belohnen, überschütten zu können. Nichts hätte er durch sie leiden können, was das Gefühl der Dankbarkeit in ihm aufgehoben hätte; denn er war nicht nur von Herzen dankbar, sondern hielt das auch für die vornehmste Pflicht, die sein Adel ihm auferlegte. Wie er sich jetzt des Wenigen, das er hatte, beraubte, um seinen Geschwistern etwas zukommen zu lassen, wie er Laufbahn und Zukunft ihnen geopfert hätte, so hätte er als Kind, obwohl zart und furchtsam, ohne Besinnen sein Leben in ihrer Verteidigung hingegeben. Freilich hatte er damals auch die kleinen Geschwister geliebt, das einzige Mal in seinem Leben, mit einer Liebe, die in seinem Blute saß, in seiner Natur festwurzelte, nicht wie jede spätere Neigung willkürlich und lose in seinem Herzen steckte. Sie war das einzige Feuer, an dem sich seine nackte, frierende Seele einmal ganz durchwärmt hatte, und sie flatterte noch immer da-

hin zurück, um sich aufzutauen und sich lebendig zu fühlen.

Seine Pflegemutter hatte ihm, wenn sie arbeiten ging, die Geschwister anvertraut und sein hochmütiges Pflichtgefühl noch dadurch angespornt, daß sie betonte, wie nun nicht nur die beiden kleinen Körper, sondern auch die Seelen in seiner Hand lägen. Dies Gefühl, nicht nur der Höherstehende, sondern thatsächlich der Herr über die arglosen kleinen Wesen zu sein, die alles von ihm zu erwarten hatten, öffnete sein Herz gegen sie, die übrigens auch völlig dazu angethan waren, sich durch allerlei kindlichen Reiz beliebt zu machen.

Besonders Galanta mußte schön und eigenartig gewesen sein; sie war wie aus Gold gemacht, erzählte mir Jurewitsch. Er kannte ein Märchen vom Marienkind, das seinen Finger in das Schlüsselloch der Saalthür gesteckt hatte, hinter der die heilige Dreieinigkeit saß, und ihn vergoldet wieder herauszog. So war Galanta am ganzen kleinen Körper gewesen, vor allem hatten ihre braunen Augen solchen Goldglanz, daß er, selbst noch ein Kind, wenn sie nach dem Schlafe die Augen wieder aufthat, denken mußte, sie käme nun aus jenem himmlischen Saale wieder auf die Erde zurück. Lange glaubte er, daß sie in Wirklichkeit ein Engelskind wäre, dem er nicht ohne Anbetung die glänzenden Füße küßte, und

wenn sie ihn so freundlich ansah, wurde ihm das Herz so warm, als ob die Sonne ihn auf die Stirn geküßt hätte. Dabei war sie wild und übermütig in Freude, Zärtlichkeit und Trauer, wenn sie die winzigen Arme um seinen Hals schlang oder wenn sie weinte und gewaltig schrie, sobald er ohne sie aus dem Zimmer zu gehen Miene machte.

Torquato, behauptete der Jurewitsch, wäre als Kind noch schöner gewesen als Galanta, aber dunkel und ohne Glanz. Er war kränklich geboren und meistens unzufrieden, obgleich er niemals weinte; wegen der Pflege, die das erforderte, konnte sich der Jurewitsch wenig mehr um Galanta bekümmern. Anfangs gab es wilde, eifersüchtige Schmerzen, mit der Zeit aber sah sie mit erwachender mütterlicher Fürsorge auf das schwarze, traurige Ding in der Wiege und übertrug alle Wärme von dem älteren auf den jüngeren Bruder. Was den Jurewitsch immer wieder beschäftigte und bekümmerte, war, daß Torquato niemals lachte; er war schon über ein Jahr alt und noch war der kleine Mund immer trüb verschwiegen, schwer von Melancholie. An einem warmen, aber dunklen und stürmischen Frühlingstage schleppte er den Kleinen, der so weit nicht laufen konnte, bis ans Meer, wo die Segelschiffe und Dampfschiffe, das Lärmen und Treiben eine kurzweilige Unterhaltung für ihn versprachen. Erfreut dar=

über, daß dem Kinde das Bild zu gefallen schien, trug ihn der Aeltere, so schwer ihm die Last auch wurde, weiter und weiter bis dahin, wo eine kleine weiße Landzunge sich ins offene Meer erstreckt. Hier sprang an jenem Tage das Meer in starken, schwarzgrünen Wellen in die Höhe, toste und schäumte, daß blitzende Wassertropfen in die stürmische Luft sprühten, so daß es sich wie ein prächtiger Freudenreigen ausnahm unter dem Triumphgesang des schweifenden Windes. Torquato starrte eine Weile mit aufgerissenen Augen in das Rauschen hinein, breitete plötzlich beide kleine Arme aus und lachte, ein lautes, schreiendes, wildes unmelodisches Lachen. Der Jurewitsch, der, wie es zu gehen pflegt, gerade jetzt nicht an das Lachen, das ihn sonst so viel beschäftigte, gedacht hatte, war von Ueberraschung und Freude dermaßen überwältigt, daß er, der kaum je, was ihn innerlich bewegte, nach außen zu zeigen pflegte, sich mitsamt dem Kleinen in den weißen Sand warf und um ein Haar mit ihm in das anstürmende Meer gerollt wäre.

Wie nun diese beiden Kinder, die sein alles waren, allmählich angefangen hatten, ihn zu hassen, brauchte er mir kaum zu erklären. Ihnen hatte ihn schon die Mutter dadurch verleidet, daß sie ihn beständig als etwas Hohes und Edles, Vorbildliches vor sie hingestellt hatte; denn sie woll-

ten durchaus nicht gelten lassen, daß der schüchterne Bruder, den sie beherrschten und wie einen jüngeren ansahen, etwas Besseres als sie wäre. Als dann seine Schönheit, Feinheit und Liebenswürdigkeit die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte und es ihm durch fremde Unterstützung ermöglicht wurde, ein Seminar zu besuchen, damit er sich dem geistlichen Stande widmete, wurde das Verhältnis immer schlimmer. Je mehr er sich bildete und weiterkam, desto heftiger stieß ihn ihr wildes Treiben ab, und sie ihrerseits verachteten ihn noch gründlicher als früher, weil er über den Büchern hockte und den Frommen und Tugendhaften spielte — denn so faßten sie es auf — um sich Gönner zu erwerben. Das Schlimmste war, daß die zärtliche Liebe, die er fortwährend für sie hatte, ihn doppelt schwach ihnen gegenüber machte: er sah, daß böse und gefährliche Triebe sie ins Verderben führten; aber die Angst, sich ihnen verhaßt zu machen, hielt ihn ab, ihnen ernstlich zu wehren. Machte er ihnen aber einmal Vorstellungen, so kam ihnen das bei der Stellung, die sie zu ihm einzunehmen gewohnt waren, als lächerliche Anmaßung vor, und sie entwaffneten ihn durch Hohn und Grobheit. Das geistliche Gewand machte ihn in ihren Augen vollends zu etwas Weibischem, das den Spott herausforderte, und sie hätten sich geschämt, einen Rat

von ihm anzunehmen, ja sie hielten es für anständig, zu thun, was ihm mißfallen mußte. Ihrer Ansicht nach war er ein Heuchler und Müßiggänger, der sich vom Staate dafür bezahlen ließ, daß er mit ihm gemeinsame Sache gegen das arme Volk machte.

Nun war es längst so, daß er kaum mehr in unmittelbare Berührung mit ihnen kam. Torquato beutete ihn zwar zuweilen aus, mußte das aber sorgfältig vor Galanta geheimhalten, die es als eine Schande betrachtet hätte, Geld von ihm anzunehmen. Sein Gewissen ermahnte ihn unablässig, sich ihnen aufzudrängen, sie zu bekehren, sie zur Umkehr zu zwingen, aber er traute sich nicht; denn er wollte ihnen als der Höhere und Unantastbare gegenüberstehen und fühlte doch, daß sie die Stärkeren waren, und daß er weit mehr Kraft und Liebe in sich haben müßte, um etwas über sie zu vermögen. Sie waren die kleinen Kinder nicht mehr, die so fest in seinem Herzen gesessen und es warm gemacht hatten, und er liebte vielleicht die Erinnerung an sie mehr als sie selber. Aber die Ermahnung der Mutter, daß sie ihre beiden Seelen in seine Hand gelegt hätte, wirkte so in ihm fort, als ob sie gestern ausgesprochen wäre, und ließ ihm nicht Ruhe. Als er in seinen Jünglingsjahren die Hoffnung aufgegeben hatte, daß in Hoheit und Reichtum sein Vater oder seine

Mutter erscheinen und ihn in Stand setzen würde, denen, die ihm wohlgethan hatten, in großartiger Weise zu lohnen, war ein anderer Traum an jene Stelle getreten: daß er dereinst seiner verklärten Pflegemutter im Jenseits die Seelen ihrer Kinder zuführte. Du hast sie mir vertraut, und sieh, ich bringe sie dir beide, wollte er sagen und still zurückstehen; aber es ging doch alles Licht in dem Bilde von ihm aus und er fühlte, daß er ihnen gegenüber wie Gott sein würde, der seine Schöpfung spielen läßt, ohne sich einzumengen. Dennoch ergriff es mich im Innersten, als er sagte: „Ich darf nicht ohne diese beiden Seelen kommen; sie sind mir anvertraut und ich bin verloren, wenn ich sie nicht vor Gott bringe;“ er sah dabei aus, wie er als armer kleiner Junge gethan haben mochte, wenn die Mutter ihm ihre Kinder auf das zarte Gewissen lud und sein Herz vor Stolz und großer Furcht geschwellt war.

Ich sagte: „Wissen Sie, daß Sie beneidenswert sind? Ihr Leben hat den edelsten Zweck, Menschenseelen für das Gute zu gewinnen, und zwar eben die, welche Ihnen am liebsten auf der Welt sind. Kein Augenblick ist für Sie leer, unbedeutend, lästig, jeder ist von diesem reinen Wunsche beseelt und Sie fühlen sich nie vergeblich auf der Welt.“ Meine Worte, die ihm wohlthun sollten, schienen ihn vielmehr zu quälen,

aber ehe mir das klargeworden war, hatte ich schon weitergefragt, ob er Einfluß auf seine Geschwister gewonnen hätte und was er thäte, um sie an Arbeit, Redlichkeit und Sitte zu gewöhnen. Er errötete tief, doch zu stolz, um mir auszuweichen, sagte er mit einem Anflug anmutiger priesterlicher Würde, wovon er vorher nichts hatte merken lassen: „Ich verkehre nicht mit ihnen, außer wenn sie mich aufsuchen; aber ich bete für sie.“ In diesem Augenblicke erschien er mir auf einmal verlogen, unecht, leer und geckenhaft; als putzte er sich mit erkünstelten Leiden und benützte Jammer und Schande, um sich vor dem geblendeten Volke in einem zierlichen Heiligenschein sehen zu lassen. Ich sagte, rasch diesem Eindruck nachgebend: „Sie beten? Wenn Ihre Worte zu schwach sind, um Menschenseelen zu bekehren, glauben Sie, daß Sie Gott damit zwingen können?“ bereute aber gleich darauf, es gethan zu haben. Keiner kannte ja seine Ohnmacht so gut als er selber, warum sollte er sein ganzes Elend mir Fremdem offenbaren? Was ich aber nun auch sagte, um meine unbedachte Härte wieder gut zu machen, es gelang mir nicht, ihm wieder nahe zu kommen; ich war so dicht bei ihm gewesen, daß ich ihn tief hatte treffen und verletzen können, und als ich gleich darauf lindernd zufassen wollte, war er mir sternenweit und ich konnte ihn nicht mehr berühren.

Wir wechselten noch ein paar höfliche Worte und verabschiedeten uns voneinander; wie ich ihn in der Dämmerung sich im abendlichen Menschengetümmel der Straße verlieren sah, war mir zu Mute, als müßte ich ihm nachlaufen und bei ihm bleiben, weil seine Seele allein in der Einöde wäre.



III

Die Farfalla hatte mit siebzehn Jahren einen Uhrmacher geheiratet, der ein schöner Mann war und eine gute Einnahme hatte, so daß sie anfangs in Verhältnissen lebte, die für ihre Lebensgewohnheiten bequem genug waren. Sehr bald aber, als ein Kind nach dem andern geboren wurde und die Ausgaben sich mehrten, wurde der Mann, der nie besonders häuslich gewesen war, liederlich, verschleuderte sein Geld im Wirtshause mit Frauen und Kameraden und brachte infolgedessen immer weniger nach Hause, während doch mehr als früher benötigt wurde. Er faßte sogar gegen seine Frau, die seiner Ansicht nach an den vielen überlästigen Kindern schuld war, eine Abneigung, vernachlässigte sie mehr und mehr und verließ sie schließlich zu einer Zeit, als ihr wieder die Geburt eines Kindes bevorstand. Nicht nur ganz

mittellos blieb sie zurück, sondern sie sollte auch noch die Schulden bezahlen, die ihr Mann gemacht hatte; und es ist für mich ein nicht ganz aufgeklärtes Wunder geblieben, daß sie sich in solcher Lage mitsamt ihren sieben Kindern am Leben erhalten hat. Noch eins stand ihr, wie sie mir erzählte, im Wege: daß sie nicht verstand, das Mitleid der Leute zu erregen. Wenn auch zuweilen reiche Damen, etwa durch den Arzt aufmerksam gemacht, die beklagenswerte, mutige Frau aufsuchten, so schien es diesen, wenn sie sich bei ihr umsahen, als sei sie nicht so bedürftig wie andere. Das Zimmer, das sie bewohnte, war, schon weil er fast leer war, immer ordentlich und, trotzdem sieben Kinder darin hausten, sauber; ein buntes Madonnenbild, das sie aus besserer Zeit behalten hatte, war im Sommer häufig mit Blumen geschmückt, die ihr eine Marktfrau oder ein Gärtner oder glückliche Kinder in blühenden Gärten gegeben hatten. „Denn“, sagte sie, „ich wäre lieber mit meinen Kindern zusammen vor Hunger gestorben, als daß ich gebettelt hätte. Nur um Blumen zu betteln, habe ich mich nie geschämt. Ich habe meinen Kindern kein Spielzeug schenken können, ausgenommen, was ich selbst aus Holz, Pappe oder altem Zeug anfertigen konnte, aber sie waren auch mit Blumen zufrieden, und deshalb sollten sie Blumen haben, selbst wenn ich

sie hätte stehlen müssen. Aber", setzte sie lächelnd hinzu, „so schlecht sind die Menschen nicht; ich habe immer solche gefunden, die mir Blumen gaben."

Wenn nun die Menschenfreunde, die — wie ich selber — immer eifrig bedacht waren, ihre Wohlthaten nicht zu vergeuden, das reine Zimmer mit Blumensträußen darin sahen und vollends, wenn sie mit der Farfalla ins Gespräch kamen, über deren Gesicht immer ein Glanz von Heiterkeit lag und die immer ein Scherzwort im Munde führte, glaubten sie nicht recht an ihr Elend. „Ich bemerkte das wohl", sagte sie zu mir, „aber ich konnte nun einmal durchaus nicht wehleidig thun. Mochte mir auch die Not bis an den Hals gehen, in dem Augenblick, wo ich freundliche Menschengesichter sah und sprechen konnte, hellte sich alles auf und schien mir erträglicher; ohne daß ich sie gerufen hätte, sprangen mir dann lauter lustige Einfälle von der Zunge, die mich selber hellauf lachen machten." Deshalb, sagte sie, hätten die Männer sie auch gern gehabt und ihr nachgestellt, sowohl die aus ihrem Stande wie die vornehmen; aber, obwohl sie damals noch jung war, verspürte sie nie eine Neigung, diesen Anträgen nachzugeben. Es kam zuweilen vor, daß einer besonders erpicht auf sie war und ihr eine Summe Geld bot, die ihr für geraume Zeit das ärgste Elend vom Leibe

hätte halten können; dann führte sie den Bewerber in ihr Zimmer, stellte ihre sieben Kinder der Größe nach nebeneinander vor ihm auf und sagte: „Glauben Sie nicht, daß ich an diesen genug habe?“ Worauf der lachen mußte, ihr herzlich die Hand schüttelte und sie künftig in Frieden ließ. Auch wenn sie wieder hätte heiraten können, sagte sie, würde sie es nicht gethan haben: ihre Erfahrungen hatten ihr die Meinung beigebracht, daß, wo die Armut groß ist, die Ehen selten glücklich sind, und vollends, daß ein Mann für sieben fremde Kinder arbeiten sollte, würde sie niemals für möglich gehalten haben.

Daß das männliche Geschlecht wirklich nicht viel Macht über sie gehabt hatte, sah man ihrem Gesichte an, das etwas Kräftiges, Klares und Keusches vor den meisten Frauen aus dem Volke auszeichnete. Wieviel Elend, Arbeit, Not und verhaltene Schmerzen mußten vorangegangen und durchgelitten sein, bis es so zerstört war! Denn verrunzelter, farbloser, eingefallener hätte kaum eine Siebzigjährige aussehen können, und sie war noch nicht über fünfzig Jahre alt. Nur ihre Gestalt war verschont geblieben, die, wenn sie auch nicht eben jugendlich war, doch den Eindruck des Flinken, Rüstigen, Ungebeugten machte. Alle ihre Bewegungen waren schnell und kräftig und geschickt und sie führte sie mit einer gewissen Lust

aus: sie mochte sich noch so viel bücken oder Schweres heben und tragen, es schien ihr nie Mühe zu machen, ja sie that es nicht ohne Anmut. Aber auch die Blüte ihres Gesichts war nicht ganz verwelkt: wie man von einigen Heiligen erzählt, daß das Antlitz Jesu durch ihre Züge hindurchgeleuchtet hätte, sah ich ihr Jugendgesicht wenigstens in manchen Augenblicken zwischen dem alten verfallenen hervorschimmern mit großen, freien, ruhigen Augen und schmalen Lippen, die nichts Verführerisches hatten, aber das wärmste, gütigste, freundlichste Lächeln, in dem sich jeder gerne sonnen mag. Es hatte im Allgemeinen etwas Tröstliches für mich, so deutlich zu sehen, daß das Allerfeinste, Alleredelste dieser verwüsteten Jugendlieblichkeit dennoch fortdauerte, nicht eigentlich sichtbar, aber geheimnisvoll fühlbar, gegenwärtig vielleicht in jener himmlischen Körperlichkeit, die nach den Worten der Bibel im Reiche der Ewigkeit unsere Seele gestalten soll. Nur wenig angetastet durch die Zahnlosigkeit des Mundes waren die schönen, regelmäßigen Verhältnisse ihres Gesichtes, die ihm Ruhe, Harmonie und Größe gaben, auch das freilich nur dem erkennbar, der mit liebevoll forschendem Blick lange darauf verweilte.

Ich fragte, ob sie von ihrem Manne nie mehr etwas gehört hätte. Doch, sie hatte seinen Aufenthaltsort in Amerika durch Zufall erfahren;

ihre Tochter Nanni, ein Siebenmonatskind, das immer seine feinen Puppenglieder behalten hatte, war damals zehn Jahre alt und hatte nicht geruht mit Bitten, bis sie ihr erlaubte, dem Vater, mit dem sich ihre Phantasie immer beschäftigte, einen Brief und ihr Bild zu schicken. „Wie haben wir sparen und darben müssen, damit sie sich photographieren lassen konnte“, sagte die Farfalla; „und als keine Antwort kam und sie wochenlang des Nachts in ihre Kissen hineinschluchzte, habe ich kaum die Kraft gehabt, ihr Herz zu trösten, denn sie hatte mich auch angesteckt mit ihren Hoffnungsträumen.“ „Aber dieser Mensch war schlimmer als ein Tier“, fuhr es mir heraus, „daß er seine Kinder nicht lieb hatte. Wie konnten Sie denn einen solchen Teufel heiraten?“

Mit derselben unbewußten Ueberlegenheit, die ich schon früher an ihr bewundert hatte, als spräche sie von einem Fremden, sagte sie: „Er war nicht so schlecht, wie Sie denken, nur zu lustig war er, das ist die Ursache von allem. Es sollte immer hoch hergehen bei ihm, ein stilles, friedliches Vergnügtsein mit mir und den Kindern zu Hause genügte ihm nicht. Lärm und lautes Gelächter mußte um ihn herum sein, viele Menschen mußten dabei sein, und womöglich mußte auch der Wein fließen, am liebsten auf seine Kosten; denn er gab gerne

Geld aus, nur nicht im Stillen für seine Familie, sondern klingen und klirren sollte es. Auch mit den Kindern spielte er gern, wenn etwa ein Fest-tag war, und er konnte als heiliger Nikolaus oder Weihnachtsmann auftreten, oder es war sonst ein rechter Trubel; Sie hätten ihn sehen sollen, wie dann sein Gesicht strahlte und sein Lachen schmet-terte, fast zu sehr für unsere kleine Wohnung. Aber Kinder, wie Sie wohl wissen, ertragen nicht viel von solchen ausgelassenen Freuden, ihre klei-nen Herzen werden leicht zu voll und fließen über, so daß die lauten Feste meistens mit Thränen enden. Weinen und Schreien konnte er aber durchaus nicht hören, und noch viel weniger ver-trug er den Anblick von Krankheit und Mangel und sorgenvollen Mienen; wenn er dergleichen sah, kehrte er an der Schwelle wieder um, ging ins Wirtshaus und trank Wein, bis er die Traurig-keit völlig vergessen hatte. Dann ging es hernach doppelt lustig zu, er blieb Tage und Nächte fort, und je länger es dauerte, desto schwerer entschloß er sich, nach Hause zurückzukehren. Da nun die Not bei uns immer wuchs und unsere Gesellschaft ihm immer kläglicher vorkam, kam er immer selt-tener nach Hause und schließlich blieb er ganz aus; so hatte es nicht einmal etwas besonders Auf-fälliges für mich."

Ich sagte: „Diese Lustigkeit ist des Teufels.

Er kommt mir vor wie ein boshafter Bube, der ein Kind zum Vergnügen schlägt und, wenn es dann zu heulen anfängt, wütend wird und fester zuschlägt. Hätte er besser für seine Familie gesorgt, hätte es nicht so elendiglich zu Hause ausgesehen und er hätte daheim bleiben können." Die Farfalla lachte, ohne sich aber von meinen Worten überzeugen zu lassen. „Es war auch meine Schuld", sagte sie. „Als er anfing, mit anderen Frauen zu gehen, warnten mich die Freunde und redeten mir zu, ich möchte ihn zur Rede stellen. Aber ich gewann es nicht über mich; im Gegenteil bemühte ich mich, ihn nicht merken zu lassen, daß ich etwas davon wußte, wie ich ihn überhaupt nie gefragt habe, wo er gewesen sei und was er getrieben habe. Vielleicht wäre er anders gewesen, wenn er sich vor meinen Klagen oder Vorwürfen gefürchtet hätte. Das allerdings hätte ich nicht ändern können, was ihm am meisten zuwider war, daß ich beinahe jedes Jahr ein Kind zur Welt brachte. Ich pflegte es ihm so lange wie möglich zu verheimlichen, teils um sein Schelten und Fluchen nicht hören zu müssen, teils weil ich mich schämte; denn ich schämte mich, als ob ich etwas Schlechtes begangen hätte, und es ist mir nie in den Sinn gekommen, daß es eigentlich nicht meine Schuld war." Sie lachte, indem sie dies sagte, nicht etwa bitter, sondern gutmütig, wie

jemand, der sich nachträglich über die unschuldige Thorheit seiner Jugend belustigt.

Ich wußte nicht, ob ich mich über ihre Gemütsart ärgern oder sie bewundern sollte und betrachtete zweifelnd ihr mildes, keineswegs kraftloses Gesicht. „Waren Sie denn niemals empfindlich?“ fragte ich, „empört? entrüstet? wütend? Hatten Sie denn niemals Lust, zu sagen: ich hasse dich, du Scheusal? meinetwegen ihn zu schlagen? zu erwürgen?“ „Was für Lust ich hatte, weiß ich nicht mehr“, sagte sie und lachte; „gethan habe ich nichts dergleichen, weder gescholten noch geschlagen. Mein ganzes Bemühen ging dahin, es nicht zum Streit kommen zu lassen; denn ich bin so geartet, daß ich Unfrieden und Gezänk nicht ertragen kann. Nur wenn er auf die Kinder schalt oder mit dem Fuße nach ihnen stieß, habe ich sie verteidigt und ihn gebeten, lieber fortzugehen und sich die üble Laune draußen, wo er wolle, zu vertreiben.“

Sie hatte niemand gehabt, der sie gegen diesen Unmenschen in Schutz genommen oder wenigstens ihr zur Seite gestanden hätte; nicht einmal die Personen, die ihr am nächsten standen, hatten sich ihrer angenommen. Ihre Mutter, die von Rechtlichkeit, Gottesfurcht, Anständigkeit und vielen ähnlichen Tugenden und Grundsätzen strotzte, konnte es ihrer Tochter nie verzeihen, daß sie

die von ihr gemißbilligte Heirat begangen hatte, und sah griesgrämig triumphierend zu, wie sich ihre Prophezeiungen erfüllten. Hätte die Farfalla etwas Erhebliches aufgewendet, um ihn zu seiner Pflicht anzuhalten, ihre Lage bejammert und das Rechthaben der Mutter häufig und ausdrücklich betont, würde sie das vielleicht etwas besänftigt haben; für den schweigenden Stolz und die Tapferkeit ihres Kindes war sie ohne Verständnis. Wenn die Farfalla einmal bescheiden klagte, warum sie ihre Schwester besuche, sie aber nicht, antwortete die Mutter, die Schwester hätte nur zwei Kinder, sie aber sieben, denen etwas mitzubringen sie zu teuer kommen würde — ohne zu bedenken, daſt die sieben es weitaus nötiger hatten als jene und, da sie nie satt zu essen bekamen, schon mit einem tüchtigen Stück Brot zu beglücken gewesen wären. Die Wahrheit war, daß die Schwester sich in guter Vermögenslage befand, woraus die Mutter manchen Vorteil zog, während sie von der unglücklichen Farfalla natürlicherweise nichts erwarten konnte.

Die Schwester der Farfalla war mit einem Kameraden ihres Mannes verheiratet, der sich anfänglich um sie selber beworben hatte, von ihr aber als ein unansehnlicher, trockener und schon etwas ältlicher Mann abgewiesen worden war. Er begnügte sich darauf mit ihrer Schwester und er-

wies sich als ein außerordentlich arbeitsamer und sparsamer Mensch, der mit der Zeit ein nettes Vermögen aufhäufte. Diese Leute hätten der Farfalla leicht helfen können, aber die Schwester bewahrte es grollend im Gemüte, daß ihres Mannes Neigung eigentlich jener gegolten hatte, aus welchem Grunde wieder der Mann sich scheute, dadurch, daß er zu lebhaft für sie eintrat, die Eifersucht seiner Frau zu reizen. Immerhin liebten sie es, die Farfalla um sich zu haben und ihr anschauungsweise vorzuführen, wie sich Fleiß und Ordnung und Bescheidenheit lohnen und wie Leichtsinn ins Verderben führt. Deshalb und weil niemand so leistungsfähig, geschickt, bereitwillig und praktisch war wie die Farfalla, ließen sie sie eine Zeitlang alle Hausarbeit bei sich thun, wofür sie als Entgelt das Essen und die abgetragenen Kleider, zerbrochenes Spielzeug, kurz alles, was nicht mehr brauchbar war, erhielt. Es kam ihr lange nicht in den Sinn, darüber nachzudenken, wer dabei der Gewinnende war; aber es kränkte sie, daß ihre Schwester ihren Bekannten die nahe Verwandtschaft verheimlichte und sie ihnen gegenüber als Dienstmagd bezeichnete, und als sie erfuhr, daß Schwager und Schwester einmal darüber geklagt hatten, die schlecht gekleidete Schwester könne ihnen Schande machen, zog sie sich von ihnen zurück und suchte andere Arbeit. Nun machte ihr die Schwe-

ster heftige Vorwürfe, daß sie sich unter die gemeinen Arbeiterinnen mischte, die auf der Kirchentreppe saßen und warteten, bis jemand kam, um sie auf Tagelohn zu dingen, und sie befahl ihren Kindern, die sehr an der Tante gehangen hatten, den Kopf wegzuwenden, wenn sie ihr auf der Straße begegneten, um sie nicht zu grüßen.

Bis dahin hatte die Farfalla mit gutmütigem Lächeln von ihrer Mutter und Schwester gesprochen, als wären es arme, unter der Dummheit und Schwachheit der Welt leidende Thörinnen; nur als sie mir dies letzte erzählte, schlich sich ein wehmütiger Zug um ihren Mund und die Falten in ihrem Gesicht schienen sich gramvoller zu senken. „Ich bin seitdem die Straße nicht mehr gegangen, wo die Kinder zur Schule gingen“, sagte sie.

O du, dachte ich, die Engel werden sich vor dir verneigen, werden dich tragen und dir einen goldenen Sonnenschein über dein liebes, altes, müdes Haupt halten. Und ist es nicht jetzt schon so? Haben dich nicht in allen deinen Nöten deine Kinder umringt und dir zugelächelt, und werden dir nicht wieder die Engelsaugen der Kinder deiner Kinder strahlen?

Drei von ihren Kindern waren in der Fremde und vorerst nicht in der Lage, sie zu besuchen, wenn es ihnen auch nicht gerade schlecht ging.

Ich wunderte mich, wie sie als alleinstehende junge Frau, die genötigt war, außer dem Hause zu arbeiten, ihre Kinder zu braven Menschen hätte erziehen können, und erkundigte mich, ob sie große Strenge dazu habe anwenden müssen. Geschlagen, sagte sie, hätte sie nur eines ein einziges Mal, nämlich Carmelo, den ältesten, der mehr als alle von den guten Tagen genossen hatte, dem hernach aber auch die härteste Aufgabe zufiel. Er mußte, während seine Mutter fort war, die jüngeren Kinder beaufsichtigen, ihnen ihre Flaschen und Suppen zubereiten, sie füttern, waschen und trocknen, sie herumtragen, kurz in jeder Hinsicht für sie sorgen. Obgleich er natürlicherweise lieber draußen mit anderen Knaben seines Alters sich getummelt hätte, beklagte er sich doch nie, da er die Notwendigkeit der Sache begriff und da er außerdem, gesund, kräftig und gutmütig, wie er war, die Neigung hatte, das Schwache und Hilflose, Kinder und Tiere, zu beschützen und mit ihnen zu spielen. Um so mehr war die Farfalla erstaunt und bestürzt, als er eines Tages verschwunden war, ohne irgend eine Nachricht über seinen Aufenthalt zurückzulassen. Sie brachte einen Tag und eine Nacht unter unaufhörlichem Suchen und mit immer wachsender Angst zu, bis schließlich ein Weib, das von den Bergen her Milch in die Stadt trug, ihn zurückbrachte. Diesem war der halb-

verhungerte hübsche Junge aufgefallen; sie hatte ihn gefragt, wohin er gehe, und als sie die Antwort erhalten hatte, er wolle in den Wald, um Räuber zu werden, sogleich den richtigen Zusammenhang geahnt und nicht geruht, bis sie ihn bewogen hatte, mit ihr umzukehren. „Damals habe ich ihn trotz meiner Freude, ihn wiederzusehen, geschlagen", sagte die Farfalla; „denn es war mir wie der Blitz in die Seele geschlagen, daß er vielleicht in Wirklichkeit ein Räuber oder noch Schlimmeres werden könnte, wie es manche Mutter in der Altstadt mit ihren Söhnen erlebt hat, die weniger arm und verlassen war als ich."

Uebrigens hatten ihr die Kinder, von natürlicher Kinderwildheit und -Ungezogenheit abgesehen, keinerlei Kummer bereitet. Die Töchter, von denen die älteren jetzt im Auslande verheiratet waren, hatten reiche Damen in Klöstern zur Erziehung untergebracht, wo sie zwar außer Handarbeiten nicht viel Ersprießliches erlernt, aber doch gute Sitten und ein nettes Benehmen sich angewöhnt hatten. Von der kleinen Nanni wurde sogar erwartet, daß sie den Tugendpreis erhalten würde: so nannte man die Stiftung eines verstorbenen Stadtvaters, wonach jedes Jahr einem armen Mädchen, das nachweisbar brav und makellos war, einige hundert Gulden zur Aussteuer ausgezahlt wurden. Diese Bravheit war in der Alt-

stadt, wo die meisten Mädchen mit sechzehn Jahren schon einen Liebhaber und ein Kind haben, nicht leicht aufzutreiben, und wie es mir schien, hatten die älteren Töchter keinen Anspruch auf den Tugendpreis erheben können. Die unermüdliche Farfalla war bereits bei allen maßgebenden Persönlichkeiten gewesen, um ihnen ihre Tochter zu empfehlen und mit Wohlwollen und Versprechungen entlassen worden, so daß mit ziemlicher Gewißheit auf die Erfüllung des Wunsches gerechnet werden konnte. Der Verlobte war als Heizer auf einem großen Indiendampfer angestellt, ein guter, stiller Mensch, der sich immer nur wenige Tage in der Stadt aufhalten konnte. Zum Ueberfluß, sagte die Farfalla, würde sie jetzt noch auf den heiligen Berg gehen und der Mutter Gottes die Sache ans Herz legen; bekäme die Nanni den Tugendpreis, könne sie heiraten, sich ordentlich einrichten, und wäre dann, da der Mann genug verdiente und sparsam wäre, gut versorgt.

Ich knüpfte hieran die Bemerkung, daß Gott doch die treue Pflichterfüllung lohne und sie gewiß am Ende die Früchte ihrer Mühen genießen lassen würde. Sie sah mich ernstlächelnd an und sagte: „Nein, Gott hat die Armen nicht lieb. Ich werde mein Leben lang hart und aufs äußerste arbeiten müssen, doch nie genug haben, und schließlich, wenn ich nichts mehr thun kann, im Armen-

haus sterben. Und doch habe ich mit Wissen nie etwas Böses gethan oder wenigstens nicht mehr als Tausende, die zeitlebens im Glücke schwelgen."

Da ich nun einmal damit angefangen hatte, Gottes Anwalt zu machen, predigte ich etwa folgendermaßen auf sie ein: „Auf Glück kommt es nicht an, wenigstens nicht auf das, was wir unter Glück verstehen. Es kommt darauf an, daß wir uns vervollkommnen, und das zu bewerkstelligen, sind Not und Kampf und Mühsal weit besser angethan als unser sogenanntes fades Glück. Wenn man Einsicht hat, müßte man deshalb begreifen, daß Gott die am liebsten hat, denen er recht viel Steinblöcke und Dornbüsche auf den Weg wirft, mit deren Beseitigung sie sich gehörig abarbeiten müssen." Und ob sie selber, fragte ich, nie ein stolzes Gefühl des Glückes in der Brust gespürt hätte beim Anblick der Kinder, die sie allein, ohne Hilfe Gottes und der Menschen, ernährt und aufgezogen und gesund und brav erhalten hätte?

Sie hatte mich, während ich sprach, aufmerksam angesehen, und zum erstenmal, sei ich sie kannte, kam allmählich etwas Verschleiertes in ihren offenen trockenen Blick. „Ich habe niemals Zeit gehabt mich zu besinnen, ob ich glücklich oder unglücklich wäre", sagte sie. „Seit ich ins Elend gekommen bin, hatte ich beständig soviel zu denken, wie ich täglich Brot für die Kinder bekäme,

daß ich über mich nicht nachdenken konnte. Und das ist gut; wenn ich dazu Zeit gehabt hätte, würde ich vielleicht nicht mehr so heiter sein können, wie Sie mich jetzt sehen. Damit hängt es auch zusammen, daß ich nie, wie andere, in eine Kirche eintrete, um zu beten. Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, wie ich einmal in der Abenddämmerung auf dem Heimweg von der Arbeit in den Dom trat; es war März und die Luft war leicht und lau zum erstenmal seit dem Winter, so daß ich unwillkürlich langsamer ging, da hörte ich leises Orgelspielen durch das offenstehende Portal und trat ein. Beim Eintreten dachte ich noch: wird mir auch Zeit bleiben, Riccardos Wäsche zu waschen? Ob sie auch trocken wird bis morgen früh? Ob mir eine Nachbarin ein paar glühende Kohlen leihen wird, um Riccardo ein Ei zu kochen? Ob mir auch genug übrig bleibt, um dem Pfandleiher den Zins zu zahlen, wenn ich frische Eier kaufe? Denn in dieser Weise rechne und würfle ich mit Zeit und Geld in meinem Kopfe den ganzen Tag und manchmal noch Nachts im Schlafe. Als ich nun aber in einer halbdunklen Seitenkapelle vor der großen Madonna unter dem Kreuze niedergekniet war, stand dies Rad auf einmal still, ohne daß ich bemerkt hatte wie, und es war gerade, als hätte sich in meinem Innern eine Thür aufgethan, die ich sonst immer zu-

gehalten hatte, und als drängten sich nun eine Menge Gedanken und Bilder und Figuren daraus hervor. Es waren Dinge, die ich gesehen und erlebt hatte, aber vor lauter Eile und Bedrängnis, in der ich immer war, eigentlich ohne es zu wissen. Ich sah mich, wie ich mein jüngstes Kind geboren hatte, halb ohnmächtig aufstehen, um es zu waschen und einzuwickeln; wie ich am andern Morgen erschöpft, hungrig und verlassen einen dicken Mehlbrei für mich und die Kinder kochte; wie die Gerichtsdiener kamen und mich pfänden wollten wegen der Schulden, die mein Mann hinterlassen hatte, und wie ich mich schämte, weil sie mich auf dem Bett liegend fanden inmitten der größten Unordnung; dann plötzlich wieder, wie ich bei der Gradella Geld borgen wollte und sie vor einem Teller guter dampfender Suppe sitzend fand und unaufhörlich dachte: wenn sie mir doch nur einen Löffel, einen einzigen Löffel voll anbieten möchte, denn es war mir übel vor Hunger; und wie sie den vollen Teller langsam vor meinen Augen leer schlürfte, ohne mich einzuladen. Riccardo sah ich als Kind, wie sein dickes bleiches Gesicht ein wenig röter wurde vor Freude, wenn ich nach Hause kam, wie er die Aermchen ausstreckte und, wenn er sah, daß ich ihm nichts mitgebracht hatte, wie ein paar dicke Thränen in seine Augen kamen und sein kleiner Mund zu zittern anfing, und wie er dann vor

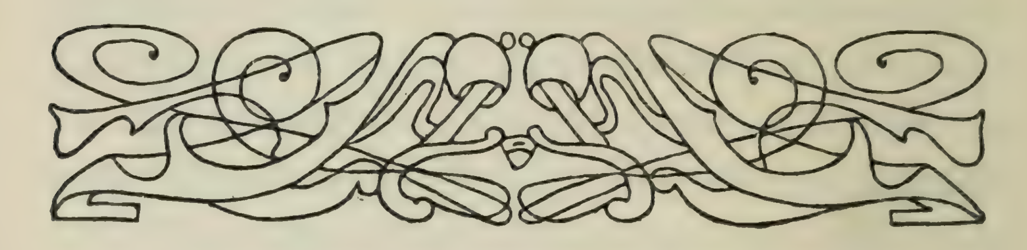
lauter Schwäche einschlief, wenn ich ihn an meine Brust legte, in der kein Tröpfchen Milch mehr war. Deutlich hörte ich den zarten, vor Vergnügen lallenden Ton, den er ausstieß, wenn ich ihn an die leere Brust legte, und sah den dankbaren Blick, mit dem er zu mir aufsah. Ich sah mich an einem wunderschönen Park vorbeigehen, wo eine junge Frau im losen weißen Kleide auf einem sonnigen Grasplatz lag, zwischen zwei oder drei kleinen Kindern in gestickten Hemdchen, die jauchzten und herumkugelten. Und jetzt nachdem das lange vorbei war, kamen mir auf einmal eine Menge von Gedanken, die mir damals nicht eingefallen waren: Warum habe ich nie meinen Kindern, so gut und schön sie waren, hübsche neue Kleider anziehen können? Warum habe ich nie mit ihnen lachen und spielen können? Warum habe ich nie einen einzigen Morgen ausschlafen und zwischen ihnen liegen bleiben können; warum mußte ich Tag für Tag vor Morgengrauen hinaus und konnte nicht dableiben, wenn sie aufwachten und die Arme ausstreckten und weinend riefen: bleib' da!? Alle diese Bilder und Gedanken kamen mit größter Schnelligkeit und es wurde mir dabei immer banger zu Mute, als ob eine große Gefahr in der Nähe wäre. Ich hätte weinen mögen, aber zugleich hatte ich das Gefühl, wenn ich anfinge zu weinen, könnte ich nicht mehr aufhören, bis ich mich

totgeweint hätte, und als müßte ich hinaus ins Freie. Als ich draußen an der Turmuhr sah, wie spät es inzwischen geworden war, und daß vielleicht die Frau nicht mehr auf dem Platze sein würde, bei der ich die Eier zu kaufen pflegte, und daß ich vor Nacht die Wäsche kaum noch würde waschen können, waren alle die Bilder, die mich geängstigt hatten, mit einem Schlage weg und mir wurde besser."

Ja, so völlig weggewischt war dieser Vorfall, daß auch er ihr nie wieder zum Bewußtsein aufgetaucht war bis zu dem Tage, wo sie durch mich daran erinnert wurde und mir davon erzählte. Namentlich seitdem konnte ich nicht mehr begreifen, daß ich beim ersten Anblick nichts anderes als eine unauffällige, häßliche alte Frau in ihr gesehen und in ihren Augen nichts anderes gelesen hatte, als dieselbe Offenheit und ruhige Heiterkeit, die ihr ganzes Gesicht ausdrückte. Betrachtete man diese Augen länger, so wahr es vielmehr, als blickten sie aus dem Gesicht wie aus einer umgebenden Maske hervor, als wären sie ein paar Wesen für sich, die ihre eigene Sprache redeten. Wir haben nie Zeit gehabt zu weinen, sagten sie, nie Zeit, zu schlafen! Wann werden wir uns einmal ausweinen können? Wann wirst du dich ins Grab legen, damit wir ausschlafen können? Man sah auf dem Grunde dieser ruhigen und

klaren Augen, wenn man lange tief hineinblickte, einen immer unterdrückten, nie gesättigten Hunger nach Schlaf und Thränen.

Trotzdem lebte sie nicht ohne Vergnügen, und der unausgesprochene Hoffnungstraum, den sie vor sich selber verbarg, es könne sich doch noch auf irgend einem Wege, durch eines ihrer Kinder oder durch ihren verschollenen Mann, etwas Großes, Schönes ereignen, erleichterte ihr die alltägliche Plage. Besonders blickte sie auf einen Zeitpunkt hin wie der übermüde Wanderer auf die Anhöhe oder die Oase oder das Wirtshaus, wo er sein Ränzel abwerfen und ausruhen kann, das war, wenn Riccardo gestorben sein würde. Das war für sie die Endstelle ihres Denkens, jenseits deren sie nichts sah als einen Himmel voll Ruhe und Sorglosigkeit. Inzwischen that sie alles, ja ich möchte sagen mehr als ihr möglich war, um Riccardos krankes Leben zu stützen und zu verlängern.



IV

Mein Haus in der Altstadt hatte den Namen Zum heiligen Antonius, weil über der Thür die Figur dieses Heiligen angebracht war, wie

man sagte, aus dem 12. Jahrhundert stammend. Es war aber nicht schwer zu erkennen, daß sie kaum zweihundert Jahre alt war und in der Zeit der Jesuitenkunst entstanden sein mochte: dafür sprach die übertriebene Andacht in Haltung und Gesichtsausdruck des Heiligen wie auch des Lammes, das sich an seine Füße schmiegte, und die gezierte Lieblichkeit des auf seinem rechten Arme sitzenden Jesuskindes; in der linken Hand hielt er eine langstengelige, süßlich geneigte Lilie. Immerhin war das Bild gerade durch die Verweichlichung des Ausdrucks für die kindliche Auffassung des Volkes ergreifend, und inmitten der bunten Blumen, die es fast immer über und über schmückten, wirkte es an der schwärzlichen Mauer nicht übel. Daß es an Blumen nie fehlte, dafür sorgte die allgemeine Vorliebe für diesen besonders gnadenreichen Heiligen, und vor allen war Riccardo darauf bedacht, ihn reichlich zu versorgen; seinetwegen, so sagte die Farfalla, hätte sie hauptsächlich dieses Haus bezogen, dessen Wahrzeichen ihm so lieb gewesen sei. Wer weiß, ob nicht der heilige Antonius uns Glück bringt, hatte sie gedacht, als Riccardo ihr keine Ruhe ließ, versuchen wir es mit ihm! Und so waren sie seit Jahren meine Mieter, ohne daß der Heilige das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt hätte und ohne daß Riccardo die Geduld, ihn zu verpflegen,

ausgegangen wäre. Den Grund, weshalb Riccardo den heiligen Antonius vorzüglich liebte, erzählte er mir selbst: weil er eher der Heilige der Tiere, als der Menschen gewesen war. „Während die Menschen nichts von ihm wissen wollten", sagte er, „und ihn auslachten, liefen die Tiere ihm nach, nicht nur die Lämmer und Hunde und andere Haustiere, sondern auch die des Waldes: die klugen, geschwinden Füchse und die schlauen Hasen; sogar die kleinen Schlangen richteten sich auf und züngelten vor Vergnügen, und wenn er am Meer entlang ging, sammelten sich die Fische, raschelten mit ihren blanken Schuppen und öffneten ihre runden Mäuler, als ob seine Worte Brot wären; denn ihnen erzählte er die großen Gedanken seines Herzens, die die Menschen nicht verstanden." Ebenso gern malte Riccardo aus, wie das Jesuskind, da es die überschwengliche Liebe des Heiligen sah, sich in seine Arme herabgelassen und dort geruht hatte. Er selbst liebte Kinder und Tiere über alles und sie nicht weniger ihn. „Es ist kein Kind in der Altstadt", sagte die Farfalla, „das ihn nicht kennte und lieb hätte. Wenn er des Abends am Brunnen sitzt, die Harmonika spielt und singt: tanz' mit mir, tanz' mit mir, liebe, liebe Seele! dann klatschen sie in die Hände und springen um ihn herum und wollen nicht aufhören, daß oft die Eltern sie mit Gewalt

ins Haus schleppen müssen, wenn es Nacht wird."

Als ganz kleines Kind hatte er viel geweint und ihr mehr zu schaffen gemacht als alle anderen. Kaum hatte er aber angefangen, etwas zu verstehen, war es anders geworden; da hatte sie ihm einen schönen gelben Kanarienvogel gekauft und über dem Bette aufgehängt, was ihn mit einemmal von aller Unbehaglichkeit, die ihn quälen mochte, ablenkte. Er war nun damit zufrieden, unermüdlich dem Vogel zuzusehen, wie er von einer Stange auf die andere hüpfte, und sang mit seiner schwachen Stimme in das Wirbeln und Schmettern des kleinen Sängers hinein, so daß es wirklich den Anschein hatte, als unterhielten sie sich miteinander.

„Wir unterhielten uns auch", sagte Riccardo, dessen Augen lebhafter zu glänzen anfingen; „ich kann mich nicht mehr besinnen wovon, aber ich weiß, daß ich ihn um viele Dinge befragte und daß er mir antwortete. Ich verstand auch alle seine Lieder und eines davon ist mir im Gedächtnis geblieben, das hieß:

Gold ist mein Gefieder,
Gold sind meine Lieder,
Golden, golden ist mein kleines Herz!

Und ich stellte mir sein Herz wie eine kleine Sonnenblume vor, und wenn er sang, sah ich

sie mit ihren tausend gelben Blättern in seiner Brust zittern.“

Damals hatte Riccardo an Stubengenossen einen Oleanderbaum, der fast die Decke des Zimmers berührte, ein Rotkehlchen und eine Grille, die sich in von Carmelo verfertigten Käfigen aufhielten; eine Katze war kürzlich von Leuten in der Nachbarschaft, denen sie ein Würstchen gestohlen hatte, vergiftet worden. Dieser Katze hatte Riccardo das Leben gerettet, als ein Haufen Kinder sie zum Spaß an dem Brunnen vor dem Hause hatte aufhängen wollen; er war, wie die Farfalla sagte, um nicht zu spät zu kommen, so schnell mit seiner Krücke die steilen Treppen hinuntergestolpert, daß er sich leicht hätte zu Tode stürzen können. Er hatte dann das gerettete Kätzchen, welches winzig klein und erbärmlich mager war, mit aller Sorgfalt wie ein kleines Kind aufgefüttert, bis es allmählich rund, glatt und glänzend wurde; sie hatten in größter Vertraulichkeit und Kameradschaft mit einander gelebt, und die treue Katze war, als sie das Gift in sich wirken fühlte, mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte zu ihm hingekrochen, um auf seinem Arm zu sterben.

Im Laufe der Zeit hatte ich Gelegenheit zu beobachten, daß Riccardo trotz seiner Herzenswärme, mit der er sich das Brot abgedarbt hätte, um einen hungrigen Spatzen oder ein armes

Kind zu füttern, und trotz seiner kinderhaften Bescheidenheit unbedenklich die übertriebensten Ansprüche an seine Mutter stellte. Seine Kleidung war die allergeringste, und dies nahm er auch als selbstverständlich hin, vertrug aber keinen Flecken und vorzüglich keine eingesetzten Flicken aus anderem Stoff, was doch, da er jeden Anzug jahrelang tragen mußte, und die Stelle, die auf der Krücke ruhte, in kürzester Zeit durchgestoßen zu sein pflegte, durchaus nicht zu vermeiden war. Ebenso empfindlich war er mit dem Essen, an dem er immer etwas auszusetzen hatte, vielleicht auch deshalb, weil er zu schwach war, um irgend etwas gut zu vertragen. Auch über die Reinlichkeit im Zimmer dachte er sehr streng, die doch wegen der vielen Tiere, mit denen er sich beständig umgab, nur schwer durchzusetzen war. An seinen guten Tagen putzte, wusch und kochte er selbst, mit viel Geschick und guter Laune, an den schlimmen aber, die bei weitem häufiger kamen, erwartete er alles von der Allgegenwart und Allmacht seiner Mutter. Je nachdem sie gegenwärtig war oder nicht, war er ganz verschieden: sie brauchte nur das Zimmer zu betreten, so bekam sein Gesicht etwas kinderhaftes, ja es schien sich mehr zu runden, und in seinen Bewegungen, wenn er sich an sie lehnte, lag ein zufriedenes Geborgenheitsgefühl. Er mischte sich dann wenig ins Gespräch, sondern ließ sie reden

und hörte ihr zu mit der Miene eines Kindes, das die Worte seiner Eltern als Orakel aufnimmt; war sie fort, so kam er häufig auf das, was sie gesagt hatte, zurück, um es zu ergänzen oder richtig zu stellen, und zeigte dabei Witz, Scharfblick und ein unbestechliches Urteil.

Auch Carmelo liebte Tiere und Kinder, nur daß er nicht, wie Riccardo, sich wie mit Brüdern und Freunden mit ihnen abzugeben wußte. Carmelo war mit dem Glückszahn auf die Welt gekommen, und die Farfalla erzählte mir, wie damals Aerzte, Professoren und vornehme Damen zu ihr gekommen waren, um das kleine, einem blanken Reiskörnchen ähnliche Wunder im Munde ihres Erstgeborenen zu sehen, und wie die Nachbarinnen ihr ein glänzendes Herrenschicksal für ihn geweissagt hatten. Lächelnd verglich sie, was sie damals gehofft hatte, mit dem was geworden war, setzte aber mit ihrem lebhaften Gerechtigkeitssinn hinzu, daß er wohl ein besseres Loos hätte haben können, wenn er sich mehr darum gekümmert hätte. Kräftig war er und auch keineswegs faul, aber er versäumte die Arbeit, um stundenlang über Land zu wandern oder ins offene Meer hinauszurudern, was ihm viel wichtiger als Geldverdienen schien. Dabei war er kein Träumer wie Riccardo, so daß es seiner Mutter schwer begreiflich war, wie er so viel Zeit mit Nichtsthun

verbringen konnte. Immerhin sei er insofern glücklich, sagte sie, als er eine ausgesprochene Abneigung gegen die Frauen habe. Die derben, unbefangenen Mädchen aus der Triumphgasse, die sich um Riccardo scharten, wo sie ihn sahen, fühlten so deutlich, wie sie Carmelo zuwider waren, daß sie augenblicklich wie die Vögel aufflatterten und davonliefen, sowie er sich blicken ließ. Deshalb werde er wohl nicht heiraten, und das sei eben das Glück; für die reichen Leute wären die Kinder, von denen sie nie mehr als eins oder zwei hätten, ein hübsches Spielzeug, für die Armen aber, die wie Sand am Meere davon hätten, wären sie wie ein Schwarm Mücken, die den Eltern das Blut austränken.

Carmelo glich seiner Mutter und seinem Bruder nicht: seine Gestalt war stämmiger, sein Kopf dicker und sein Gesicht breiter; er war weder fein noch schön noch interessant, doch strahlten Kraft und Gesundheit wie etwas Wahrnehmbares, Warmes und Frisches von ihm aus. Seine ganze Erscheinung drückte kindliche Selbstgenügsamkeit aus, und wenn er den Glückszahn verloren hatte, so besaß er dafür Glücksaugen, die nicht groß oder schön waren, aber satt, immer vollgetrunken von schönen Dingen: Bäumen, Wiesen, Quellen, Fischen und Vögeln, die er um sich her sah. Er liebte es, im Freien zu sein, wo es so vieles gab,

was angeschaut und nur durch Schauen genossen sein wollte; sprechen that er nicht viel, und auch zuhören war ihm nicht so wichtig wie betrachten.

Die Begrüßung, als ich ihn zum erstenmal sah, verlief denn auch von seiner Seite sehr schweigsam; schweigend stellte er ein Glas auf Riccardos Bett, in dem zwei kleine Laubfrösche eingesperrt saßen. Riccardo richtete sich hastig auf, sein blasses Gesicht rötete sich, und in seinen Augen entzündete die Freude langsam ein überirdisches Feuer, wie wenn sich nunmehr die Himmelspforte mit dem göttlichen Mysterium dahinter vor ihm aufgethan hätte; die grünen, unverwandt glotzenden Gesellen konnten glauben, dicht über ihnen wäre das Morgenrot aufgegangen. Mit seinen beiden mageren Händen umschloß er das Gefäß fest, als könnte den Fröschen dadurch seine Zärtlichkeit spürbar werden, und redete ihnen zu, wie gut sie es bei ihm haben sollten, daß er ihnen täglich zahllose Fliegen und frisches Grün geben würde, damit sie kein Heimweh bekämen. Er ließ sich von Carmelo erzählen, wie er sie gefangen hätte, und folgte der kurzen, aber genauen Beschreibung aufmerksam; dabei schien er gleichzeitig in sich selbst hineinzuhorchen, wo mit leisem Klang die Phantasie erwacht sein mochte.

Denn nun schilderte er auf einmal mit großer Lebhaftigkeit Plätze, wo er selbst nach Frö-

schen gesucht hätte, dann kam er auf eine Meerfahrt, die er vor Jahren einmal mit mehreren Freunden in einem Kahne unternommen hatte, um Fische zu fangen, und malte die Schiffe, die er gesehen hatte, die weißen und gelben und braunroten Segel, das Meergrün und die Bläue des Himmels, die Rosenröte der untergehenden Sonne und die süße Lauigkeit der Luft über dem verdunkelten Wasser mit einem so frischen Entzücken, daß dies für uns alltägliche Bild etwas fremdartig schönes erhielt, und ich den Eindruck bekam, als wäre dieser längst vergangene Abend der einzig wichtige, wunderbarste und glücklichste der ganzen Welt gewesen. Die Farfalla stimmte nun ein, erzählte von der Angst, die sie an jenem Tage um Riccardo ausgestanden, und von der Freude, die sie empfunden hatte, als sie nach Mitternacht von weit her das regelmäßige Klappern seiner Krücke gehört hätte; wie er dann, obwohl er den ganzen Tag über nicht mehr als einen Bissen Brot zu sich genommen hatte, vor Aufregung weder essen noch einschlafen konnte, bis gegen Morgen mit offenen Augen dalag und den einzigen kleinen Fisch, den er gefangen hatte, durchaus nicht aus der Hand lassen wollte.

Eine Bemerkung seiner Mutter, daß es vielleicht schwierig sein würde, die Laubfrösche immer mit frischem Grün zu versorgen, und man sie des-

halb lieber freilassen sollte, regte ihn vollends auf; er zog das Glas dichter an sich und erklärte heftig, so lange er lebte, sollten sie bei ihm bleiben und seine Kameraden sein. „Und wenn du tot bist", fuhr die Farfalla fort, „werde ich sie dir aufs Grab setzen, wo an Gras kein Mangel sein wird, da können sie dir die langen Frühlingsnächte mit ihrem Gesang verkürzen, den du so liebst."

„Ja", sagte Riccardo eifrig, „vor allem aber dürft ihr den Oleanderbaum nicht vergessen, in dem die Käfige mit meinen Vögeln und der Grille hängen können." So würde sich vielleicht aus seinem Grabe der zoologische Garten entwickeln, sagte ich, den unsere Stadt schon lange zu besitzen wünschte, worüber alle herzlich lachten; mir selbst waren aber eigentlich diese Scherze mit seinem Tode, dessen stilles, stetes Näherschleichen er selbst so gut wie die andern sah, im höchsten Grade peinlich und zuwider. Erst allmählich begriff ich, daß neben der klarsten Erkenntnis seines Zustandes eine schwankende Dämmerung in seinem Geiste Raum hatte, wo er fabelhafte Lebensträume und Zukunftshoffnungen unterbrachte. Er hatte fast sein ganzes Leben im Spital zugebracht, einige Kinderjahre in einem schön am Meere gelegenen Hospiz, wo kranke Kinder verpflegt wurden und Seebäder nahmen. Um das Haus herum war ein unermeßlicher Garten gewesen, wo er unter blühen=

den Bäumen gesessen und auf das Meer geblickt hatte, wo freundliche Schwestern ab und zu gegangen waren und Milch und Wein gebracht hatten, und wo die weniger kranken Kinder, zu denen er freilich nicht gehörte, Verstecken, Haschen und Ballfangen spielten. Sich hieran häufig zu erinnern war ihm ein Bedürfnis, weil es ihm, so glaube ich, die Möglichkeit des Schönen in seinem Leben verbürgte und ihm das Recht gab zu sagen: ich war auch einmal glücklich und saß im Sonnenschein und freute mich.

Die Zukunftshoffnung gründete er auf die Harmonika, die er nach Angabe seiner Mutter meisterhaft zu spielen wußte; er wollte damit umhergehen, auf der Straße und in Wirtshäusern, bei Hochzeiten und Tanzgesellschaften aufspielen und auf diese Weise Geld verdienen. Es gehörte aber dazu, abgesehen davon, daß seine Schwäche es kaum je zugelassen hätte, eine polizeiliche Erlaubnis, die nur durch eine für die Farfalla unerschwingliche Summe zu erhalten war, so daß der Plan auf jede Weise mit dem Zauber der Unmöglichkeit ausgestattet war. Das erbärmliche Los eines herumziehenden Leierkastenmannes galt hier als etwas Beneidenswertes, als ein schwindelnder Gipfelpunkt, von wo aus Riccardo die Unendlichkeit zu überblicken wähnte. Ueberhaupt hätte er, um Geld zu verdienen, jede Gelegenheit ergriffen,

obwohl er selbst, außer daß er sich gern reinlich und nett kleidete und mit Leidenschaft Zigaretten rauchte, bedürfnislos war. Aber mit der Harmonika auf dem Rücken in die weite Welt wandern, vielleicht sogar auf den großen, stürmenden Schiffen übers Meer zu fremden Erdteilen fahren und seiner Mutter Geld nach Hause schicken, damit sie in ihren Alterstagen ausruhen und denken könnte: Riccardo arbeitet für mich, das war das Höchste an Erdenglück, was er sich ausdenken konnte, an dessen Verwirklichung er nicht glaubte und wovon er doch immer träumte und sprach.

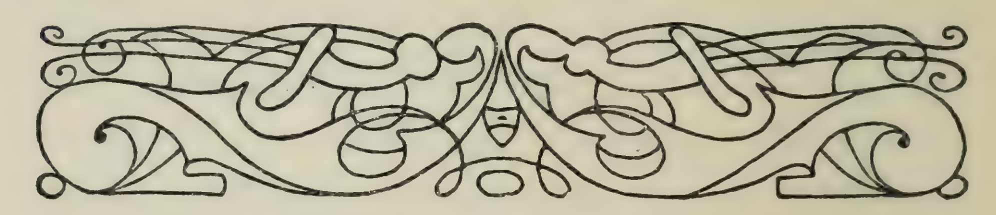
Er handhabte wirklich die Harmonika, obwohl ihn nie jemand darin unterwiesen hatte, mit Geschick und natürlicher musikalischer Begabung. Es war zu merken, daß er nach dem Gehör spielte, so wie er die Melodieen von den Vorübergehenden aufgefangen hatte oder wie die Frauen und Kinder, seine Freunde, sie ihm vorsangen, denn es kamen mancherlei Abweichungen und eigene Wendungen darin vor. Reizvoll war für mich besonders der Gesang, mit dem er sein Spiel begleitete, und daß er, was den Text betrifft, mit den Worten so verfuhr wie mit der Musik, nämlich was in seinem unerschöpflichen Gedächtnis hängen geblieben war, unbewußt es verändernd und ausschmückend wiedergab. Seine Stimme war außerordentlich rein und trug den Ton weit, wenn er

auch sehr leise sang, und es war etwas darin, was das Herz unwiderstehlich rührte; es klang, als sänge ein einsames Kind aus der Traumwelt seiner Seele heraus und horchte sich selber zu, ohne sich zu begreifen.

Als er mir das erstemal vorspielte, ergriff mich solche Rührung, daß ich ans Fenster trat, um sie unbemerkt herunterzuschlucken, wobei mein Blick zufällig und ohne Bewußtsein an dem Triumphbogen hängen blieb, den man von da aus sehen konnte. Die Farfalla sagte, in der Meinung, ich hätte mich wirklich in dies Altertum vertieft, das sie oft von Fremden hatte bewundern sehen: „Die Heiden müssen mehr Glück gehabt haben als wir, daß sie solche Siegesthore bauten. Wir kämpfen mit dem Elend und das kriegt einen immer unter; aber dafür steht unser Triumphbogen im Himmel.“ Das letzte hatte sie mit merklicher Ironie, wenn auch gutmütig lächelnd, hinzugefügt, und ich fand nicht gleich etwas zu entgegnen. Riccardo indessen legte die Harmonika aus der Hand und sagte langsam: „einen Triumphbogen kenne ich, der steht da, wo es in das Thal der Träume hineingeht“; und die Farfalla bemerkte lachend dazu: „Leute wie du haben Zeit zu träumen, Carmelo und ich schlafen wie Steine, die Gott jeden Morgen neu erschaffen muß.“

Mir waren diese Worte Riccardos wie eine

Offenbarung. Wanderst du vielleicht, dachte ich, indem ich ihn ansah, jede Nacht durch einen Garten des Lebens, leichten Schrittes, ohne Krücke, und blickst du deshalb so ruhig fremd auf unser Thränenthal? Hörst du dort die Lieder, mit denen du uns hier die Seele ergreifst? Es war mir, als sähe ich ihn unter dem überblühten Thor hindurchgehen und aus geneigten Blumenkelchen goldenen Tau auf ihn träufeln. Daher das unsterbliche Leuchten seiner Augen! Und es wollte mich etwas wie Neid gegen ihn erfassen. Was wäre mir geblieben, wenn man mir von meiner Habe und Gesundheit genommen hätte, bis ich arm und krank wie er gewesen wäre? Gram, Groll, Bitterkeit und Haß des Lebens. Er spannte Blütenkränze der Liebe über die grausame Erde aus, ja über sein eigenes Grab, die einzige Gabe aus mütterlichem Ueberfluß für ihren armen Sohn.



V

In einer warmen Mainacht erfolgte der Aufbruch zur Wallfahrt. Da während des Marsches nichts genossen werden durfte, nahmen die Pilger nebst der großen Bekanntschaft, die ihnen das Geleit gab, vorher einen Imbiß, zu welchem Zweck

sie sich auf einem freien Platze lagerten, der teils mit allerlei Trümmerschutt bedeckt, teils mit wildem Grase bewachsen war. Auf einer Seite schloß ihn die Kastellmauer ab, nach der andern überflog der Blick das Meer, bis wo es in violetten Dünsten mit dem Himmel zusammenfloß.

Ich war den meisten Anwesenden von Ansehen schon bekannt und machte mich dazu noch schnell beliebt, indem ich etwas Fleisch, Obst und Leckereien als Beitrag zur gemeinsamen Mahlzeit mitbrachte. Zunächst hielt ich mich an der Seite der Farfalla, die auf ein paar Steinen im Schutze der Mauer Kaffee und Salat bereitete; denn niemand konnte mich so gut wie sie in die Geschichte der Gesellschaft einführen. Mitten im schnellen und geschickten Hantieren entwarf sie mir die Lebens- und Charakterbilder einiger Frauen, die sie bei der Arbeit beschäftigte und die sich ohne weiteres ihren Anordnungen fügten. Es waren da zwei Mitbewohnerinnen meines Hauses: eine Schwindsüchtige von erschreckender Magerkeit, die nicht nur die Hoffnung, sich Genesung von der Madonna zu erflehen, sondern ebenso sehr die Sehnsucht nach Menschen, Gespräch und Gelächter zur Teilnahme an der Wallfahrt bewogen hatte. Sie war eine besondere Freundin Riccardos, dem sie in unermüdlicher Lebhaftigkeit und in der Lust an Scherz und Neckereien glich. Sie pflegten sich

in gegenseitigen Sticheleien auf ihr Kranksein und Hinsiechen zu überbieten, und die Schwindsüchtige hatte die Wette vorgeschlagen, daß Riccardo, der sich ihr gegenüber mit Gesundheit brüstete, vor ihr sterben würde. „Wie aber wirst du mich auszahlen, wenn ich gewinne?“ sagte sie. Riccardo bat sie, ohne Sorge zu sein, da er, wenn das Unwahrscheinliche geschähe, um Mitternacht kommen und ihr den Betrag in Sternthalern auf das Bett legen würde.

Die andere Frau war eine fette Alte, die seit Jahren jeden Mai in Ausübung ihres Berufes mitging, obgleich sie sich sonst ungern bewegte und auch jetzt der Farfalla zusah, ohne sich zu rühren, außer daß sie einen sehr langen, sehr prächtigen Rosenkranz ununterbrochen durch die Finger laufen ließ, aber mit einem Ausdruck, als hinge von ihrer Beobachtung das Gelingen der Mahlzeit ab. Sie betrieb das Geschäft für wohlhabende Damen, die keine Zeit oder keine Lust zum Kirchenbesuch hatten, vertretungsweise in den Gotteshäusern zu sitzen, auch fromme Gelübde, wie Wallfahrten, Abbeten von Rosenkränzen, Absingen von Gebeten und dergleichen auszuführen. Sie trug am Gürtel einen Rosenkranz und eine immer mit Kaffee gefüllte Blechbüchse und wurde in der Altstadt kurzweg das Kirchenweib oder der Kirchenfrosch genannt, letzteres, weil sie runde, starre, froschartig

hervortretende Augen hatte und, sobald sie unbeobachtet war, sich in großen Sprüngen hüpfend, so ging das Gerede, fortbewegte. Trotz dieser Späße genoß sie großes Ansehen, nicht nur weil sie viel Geld verdiente, sondern auch weil sie sich mit Majestät zu betragen wußte und von den heiligsten und allerheiligsten Dingen mit spielender Vertraulichkeit sprach.

Zwei Frauen wies mir die Farfalla als besonders beklagenswert, weil ihr Lebenslauf in einer Art von Wohlhabenheit begonnen hatte. Die eine, die Apollonia hieß, mußte ihrem Anzuge nach zu den allerärmsten gehören, wenn sie nicht die unordentlichste von allen war; sie ging buchstäblich in Lumpen. Sie hatte ein nicht schönes, aber auffallendes, sinnlich leidenschaftliches Gesicht mit niedriger Stirn und rastlosem, fast bewußtlosen Ausdruck, der auch ihren Bewegungen eigen war; anziehend war sie höchstens deshalb, weil sie einen so ungewöhnlich bejammernswerten Eindruck machte. Ihre Geschichte war so: Tochter eines Beamten hatte sie einen kleinen Finanzbeamten geheiratet, mit dem sie in guten Verhältnissen lebte; er hinterließ ihr, als er starb, kein Vermögen, aber von der Pension, die sie bezog, hätte sie, die ohne Kinder war, wohl leben können. Schon nach einem Jahr verheiratete sie sich zum zweiten Male und zwar mit einem Fleischer, der nicht bösartig, aber

heftig und zur Trunksucht geneigt war; er trank, weil das Geschäft zurückging oder es mochte auch umgekehrt sein, kurz, bald stellten sich Sorgen und Widerwärtigkeiten ein, von denen die Frau bis dahin nichts geahnt hatte. Der Mann verfiel in Krankheit, die den Rest des vorhandenen Geldes aufzehrte; je schwächer er war, desto weniger Widerstandskraft hatte er seinem Hang zum Trinken entgegenzusetzen, und schließlich erhängte er sich in einem Augenblick des Nüchternwerdens nach sinnloser Trunkenheit. Der hilflosen Frau verschafften Bekannte aus der guten Zeit einen Verkaufsstand am Markte, womit sie sich leidlich weiterhalf, und sie wäre vielleicht auch wieder zu einer gewissen Ordnung gekommen, wenn sie sich nicht schleunig in einen Dienstmann verliebt hätte, der seinen Stand in der Nähe des ihrigen hatte. Mit diesem ging sie ein Verhältnis ein, ohne zu heiraten, und gebar nun, da sie in ihrem vierzigsten Jahre war, nacheinander fünf Kinder, wobei sich ihre Kräfte schnell aufzehrten. Der dritte Mann war der arbeitscheueste und ungutmütigste von allen; er wurde des mühseligen Haushalts bald überdrüssig, nahm sich ein junges Ding zur Geliebten und bezog mit ihr eine andere Wohnung, ohne sich um Apollonia und ihre Kinder weiter zu bekümmern. So war sie in die Römerstadt verschollen, wo die Farfalla dem ratlosen Geschöpf

mit ihrem praktischen Sinn und ihrer Lebenserfahrung beigestanden und ihr geholfen hatte, Arbeit zu finden.

Die andere Frau mochte so alt sein wie die Apollonia, doch war in ihrem vergrämten Gesicht eine geheime Lieblichkeit, die sie viel jünger und anziehender erscheinen machte. Der Angabe der Farfalla nach wäre sie vor zehn Jahren noch jung und bildhübsch gewesen, verheiratet mit einem gleichfalls hübschen und überlustigen jungen Manne, der in einem Hutgeschäft arbeitete und sein gutes Auskommen hatte. Eines Tages war er während eines heftigen Gewitterregens in ein Juweliergeschäft getreten, hatte einen großen Kasten voll kostbarer Steine unter den Arm genommen und ihn nach Hause getragen, ohne daß es bemerkt worden wäre. Zu Hause hatte er die Steine aus dem Kasten geworfen, sein neugeborenes Kind hineingelegt und seiner überraschten Frau erklärt, darin sollte die Kleine künftig schlafen. Durch ein Mädchen, das zur offenen Thür hineingeblickt hatte, wurde die Sache offenkundig, und der unglückliche Mensch kam ins Gefängnis, da die Richter offenbar an seine plötzlich ausgebrochene Geisteskrankheit nicht glauben wollten. Dort wurde er nach anfänglichem Toben immer stumpfsinniger, zugleich aber nahm er körperlich zu und litt an einem unstillbaren, gierigen Hunger. Seine

Frau, die sich mit ihren Kindern kaum zu erhalten vermochte, unterließ doch nie, ihren Mann zu besuchen und ihm Eßvorräte zu bringen, die sie sich selbst absparte, so daß sie in gleichem Maße hinwelkte, wie der Gefangene fetter und schwerfälliger wurde.

Ich sagte zur Farfalla, nachdem sie mir diese und ähnliche Geschichten erzählt hatte: Ihr Frauen wäret ohne Männer, wie es scheint, besser daran, und doch kriecht ihr ihnen immer nach. Was ist das? Ist es Dummheit? Tollheit? Liebe? „Es ist Schicksal", sagte sie, ohne die Thatsache im mindesten zu leugnen; „alles ist Bestimmung", pflegt Riccardo zu sagen, und ich glaube, daß er recht hat."

Uebrigens, sagte sie, hätten es zuweilen auch die Männer zu büßen, und ließ mich zum Beweise dessen den Flickschuster Bonalma in Augenschein nehmen, der eben jetzt der Römerstadt Stoff zu endlosem Gespräch und Gelächter gab. Er hatte sich von den andern abgesondert, mehr gegen das Meer hingesetzt und stierte mit ausdruckslosem Blick geradeaus; er sah jung aus, aber bleich und mager, und hielt sich wie vor Angst in sich zusammengekrümmt, so daß ich ihn mir fröhlich und ansehnlich, wie er noch vor kurzem gewesen sein sollte, nicht vorstellen konnte. Er hatte sehr jung, vor etwa zehn Jahren, geheiratet, mehrere Kinder

bekommen und zufrieden gelebt, bis seine Frau anfing, in unbegreiflicher Weise den Haushalt verkommen zu lassen und das Geld zu verschleudern. Als Ursache der sonderbaren Veränderung wurde eine Geistesstörung nachgewiesen, derentwegen sie in eine Irrenanstalt gebracht werden mußte. Bonalma nahm sich zur Besorgung des Hauswesens und der Kinder ein junges, tüchtiges und sehr kräftiges Mädchen ins Haus, die mit der Zeit zwei Kinder von ihm bekam und sich völlig als seine Frau fühlte und gebärdete. Die Kranke hatte er deswegen durchaus nicht vergessen, sondern besuchte sie zuweilen oder schickte ihr doch Kleidungsstücke, etwas zu essen und was sie sonst brauchen konnte. Längere Zeit war er nicht in der Anstalt gewesen, als ihn um Ostern eine heftige Sehnsucht ergriff, sie wiederzusehen. Sie hatten nämlich zu dieser Jahreszeit Hochzeit gehalten und Primeln und Veilchen büschelweis im Gürtel und Knopfloch getragen; seitdem ergriff ihn jedes Frühjahr, wenn ihn irgendwo der Geruch dieser Blumen anwehte, eine Lust nach der kranken Frau, der er nachgeben mußte, wenn er nicht selber wirr im Kopfe werden wollte, und er machte sich auch diesmal auf, um sie zu besuchen. Der behandelnde Arzt empfing ihn mit der Nachricht, er habe wider Erwarten Hoffnung, seine Frau zu heilen, Bonalma möge in einigen Wochen wiederkommen und sie völlig wiederherge-

stellt nach Hause führen. Den Bonalma traf diese Nachricht wie ein Schlag auf den Kopf und er taumelte nach Hause, ohne zu wissen wie. In diesem Zustande, wie im Rausch oder Traume, hatte er den Mut, seiner Geliebten die Neuigkeit zu eröffnen und ihr zu sagen, daß sie ihn nunmehr verlassen und seiner rechtmäßigen Frau den Platz räumen müsse. Sie indessen sprach ohne Zaudern den festen Entschluß aus, nicht von der Stelle zu weichen, was insofern nicht unberechtigt war, als sie in einigen Monaten eine neue Entbindung erwartete. Gewalt zu gebrauchen war Bonalma nicht der Mann und am allerwenigsten in diesem Falle, wo er sein Gewissen belastet fühlte, wo sein Herz an den Kindern hing und außerdem das feste, rücksichtslose Weib, das sich nicht im mindesten darum bekümmerte, was werden sollte, ihn noch furchtsamer als gewöhnlich machte. Die Nachbarn erwarteten mit lebhafter Neugier, was sich begeben würde, wenn die Frau in ihr Heim zurückkehrte, was in den nächsten Tagen geschehen mußte. Keiner wußte einen Ausweg als den, welchen der Bucklige, ein Freund Riccardos, angeraten hatte, daß Bonalma die von seiner Frau verlassene Zelle im Irrenhaus bezöge.

Allerdings legte sein Aeußeres diesen Gedanken nahe. Sein Gesicht trug die Spur davon, daß ein und derselbe marternde Gedanke, vielmehr

nur ein verworrenes Furchtgefühl, schwer und massenhaft in seiner Dumpfheit, in ihm umging. In seinem stieren, glimmernden Blick lag etwas Bedrohliches; er erschien mir wie ein grimmig leidendes Tier, äußerst harmlos von Natur, das, wenn die Todesnot ihm an die Kehle greift, blind um sich schnappen und mit verzweifelten Bissen töten kann, was ihm nahkommt.

Wie mir die Farfalla sagte, hatte er die Frau viel lieber als die Geliebte, obgleich diese jünger und üppiger war. Häuslich, anhänglich und gemütvoll, wie er war, hatte er sie, vielleicht ohne sein Wissen, immer im Herzen behalten; freilich war sie auch gut und schön gewesen, wie es nicht viele giebt. Die Farfalla in ihrem Bestreben, um jeden Preis die Traurigen zu erheitern, hatte ihm geraten, die Wallfahrt mitzumachen; was für ein Wunder die Madonna aber eigentlich für ihn thun sollte, wußten sie wohl beide nicht. Wie ich ihn aus der Ferne betrachtete, kam es mir in den Sinn, daß seine Geliebte besser thäte, nicht in seiner Nähe zu bleiben, so zart und verschüchtert er auch aussah, und dieser Gedanke, daß er ein Mörder war und es selbst noch nicht wußte, vielleicht nur als eine quälende Ahnung in sich spürte, wurde mir so lebhaft und peinlich, daß ich mich nicht überwinden konnte, ihn anzureden.

Viel erquicklicher waren zwei alte Eheleute

anzusehen, kleine, lebhafte Personen mit munteren Augen; man hätte sie eher für Geschwister, als für verheiratet gehalten. Sie hatten zwei Töchter, die schön, gesund und lebenslustig waren, aber ebenso stürmisch und unbedacht, und sich mit reichen Herren in Liebesverhältnisse einließen. Die Eltern hatten anfänglich darüber gescholten, aber nur gelinde, weil sie die beiden prächtigen Mädchen zu lieb hatten, und schließlich bauten sie sich sogar waghalsige Luftschlösser, wie die Herren ihre Kinder heiraten und zu Glanz und Ehre bringen würden; denn in alten Zeiten war ja dergleichen oft vorgekommen. Anstatt dessen brachte die älteste nacheinander zwei Kinder ins Haus, die die alten Leute aufziehen mußten, und als der Liebhaber, der sich um die Kinder nicht kümmerte, sogar anfing, sie selbst zu vernachlässigen, ging sie in die weite Welt, um nicht zu erleben, daß sie ganz verabschiedet würde; denn wenn sie auch faul und leichtsinnig war, fehlte es ihr doch nicht an Stolz und Mut. Die beiden Kinder ließ sie den Eltern zurück mit dem Versprechen, Geld zu schicken, sobald sie welches verdient haben würde, hatte aber seitdem noch nichts von sich hören lassen, und die Alten hatten Gelegenheit, sich neue Luftschlösser zu bauen von der Rückkehr der Tochter in wunderbaren, glanzvollen Verhältnissen. Der zweiten Tochter war es unterdessen ähnlich gegangen wie

ihrer Schwester, nur war sie anders geartet als jene und nahm sich die Folgen ihres Thuns weit mehr zu Herzen. Seit sie wußte, daß sie Mutter eines vaterlosen Kindes werden sollte, traute sie sich nicht mehr aus der Wohnung ihrer Eltern hinaus, und nachdem die Geburt vorüber war, verließ sie das Haus nur, um nicht wieder zurückzukehren. Ob sie wie ihre Schwester in die Welt gegangen war oder ob sie den Tod gesucht hatte, blieb zweifelhaft. Die kleinen alten Leute, die als Topfbinder nicht wenig Mühe hatten, ihre drei blühenden Pfleglinge großzufüttern, hörten nicht auf, zu hoffen, und trabten jährlich im Mai auf den heiligen Berg, um die Gnade der Mutter Gottes für ihre verlorenen Kinder zu erflehen.

Von den Kindern der Farfalla war nur ihre jüngste Tochter Vittoria anwesend, und diese beteiligte sich eigentlich wider den Willen ihrer Mutter an der Wallfahrt. Es handelte sich nämlich um einen Geliebten, von dem die Farfalla durchaus nichts wissen wollte, obgleich sie im ganzen dem Willen ihrer Kinder eher zu viel, als zu wenig nachgab. Daß das Mädchen, die wegen ihrer Schönheit und Fröhlichkeit allgemein beliebt war, mehrere ordentliche und gutgestellte Bewerber abgewiesen hatte, ließ sie hingehen; gegen eine Heirat mit dem einzigen, den Vittoria haben wollte, kämpfte sie aber mit ungewöhnlicher Ent=

schiedenheit und wurde darin von Carmelo und Riccardo unterstützt. Carmelo hatte seine Schwester sogar einmal geschlagen aus Zorn, daß sie sich durch kein Bitten und Zureden von ihrer Wahl wollte abbringen lassen, und erklärt, daß sie, wenn sie die Frau jenes Mannes würde, ihn nicht mehr als ihren Bruder betrachten dürfe. Der Liebhaber hieß Pasquale und war aus guter Familie; als Grund ihrer Abneigung gab die Farfalla mir nichts anderes an, als daß er ihr überaus widerwärtig und daß er faul sei; ein fauler Mann sei des Teufels, und die Frau, die ihn heirate, komme in die Hölle.

Nachdem das Essen vorüber war und die Lebhaftigkeit allgemein wurde, wandte sich die Farfalla, die mir bis dahin auf das kurzweiligste alles dies erzählt hatte, was ich jetzt aus der Erinnerung wiedergegeben habe, an die ganze Gesellschaft, der sie als Geschichten- und Liederkundige bekannt zu sein schien. Wie sie bequem in der Mitte saß, die hellen, blauen Augen eindringlich, aber doch mit einer gewissen lächelnden Ueberlegenheit auf ihre Zuhörer geheftet, ihren Vortrag mit wenigen, aber lebhaften Handbewegungen begleitend, mußte ich an die wandernden Sänger denken, die in vergangenen Zeiten auf dem Platz unter den Linden das Volk um sich versammelten. Niemand unterbrach sie als höchstens durch bei-

fälliges Lachen oder einen Ausruf des Erstaunens, und auch ich hatte das Gefühl, ich würde nicht müde, ihr zuzuhören, so anmutig rollte sie Bild um Bild aus der Dunkelheit und Armseligkeit ihres vergangenen Lebens auf. Zwischenhinein erzählte sie auch Märchen und Legenden, die als Beispiele für irgend eine Behauptung oder Erfahrung dienen sollten, ja sie sang auch Strophen von Liedern, die man ehemals gesungen hatte und von denen einige mir mit Wort und Melodie im Gedächtnis geblieben sind, obwohl sie sie fast ohne Stimme und Gehör vortrug. Der Ton, in dem sie erzählte, verriet deutlich, daß sie die Heiligen nicht sehr ernst nahm, auch von der Madonna sprach sie mit gutmütiger Ironie, obgleich sie jetzt zum dritten Male mit ihren Sorgen und Anliegen auf den heiligen Berg pilgerte.

Das erstemal war sie ein siebzehnjähriges Mädchen und bat die Himmlische, das Herz ihrer Mutter zu erweichen, die verlangte, daß sie nicht den schönen Uhrmacher, ihren zukünftigen Mann, in den sie damals verliebt war, sondern jenen älteren, arbeitsamen Freier heirate, mit dem später ihre Schwester eine behäbige Bürgersfrau wurde. Unterwegs hatte sie eine große Angst vor ihrer Mutter, die sie im Grunde für viel mächtiger hielt als die Madonna und ohne deren Wissen sie nun einen ganzen Tag lang ausgeblieben war. Zu

ihrer großen Ueberraschung fand sie aber die sonst hartnäckige Frau umgestimmt; denn diese hatte gemeint, als ihre Tochter nicht heimkam, sie hätte sich entweder den Tod angethan oder wäre ihrem Liebsten zugelaufen, keines von beiden wollte sie aber als einen Schandfleck in ihrer Familie dulden. Deshalb beschloß sie, ihre Tochter solle nun ihren Willen haben, und sah mit Genugthuung den Folgen entgegen, die daraus erwachsen würden, leistete ihr auch später, als ihre Prophezeiungen eintrafen, keine Hilfe. „Also“, sagte die Farfalla, „habe ich der Mutter Gottes meinen Mann zu verdanken, der mich nach acht Jahren verließ und mich zur Bettlerin machte; sie muß ihn doch wohl nicht so gut gekannt haben als meine Mutter.“

Das zweitemal war die Farfalla nicht erhört worden. Es war kurze Zeit, nachdem ihr Mann sie verlassen hatte, und zwei Monate vor der Geburt ihres jüngsten Kindes. In ihrer Not und gänzlichen Verlassenheit graute ihr davor, noch ein Kind mehr ernähren zu sollen, da sie kaum für die anderen Brot auftreiben konnte, und es war ihr, als müßte sie den Himmel zwingen, die noch ungeborene Seele in seinen Schoß zurückzunehmen. Mit ihrem schwerfälligen Körper und trostlosen Herzen schleppte sie sich den Berg hinauf, in der Sommerhitze fast verschmachtend, denn sie hatte sich auferlegt, unterwegs keinen

Tropfen Wasser zu sich zu nehmen. Oben angekommen, war sie vor Schwäche und Uebelkeit unfähig, zusammenhängend zu denken, geschweige denn ihr Anliegen in Gebeten auszudrücken; mit dem hingebenden Gefühl, die Göttliche würde sie auch ohne Worte verstehen, warf sie sich vor dem Bilde der Madonna hin und weinte so, daß das Altartuch naß und schwer wurde und die Thränen auf den steinernen Boden flossen. Das Kind kam aber nichtsdestoweniger zur rechten Zeit auf die Welt und war, wie die Farfalla behauptete, blühender, kräftiger, schöner und lebhafter als die anderen, gerade als ob es ein doppeltes Leben hätte.

Vittoria war an einem Sonntage, als die Sonne am höchsten stand, unter den Klängen fröhlicher Musik geboren. Es war nämlich ein Trupp Soldaten durch die Straße, wo die Farfalla wohnte, gezogen, die, als sie den bekannten Marsch blasen hörte, ihre Arbeit ließ und an das Fenster lief, um zu schauen. Indem sie sich herausbog und gerade die goldgelben Trompeten in der Sonne blitzen sah, packte sie das erste Weh, worauf sich die Geburt mit solcher Schnelligkeit vollzog, daß sie, als alles vorüber war, noch ein paar schwache Töne der Musik aus der Ferne vernehmen konnte. „Wäre das Kind ein Knabe gewesen", bemerkte die fette Alte, als die Farfalla diese Erzählung beendet hatte, „so wäre ein großer Feldherr daraus

geworden." „Ich dachte, auch das Mädchen würde mir Glück bringen", sagte die Farfalla und richtete ihre hellen Augen auf Vittoria, die von ihr entfernt saß; „aber jetzt glaube ich es nicht mehr."

Aussehen that das wundervolle Geschöpf, als ob es geboren wäre, den Purpur des Glückes zu tragen. Sie war so recht aus der Fülle der Natur heraus geschaffen, jeder Reiz von Farbe, Schmelz der Haut, Weichheit und Ueppigkeit der Formen schmückte ihr Gesicht und Gestalt, worin man die stumme Musik der Seele und des Geistes so wenig wie an einem Busch Rosen oder Tulpen vermißte. Ihre weit offenen, großen Augen strahlten einen warmen Glanz aus, von dem man sich hingerissen überfluten ließ wie von der Sonne, und dessen man vielleicht auch einmal, wie der Sonne, überdrüssig werden konnte; zu sagen hatte sie gewiß nichts und nichts mitzuteilen als Jugend, Fröhlichkeit und Liebesfeuer, was freilich viel und gewaltig ist. Sie hatte, während ihre Mutter erzählte, still zugehört, dabei aber über das Meer hinausgesehen und nie ein Wort eingemischt; auf die letzte Bemerkung der Farfalla drehte sie langsam den Kopf und sagte ruhig: „Ich bin gegen dich nicht schlechter, als du gegen deine Mutter warst", wandte sich dann wieder um und richtete den großen Blick in die Ferne. Was sucht sie da? dachte ich, hört sie vielleicht einen Siegesmarsch,

uns allen unvernehmbar, Pauken und Trompeten mit heroischem Schmettern und schmelzender Klage, die sie weg zu einem großen Schicksal locken? Ich flocht ihr im Geiste ein Diadem um die Stirne und stellte sie auf den Imperatorenwagen; weiße Pferde mit langen Mähnen und Schweifen zogen ihn den Berg hinan zum Kapitol, nein, auf den Gipfel des Lebens. Leoparden, Tiger, Elefanten und anderes fremdländisches Getier, an silbernen Ketten geführt, umdrängten brüllend und kreischend den Weg, und über allen Lärm und Pomp weg blickten ihre schwarzen Augen weit offen, stolz und sicher. Ich erzähle dies, um von der Herrlichkeit ihrer Schönheit einen Begriff zu geben; ich hatte dabei Besinnung genug, mir zu sagen, daß ihre Gedanken und Wünsche sich in Wirklichkeit um nichts Wichtigeres als ein braunes Männergesicht im Kreise drehten, und als ich mich zu ihr setzte und mit ihr plauderte, erhielt ich sogleich die Bestätigung meines Urteils über ihre geistige Beschaffenheit. Beim Sprechen bekam ihr Gesicht einen drollig munteren Ausdruck, der sie der Majestät fast ganz benahm und sie mehr ins alltägliche, glaubhafte Leben stellte. Dadurch verlor sie durchaus nicht etwa an Reiz, als höchstens für die Phantasie; herzlicher berührte sie mich, nachdem ich mit ihr gesprochen hatte. Warum sie denn alle die Bewerber, die ihrer Mutter genehm ge=

wesen waren, ausgeschlagen hätte, fragte ich. „Sie waren mir nicht schön genug“, gab sie mir zur Antwort und strahlte mich dabei mit einem solchen Lächeln an, daß ich unwillkürlich errötete, als ob ich mich meiner etwas herbstlichen und in ihren Augen vielleicht überhaupt prunklosen Erscheinung zu schämen hätte. „Und Pasquale ist schön genug?“ fragte ich weiter, worauf sie mir mit einem Nicken antwortete, noch sprechender aber mit einem schnellen Auflodern ihres Gesichtes, das keine Zweifel an der Pracht und Herrlichkeit des Geliebten übrig ließ.

Immerhin wünschte ich ein unparteiisches Urteil zu hören und ging zu Riccardo hinüber, von dem ich es am ersten zu bekommen erwartete. „Wie sieht der Geliebte deiner Schwester aus?“ fragte ich ihn. „Wie die Bestie, die der ist“, sagte Riccardo wegwerfend und ohne sein Harmonikaspiel zu unterbrechen, das ihm augenscheinlich weit mehr am Herzen lag. „Sehen Sie“, fuhr er sogleich fort, „da wo Sie den weißlichen Streifen im Wasser sehen, ist eben ein großer Dampfer gefahren, der nach Indien geht, und unter den Maschinenheizern ist ein Freund von mir, den ich beerben werde.“ Die Erbschaft bestand aus einem wohlriechenden Kästchen von Sandelholz und einem Papageien, der nach Riccardos Beschreibung das wundervollste war, was man sehen konnte, blau

und grün wie ein Pfauenrad, dazwischen einige brennendrote Federn und das ganze Körperchen schimmernd, als ob man es mit Leim bestrichen und in Rauschgold getaucht hätte. Sprechen konnte er nichts anderes als „Auf Wiedersehen“ und „Addio“, aber ich werde ihn noch vieles lehren“, sagte Riccardo, „denn in vier Wochen ist er mein.“ Ich fragte, wie das zusammenhänge, und Riccardo sagte ruhig: „Vielleicht stirbt mein Freund an der Pest, die jetzt in Indien ist; wiederkommen wird er jedenfalls nicht.“ Er hatte Augen und einen Blick und eine Stimme, wenn er dergleichen sagte, daß es einen bis in die Knochen schaudern konnte, und doch hatte er selbst nicht das mindeste Gefühl von etwas Unheimlichem, ja nur Geheimnisvollem. Etwas Sichtbares wäre es nicht, sagte er, woran er zuweilen von Menschen wüßte, daß sie sterben müßten, er fühlte und wüßte es, wie man wohl im Traume wüßte, dies ist mein Vater, oder von einer Landschaft, dies ist Indien, wenn auch das Traumbild ganz verschieden von der Wirklichkeit wäre. Uebrigens wäre das so wenig etwas Besonderes, daß Tiere dasselbe Wissen hätten, wie denn seines Freundes Papagei beim Abschied durchaus nicht hätte „Auf Wiedersehen“ sagen wollen, so viel sein Herr es ihm auch vorgerufen hätte, sondern unaufhörlich sein quäkendes „Addio“, so daß der Scheidende auf den Tod des armen Papa-

geien geschlossen und sich von Riccardo hätte versprechen lassen, er wollte ihn ausstopfen, damit er doch das bunte, feurige Leibchen noch zu sehen bekäme. „Daß er selber sterben müßte, ist dem Dummen nicht in den Sinn gekommen", sagte Riccardo lächelnd.

Warum er denn seinen Freund nicht gewarnt und von der Reise zurückgehalten hätte, fragte ich. „Wozu?" sagte er erstaunt. „Dann wäre er zu Hause an einem Reiskorn erstickt oder ohne alle Ursache gestorben. Es ist alles Bestimmung. Als kleines Kind hatte ich einmal eine gefährliche, sehr ansteckende Krankheit, und der Arzt gebot meiner Mutter, mich von den übrigen zu trennen, was, da wir nur ein Zimmer hatten, natürlich unausführbar war. Sie legte mich also mitten auf unser großes Bett, die andern dicht um mich herum und sich selbst zu Füßen, indem sie dachte, es würde nicht so übel sein, wenn wir alle miteinander stürben; doch wurde keines außer mir von der Krankheit ergriffen und ich selber wurde wiederhergestellt. An dem Tage, als ich zum Krüppel wurde, stürzte Carmelo von einer hohen Mauer hinunter und wurde für tot nach Hause gebracht, kam aber bald wieder zu sich und tollte so lustig mit seinen Kameraden umher wie je. Ich dagegen, der schlafend von einer niedrigen Bettstelle heruntergerollt war, erholte mich nie mehr und werde bald an

den Folgen eines an sich so geringfügigen Falles sterben."

Ohne mich auf die Richtigkeit dieser Darstellung und seiner Philosophie überhaupt einzulassen, versuchte ich nur, ihm auszureden, daß er bald sterben müsse: er sollte vielmehr, sagte ich, auf Besserung seines Zustandes hoffen, wenn er auch nicht ganz wiederhergestellt werden könnte. Er schüttelte den Kopf und sagte flüsternd: „Wissen Sie, warum meine Mutter auf den heiligen Berg geht? Glauben Sie, es wäre wegen des Tugendpreises der Nanni, den sie sowieso bekommt? Sie bittet um meinen Tod, denn der nützt ihr mehr, als das bißchen Geld zur Aussteuer für die Nanni."

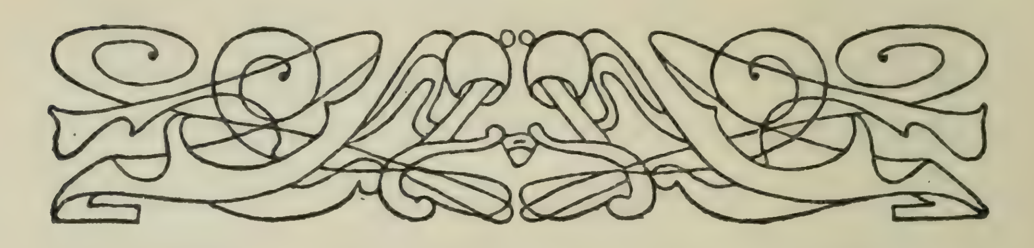
Ich suchte ihm diesen Gedanken, der mir aberwitzig und aus der Luft gegriffen schien, auszureden, machte ihm sogar ernstliche Vorwürfe, daß er solchen Verdacht gegen seine treueste, aufopfernde Freundin hegte, womit er sie übrigens nicht im mindesten antasten oder herabsetzen zu wollen schien. Er verstummte und sah sich in der Menge nach ihr um, und als er sie gefunden hatte, blickte er lächelnd und doch ein wenig grollend unverwandt nach ihr hin, als ob er meine Anwesenheit völlig vergessen hätte.

Im Scheine des Vollmondes, der mittlerweile seine ganze Leuchtkraft gewonnen hatte, konnte man

alles, was auf dem großen Platze vorging, deutlich erkennen, und ich erinnere mich, daß mir die graubleichen Gestalten, die über den trockenen, halbversandeten Schutt hin und her huschten, wie auferstandene Tote vorkamen, die ihre öden Grabgesichter in die warme Erdenluft tauchten und mit jähen, übertriebenen Gebärden das Leben nachzuahmen suchten. Wein war nicht getrunken worden, und doch wurde die Ausgelassenheit immer lärmender; gegenüber den verlorenen Tönen eines Gesanges oder einer Mandoline, die aus der Stadt unten hinaufdrangen, war es eine gellende, kreischende Lustigkeit. Der Mittelpunkt davon waren in diesem Augenblick drei verkrüppelte Geschöpfe, ein Buckliger, ein Einäugiger und ein schwachsinniges Mädchen von abstoßendem Aeußern, desto häßlicher noch dadurch, daß sie sich in auffallender, lotteriger Weise herausgeputzt hatte. Die beiden jungen Männer waren gute Freunde Riccardos, der aber den Buckligen der Treulosigkeit beschuldigte, seit dieser sich eines Abends, als alle am Brunnen standen und plauderten, mit der Schwachsinnigen verlobt hatte. Das klägliche Wesen nahm die Verlobung ernst und der groteske Anblick ihrer Zärtlichkeit erheiterte die übrigen, deren plumpe Neckereien, anstatt sie zu kränken, von ihrem blöden, kichernden Lachen begleitet wurden. In das Geschrei und Gelächter hinein rief die Farfalla:

„Wenn der Bucklige und der Schrupper heiraten — denn so wurde die Schwachsinnige aus irgend einem Grunde genannt — braucht mein Riccardo auch nicht mehr zu warten, ich gebe ihm zwei Strohsäcke als Bett und ein Dutzend Steine, um den Herd zu bauen. Wer von euch Mädchen will ihn haben mit dieser Aussteuer?" Nun meldete sich eine ganze Schar lachender Mädchen, die erst die Farfalla umdrängten und riefen: „Ich will ihn, ich!" dann zu Riccardo liefen, ihn an seinen schwarzen Locken zupften und sich ihm unter mutwilligen Scherzen antrugen. Er erwiderte die Tollheit eine Weile, dann nahm er seine Harmonika und spielte eine Tanzweise, nach der die Mädchen sofort zu singen und zu tanzen anfingen, während einige Männer und alte Frauen mit halblautem, rhythmischem Brummen eine Art von Begleitung anstimmten. In den Tumult hinein that die tiefe, schütternde Glocke der Heidenkirche langsam die zwölf Mitternachtsschläge, womit nach der Verabredung das Zeichen zum Aufbruch gegeben war; es wurde augenblicklich still, die Abreisenden trennten sich kurz von denen, die zurückblieben, und ordneten sich zu zweien oder dreien in einen Zug. Indem sie sich in Bewegung setzten, stimmten sie einen Gesang an, der das Gepräge hohen Alters trug und schon von den ersten Pilgern, die vor Hunderten von Jahren auf den heiligen Berg wall=

fahrteten, gesungen sein mochte. Die Melodie der hohen Stimme hatte etwas geizig Verhaltenes, und ihre wenigen Töne irrten zwischen der tiefen, starren Begleitung wie zwischen einer quetschenden Mauer hin und her, verzweifelt einen Ausweg suchend und aus ihrer Dunkelheit nach Hilfe jammernd. Nachdem die Wandernden dem Blick schon verschwunden waren, hörte man noch lange das Klappern ihrer Schuhe auf den Steinen und die einförmige Schlußfigur am Ende jedes Verses, ähnlich dem Notschrei eines Ertrinkenden, der sich immer wieder emporringt, endlich aber mit schwächerer Stimme um Hilfe ruft, dann die Besinnung verliert und untergeht.



VI

Dieselben Glockenschläge, die den Pilgern das Zeichen zum Aufbruch gaben, schreckten in der Triumphgasse ein Liebespaar aus seiner Umarmung auf, nämlich die kleine Nanni und ihren Verlobten, dessen Schiff eben aus Smyrna zurückgekehrt war und für einige Tage im Hafen lag. Die beiden hatten den Umstand benutzt, daß die Gasse wegen der Wallfahrt fast verödet war, und

sich in der Dachkammer, die Nanni mit Vittoria zusammen bewohnte, ein Stelldichein gegeben, wobei sie den Tugendpreis samt allen Hoffnungen, die die Farfalla daran knüpfte, gänzlich vergessen hatten. Um zwölf Uhr mußte sich der junge Mann wieder auf dem Schiffe einfinden, verabschiedete sich eilig und lief mit langen, vorsichtigen Schritten das Triumphgäßlein hinunter, während das Mädchen den Kopf ein paarmal ins Kissen hineindrückte und einschlief, so daß das einsame, kleine Liebesfeuer schon heruntergebrannt und ausgeglüht war, als ich kurz nach Mitternacht Riccardo bis zu seiner Wohnung begleitete.

Gleich darauf ereignete sich ein ganz anders geartetes Abenteuer. Riccardo, der besonders in den Sommermonaten häufig an Schlaflosigkeit litt, pflegte dann, um der stickigen Luft in den niedrigen Zimmer zu entgehen, auf dem Hausflur zu schlafen, wo zu diesem Zweck immer ein mit Maishaar gefüllter Sack lag. Das erklärte er auch diesmal thun zu wollen, als ich ihm die beschwerliche Treppe hinaufhelfen wollte, und ohne irgend welches Bedenken, da ich seine Gewohnheiten kannte, ließ ich ihn auf seiner Matratze hinter der Hausthür. Die wenigen Menschen, die mit uns zugleich von dem Platz aufgebrochen waren, um in die Römerstadt zurückzukehren, hatten sich bald verlaufen, und es war schon wieder tief still, als ich zur Stadt hin-

unterstieg; Riccardo fiel sogleich in einen festen Schlaf, aus dem er aber schon nach wenigen Minuten, wie es ihm schien, erwachte. Er hatte die Empfindung, von einem Geräusch erweckt zu sein, und horchte in das Haus hinauf, wo aber alles still blieb, als er sich aufrichtete und durch die Thür auf die Straße hinausblickte, sah er an der gegenüberliegenden Seite der Gasse, dicht der Mauer entlang, etwas durch die Dunkelheit huschen; der Mond war schon hinter den Häusern untergegangen. Zuerst schlug er ein Kreuz in der Meinung, daß es eine arme Seele sei, die die Stätte ihrer Irrsale wieder aufsuchte; als er sich aber weiter vorbeugte und schärfer hinsah, erkannte er Torquato, den Bruder des Jurewitsch. Er mußte erfahren haben, daß der Schuster Bonalma gelegentlich der Wallfahrt von Hause fort war, und wollte den Umstand dazu benutzen, den Laden auszuplündern, wenigstens hielt er gerade dort an und schwang sich an dem niedrigen Fenster empor. Riccardo erzählte mir, er hätte einmal in einer Menagerie einen gewaltig großen Raubvogel gesehen, mit breiten, schwarzen Flügeln und langem, nacktem, fleischigem Halse, auf dem ein kleiner, nackter Kopf mit gierig stoßendem Schnabel und lüsternen Augen saß. So, sagte er, hätte Torquato ausgesehen, wie er an das Fenster angeklammert die Gasse hinunterspähte und horchte.

In diesem Augenblick rief Riccardo leise seinen Namen, worauf Torquato zusammenfuhr, und als er den Lahmen erkannte, außer sich vor Wut mit der Faust drohte, noch unentschlossen, ob er sich durch diesen hilflosen Menschen in seinem Unternehmen wollte stören lassen. Riccardo sah, was in ihm vorging, und sagte, einer plötzlichen Eingebung folgend, noch leiser als vorher: „Soll ich verraten, wer der Mörder des Benvenuto ist?“ Die Wirkung dieser Worte war über Erwarten stark, hauptsächlich wohl darum, weil da so plötzlich aus der Nacht hervor, unbegreiflicher-, ja fast unmöglicherweise ein Wisser dieser That auftauchte, die ganz ohne Augenzeugen geschehen war, zu der sich kein Kläger gefunden hatte. Bis dahin hatte Riccardo nur eine Art neugieriges Grauen vor der häßlichen Erscheinung empfunden, jetzt, als sich Torquato mit einem Sprung von dem Fenster herabließ, wurde ihm mit einem Male klar, daß sich der Mörder nun auf ihn stürzen und ihn töten würde, und eine rasende Todesangst ergriff ihn. Wie ein einziger Blitz durchfuhren ihn tausend Vorstellungen: daß seine Mutter, wenn sie vom heiligen Berg zurückkäme, ihr Gebet schon erhört finden würde, ob Carmelo nicht vergessen würde, ihm seinen Oleanderbaum aufs Grab zu pflanzen, und daß er sterben müsse, ohne ein einzigesmal die Insel gesehen zu haben —; aber, mochte es nun

der jähe Schreck sein, Torquato beachtete Riccardo nicht weiter, sondern eilte die Gasse hinunter und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Riccardo hatte also doch von dem Schicksal des Benvenuto Bescheid gewußt; in einer schlaflosen Nacht, wo es ungewöhnlich still war und der Wind aus der Richtung des Winkelgäßchens herwehte, wo der Mord geschah, hatte er streitende Stimmen gehört und die Torquatos erkannt. „Es hat kein Zweiter solche Stimme und man vergißt sie nicht, wenn man sie einmal gehört hat“, sagte er; „damals wollte er sie unterdrücken, aber weil er nicht leise sprechen kann, klang sie wie ein heiseres Bellen.“ Da es nun Riccardo außerdem bekannt war, daß Benvenuto in seiner Gutmütigkeit dem Torquato Geld geliehen hatte, aber selbst in Verlegenheit geriet und sich gezwungen sah, es zurückzuverlangen, fehlte es auch an der Begründung des Zankes und der darauffolgenden Gewaltthat nicht, und er war zu seinem Verdachte vollauf berechtigt gewesen.

Ich sprach meine Mißbilligung aus, daß Riccardo aus Rücksicht für den Jurewitsch sein Wissen von der That verheimlicht habe. „Viele wissen etwas vom Torquato“, sagte Riccardo, „aber keiner verrät ihn, obgleich wir uns nie deswegen verabredet haben.“

„Glaubt ihr denn“, fragte ich verwundert,

„daß ihr dem frommen Manne damit einen Dienst thut? Kann es ihm lieb sein, daß andere durch die Schlechtigkeit seines Bruders leiden, muß er nicht vielmehr wünschen, daß er bestraft wird und vielleicht zur Einsicht seiner Verbrechen kommt oder wenigstens verhindert wird, weiter zu sündigen?“

Riccardo schüttelte den Kopf und sagte: „Der Jurewitsch weiß alles, was sein Bruder thut, auch daß er den Benvenuto ermordet hat, und vielleicht noch vieles, was wir nicht wissen, aber alle seine Mühe geht dahin, es zu verdecken und den Verdacht von seinem Bruder abzulenken.“ Wie der Pfarrer von seines Bruders Thaten wissen sollte, die jener ihm gewiß nicht beichtete und die ihm auch kein anderer hinterbrachte, das konnte mir Riccardo nicht sagen; er glaubte aber, so wie man an der Handschrift erkennte, wer etwas geschrieben hätte, so erkennte er an den Thaten ihren Urheber.

„Und so sollte denn“, sagte ich, „ein gefährlicher Bösewicht alle seine Missethaten ungehindert und ungestraft begehen, weil er der Bruder eines angesehenen, beliebten Mannes ist?“ Worauf Riccardo entgegnete: „Ein Verräter ist immer gemein, wenn er auch zum besten Zweck verriete. Und was wäre denn auch geändert, wenn Torquato im Gefängnis säße? Solange es Armut und Elend giebt, wird mancherlei Verzweifeltes begangen werden; von uns hütet sich jeder, nicht

nur den Torquato, sondern überhaupt irgend einen Schuldigen anzugeben oder nur zu schelten, denn er weiß nicht, ob er nicht morgen schon an seiner Stelle steht."

Ich war über diese Philosophie erstaunt, enttäuscht, entrüstet, und besonders erzürnte es mich, daß ich dergleichen von Riccardo hören mußte, den ich geneigt war, für einen unschuldigen, sittlich stolzen Menschen zu halten. „Seid ihr denn Bälle", rief ich in heller Wut, „die Dämonen blindlings umherwerfen? Tappt ihr blind durchs Leben, ohne zu wissen, ob ihr unterwegs Kräuter oder Würmer zertretet? Giebt euch ein Teufel das Messer in die Hand und sagt: stoß zu! und ihr könnt euch nicht wehren? Ist keiner von euch so weit Herr über sich, daß er bürgen kann, es werde kein Spitzbube oder Totschläger aus ihm werden?"

„Können Sie bürgen?" fragte Riccardo statt aller Antwort und sah mich mit einem unbefangenen Lächeln ernsthaft an.

„Ich will Ihnen sagen, was mir Galanta von Torquato erzählt hat; er ging mit sechzehn Jahren als Maurer auf die Wanderschaft und hatte damals, wenn er auch wild und jähzornig war, noch nichts eigentlich Verbrecherisches begangen. Da ging er eines Abends im Herbste querfeldein einer Stadt zu, deren Lichter er schon von ferne blinken sah, und fand sich plötzlich in der Nähe eines

Galgens, an dem ein Erhenkter hing. Fürchten that er sich weder vor Gott, noch vor dem Teufel, und da er noch nie einen Galgen gesehen hatte, blieb er stehen, betrachtete sich alles genau und auch das Gesicht des Toten, so gut er es in der Dämmerung erkennen konnte. Er wußte noch nach Jahren, daß kleines, schwarzes Gewölk über den Himmel geeilt war und daß es ihm vorgekommen war wie Raben, die stumm und gierig zur Richtstätte geflogen kämen. Da ging er seines Weges ruhig weiter, als er aber etwa hundert Schritte gegangen war, hörte er ein Pfeifen hinter sich in der Art, wie sich Kameraden als Erkennungszeichen zupfeifen. Daß kein Mensch weit und breit war, wußte er, da er sich eben erst nach allen Seiten umgesehen hatte, und der Pfiff eines Vogels war es auch nicht gewesen; es lief ihm kalt den Rücken hinunter, und er mußte einen Augenblick stehen bleiben, weil er sich wie gelähmt fühlte. Kaum war er einige Schritte weiter gestolpert, als derselbe Pfiff zum zweiten Male hinter ihm erklang, deutlich von der Richtung des Galgens her, und er mußte alle seine Kraft zusammennehmen, um von der Stelle zu kommen, so schüttelte ihn das Entsetzen. Als es zum dritten Male pfiff, kehrte er sich seiner eigenen Angst zum Trotze um und sah, daß der Leichnam ebenso straff und bewegungslos herunterhing wie vorher, aber daß er sich gedreht

hatte, so daß er ihm mit dem Gesichte nachblickte, was erst nicht der Fall gewesen war. Nun zweifelte er nicht mehr, daß der Tote es war, der ihm gepfiffen hatte, und er verfiel infolge des Schreckens in Sinnlosigkeit und Krämpfe, die ihn seitdem von Zeit zu Zeit heimsuchen. Er ist überzeugt, daß er von der Seele des Erhenkten besessen ist und hat auch gleich nachher sein erstes Verbrechen begangen. Als nämlich gegen den grauenden Morgen ein Mann mit einem Karren in der Nähe vorbeikam und sich über den scheinbar leblosen Torquato beugte, um ihm im Notfalle Hilfe zu leisten, sprang der unversehens auf, stieß ihm sein Messer in die Brust und raubte ihm alles, was er bei sich hatte. Er hatte das gleichsam ohne seinen Willen, wie von einer plötzlichen Eingebung getrieben und zu seiner eigenen Ueberraschung gethan, ja zu seinem eigenen Schrecken, allmählich aber stumpfte er sich ab und konnte dergleichen sogar nicht mehr entbehren, wie ein anderer den Wein oder Tabak nicht missen kann."

Durch diese greuliche Geschichte, die Riccardo so treuherzig erzählte, daß es mir vergeblich schien, ihre Wahrhaftigkeit zu bestreiten, wurde mir Torquato mitsamt seiner Schwester Galanta vollends unheimlich, und ich hielt es für das beste, Riccardo von dem Umgang mit ihr abzubringen.

Es hatte sich nämlich an jene nächtliche Be-

gegnung mit Torquato Riccardos Bekanntschaft mit Galanta geknüpft. Galanta, die mit ihrem Bruder zusammen hauste, wußte von allem, was er that, Bescheid, und erfuhr auch den Ausgang des beabsichtigten Einbruchs in der Triumphgasse. Als nun Torquato nachträglich das Versäumte nachholen und an Riccardo Rache nehmen wollte, redete sie ihm das aus, was keine leichte Sache war und wodurch sie sich seine unbedingte Anhänglichkeit verscherzte. Bisher hatte sie sich immer leicht von der Notwendigkeit oder gar Vortrefflichkeit seiner Frevelthaten überzeugen lassen, und besonders gegen Männer empfand sie so viel Widerwillen und Geringschätzung, daß sie getrost einen jeden warm aus ihren Armen etwaigen Mordgelüsten Torquatos ausgeliefert hätte. Riccardo indessen, den sie flüchtig von Ansehen kannte, war in ihren Augen kein Mann, und eine Art Ritterlichkeit, die sie an Stelle ihres Bruders empfand, ließ sie vor dem Gedanken zurückschrecken, er könnte sich an dem blassen, hinkenden Menschen mit den Kinderaugen vergreifen. Dagegen versprach sie ihm, dafür zu sorgen, daß Riccardo ihn nicht verraten würde, denn ihren Einfluß auf alles Männliche hielt sie für unbegrenzt und davon doch auch Riccardo nicht ausgeschlossen.

Die Bekanntschaft begann so, daß Galanta eines Tages Riccardo mit seiner Harmonika vor

der Hausthüre sitzend fand und ihn einlud, ihr in ihre Wohnung zu folgen, wo eine lustige Gesellschaft versammelt wäre, der nur die Tanzmusik fehlte; er könne sich dabei die ganze Tasche voll Kreuzer verdienen. Um diesen Preis wäre Riccardo auch dem Beelzebub in die Hölle gefolgt und hätte einer Horde junger Teufel zum Tanz aufgespielt, und da es sich obenein um eine schöne Frau handelte, war er sehr guter Dinge, stand auf und humpelte mit. So wohl es ihm aber bei ihr gefiel, ließ er sich doch kein Versprechen von ihr abdringen, denn er hatte zwar keine Absicht, Torquato zu verraten, wollte aber nicht gebunden sein und das noch um so weniger, wenn der Bösewicht etwas gegen ihn im Schilde führte. Seitdem war Riccardo häufig bei Galanta, noch öfter aber sie bei ihm, denn da sie Verstellung, Scham, Heuchelei verachtete, lief sie ihm unbedenklich überall nach und folgte ihm bis in seine Wohnung, wo sie unter den Augen der Nachbarschaft ganze Stunden bei ihm zubrachte. Im allgemeinen verhielt er sich schweigsam über diese Besuche, mir hingegen erzählte er zutraulich mit umständlicher Ausführlichkeit alles, was vorging, bis zu den gewagtesten Punkten, besonders beschrieb er immer wieder, wie sie aussah, und zwar mit unbefangener, zärtlicher Bewunderung, wie etwa ein Kind eine nackte Marmorschönheit schildern würde,

die es zufällig in einem Park oder Saal gesehen hat.

Sie sei niemals wie andere Frauen nackt, sagte er, denn ihre sammetbraune Haut hülle sie ein und sie brauche sich so wenig zu schämen wie ein Reh im Walde. Ihr Gesicht liebte er nicht, weil es ihn an Torquato erinnerte und an viel Häßliches, was sie gethan hätte, aber ihr warmes, sonniges Fleisch, das sich anrührte, wie der Flaum auf dem Kopfe neugeborener Kinder. „Warum hat sie das Gesicht einer diebischen Zigeunerin?“ sagte er. „Ein irdischer Künstler hätte einen Kopf wie ein Stern auf ihren Hals gesetzt; aber Gott thut ungeheure Dinge, die der Mensch nicht wagt.“

Für die wildgewachsene Schönheit ihres Gesichts hatte er nicht viel Sinn. Einmal traf ich sie bei ihm und sah, daß sie allerdings verbrauchter und erniedrigter aussah, als es mir zuerst bei flüchtiger Begegnung geschienen hatte. Die Art, wie sie mich begrüßte, ihr dreist verführerisches Lächeln, mit dem sie bei den Herren der höheren Klassen im allgemeinen Glück haben mochte, ihre vertraulichen Blicke waren beinahe abstoßend und waren es noch weit mehr für Riccardo; denn während er, als ich eintrat, wohlig und glückselig an sie gelehnt gesessen hatte, stieß er sie plötzlich, wie ein gereiztes Kind, unmutig von sich, schimpfte sie mit groben Worten und hieß sie augenblicklich

fortgehen und nicht wiederkommen. Wie sie seine bösen Worte erwiderte, aber mehr zornig über sich selbst als über ihn, ihn auslachte und doch traurig war, dann wie ein wildes, ungebändigtes Tier hinausjagte, das alles hatte so viel Schwung und Anmut und Wärme, daß es mich wieder mit ihr aussöhnte und ich sie, wenn das nicht gegen meinen Plan gewesen wäre, sogar Riccardo gegenüber verteidigt hätte, was freilich auch überflüssig gewesen wäre.

Trotzdem ich mich völlig überzeugt hatte, daß das Verhältnis zart und unschuldig war, und auf ihrer Seite sogar löblichen Gefühlen entsprang, Mitleiden und unbewußter Freude an dem Umgang mit einem jungen Manne, der nichts von ihrer Sinnlichkeit verlangte, drang ich doch fortwährend in Riccardo, sich nicht mit ihr abzugeben, erstens weil die Berührung mit dem Geschwisterpaare doch in irgend einer Weise verderblich auf ihn wirken konnte, dann, weil es ihm bei seiner Bekanntschaft schadete. So nachsichtig man in der Heidenstadt gegen jede Art von Liebessünden war, so hart urteilte man über Frauen, die sich aus Berechnung oder Genußsucht oder gewohnheitsmäßig den Männern hingeben. Dazu galt Galanta als herzlos und hochmütig, welch letzteres Riccardo auch zugab, was ihm aber an ihr wohlgefiel. Das mißlichste war, daß Carmelo, der Frauen überhaupt

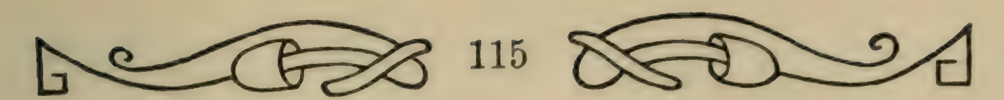
nicht leiden mochte, solche von Galantas Art aber verabscheute, sich über diesen Verkehr seines Bruders ärgerte und ihm entfremdete, wodurch der bisher herrschende Friede des Hauses zerstört zu werden drohte.

Er war aber meinen darauf bezüglichen Ermahnungen unzugänglich, sogar mein Versprechen, ihn lebenslänglich mit Zigaretten zu versorgen, vermochte nichts über ihn; mit einem Einfall anderer Art hatte ich mehr Glück. Eine Frau, die ich liebte, hatte mir etwas Geld für meine Schützlinge gegeben, und ich glaubte deshalb der Wahrheit nicht zu nahezutreten, wenn ich Riccardo zuweilen eine Kleinigkeit, wovon ich wußte, daß es ihm Freude bereitete, mitbrachte und dazu sagte: dies schickt dir Lisabella. So hieß sie nicht in Wirklichkeit, doch stand ihr der Name wohl an und ich glaubte mit einem alltäglicheren keinen großen Eindruck auf ihn machen zu können. Auf seine Frage, wer Lisabella sei, antwortete ich: meine Nichte, der ich von ihm erzählt hätte und der er dadurch lieb geworden sei. Ich sprach ihm nun häufiger von ihr, schilderte ihm ihre blonde Schönheit und erreichte bald, daß seine Phantasie ganz von ihr erfüllt wurde.

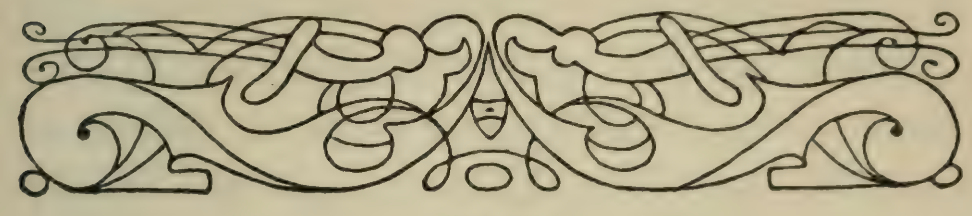
Es kam vor, daß er, wenn er ausgegangen war, sie gesehen haben wollte, und als einmal eine Dame an ihm vorübergegangen war, dann

sich umgesehen hatte, zurückgekommen war und ihm ein Geldstück in die Hand gedrückt hatte, stand es für ihn fest, daß es Lisabella gewesen sei. Seitdem traten seine Gefühle für Galanta hinter der Schwärmerei für Lisabella zurück, die seine Phantasie in etwas barbarischem Geschmack mit allen Reizen der Weiblichkeit, des Adels und Reichtums überlud. Nie kam ihm der Gedanke, wie ich oft befürchtete, weshalb sie mich nicht einmal begleitete, um ihn oder seine Mutter zu besuchen, etwas, wozu ich das Urbild der Lisabella nie hätte bewegen können. Sie hatte kein unempfindliches Herz, aber um nicht etwa gerührt und in ihrem Wohlbehagen erschüttert zu werden, vermied sie den Anblick des Unglücks und wollte nichts davon hören. „Ist das Unglück eine Tugend?“ sagte sie; „sollen alle unglücklich sein, weil es einige sind? Mein Beruf ist das Glück, laß mich dich lieben und glücklich sein.“

Zuweilen begegnete es mir, daß ich, Riccardos göttliche Selbstlosigkeit im Sinne, mit der er in der Vorstellung von Lisabellas Glück selig, als wäre es sein eigenes, herumwühlte, den heiteren Gleichmut ihrer Stirne, an der nie ein Wölkchen hängen blieb, mit Groll und Empörung ansah. Aber solche Bitterkeiten zerrannen unter ihrem Rosenlächeln, und sowie ihr Herz gegen meine Brust schlug, war es mir, als hätte ich den Mittel-



punkt der Allmacht angefaßt, und ihr Sinn offenbarte sich mir in Liebe und Liebesglück als dem einzig wahren Dasein unter der Sonne.



VII

Ich kam zufällig am Tage des heiligen Antonius, der in den Juni fällt, in die Triumphgasse und fand eine ansehnliche Gesellschaft um den Brunnen vor meinem Hause versammelt. Da auch die Farfalla darunter war, setzte ich mich zu ihr, obwohl Riccardo fehlte: er hatte einen bösen Tag und lag, wie sie mir sagte, lang ausgestreckt gerade auf dem Rücken in seinem Bette und starrte über sich gegen die niedrige Decke; es wäre das beste, ihn, wenn er so wäre, allein zu lassen.

Es war jene Sommerabenddämmerung, die so leicht und kühl auf den Gegenständen liegt, wie ein grauer Schmelz auf bunten Schmetterlingsflügeln. Sie wurde in meiner Vorstellung eins mit dem Lilienduft, der die schmale Gasse ganz erfüllte, von dicken Lilienbüschen ausgehend, die die Nische schmückten, in der das Heiligenbild stand. Der blasse, süße Rauch, den man nicht sah und doch spürte, schwebte in matten Wellen und Wölkchen um den Triumphbogen, um die schmutzigen,

verkrüppelten Häuser und den muskelstrotzenden Herkules oben auf dem Brunnen. Aus einem Dachfenster über der Nische bogen sich Nanni und Vittoria, die beiden Töchter der Farfalla, und befestigten ein paar lange Lilienstengel voll Knospen in der Hand des Heiligen neben der blechernen, die er immer hielt; gleich darauf erschienen sie leise lachend und flüsternd auf der Straße und setzten sich nebeneinander auf die Treppe meines Hauses. Ich rief ihnen neckend zu: „Das habt ihr nicht umsonst gethan, gesteht, was wollt ihr von dem heiligen Manne?“ „Er soll uns die Sommersprossen wegschaffen“, rief die kleine Nanni schnell und brach in ein helles Gelächter aus, in das Vittoria mit etwas weicherer, schwererer Stimme einfiel. Die Kleine hatte wirklich das puppenhafte Gesicht über und über mit Sommersprossen bedeckt, was aber, da sie ohnehin nicht schön war, durchaus nicht störte, sondern eher den lustigen Eindruck, den die runden, glänzenden Beerenaugen und die blanken Zähne machten, noch unterstützte.

Die andere erschien mir beinahe noch schöner als an jenem Abend; trotzdem die mächtigen Augen Glück und Jugendstolz ausstrahlten und ihr Lachen rund, voll, warm, innig und wahr klang, war eine zarte Decke sinnlicher Schwermut um sie verbreitet — was mich auf die Vermutung brachte, der schöne Liebhaber hätte unterdessen trotz des Widerspruchs

der Mutter Erhörung gefunden. Diese schien die Veränderung, die mir auffiel, nicht zu bemerken, im Gegenteil, als die beiden Mädchen sich verabschiedeten und Hand in Hand die Gasse herunterliefen, um am Hafen Nannis Verlobten zu treffen, blickte sie ihnen zufrieden aus ihren klaren Augen nach und erzählte mir, daß die Kleine nun bald Hochzeit halten und daß Vittoria vielleicht einmal ebenso gut oder noch vorteilhafter heiraten würde, wenigstens hätte sie Pasquale aufgegeben, sie erwähne ihn nicht mehr und er ließe sich nicht mehr in der Gasse blicken.

Während dieser ganzen Zeit gingen unaufhörlich Leute die Gasse herauf und herunter, von denen einige, nachdem sie einen Augenblick vor dem heiligen Antonius niedergekniet waren und gebetet hatten, sich zu uns auf den Rand des Brunnens oder auf die Treppe oder geradezu auf das holperige Straßenpflaster setzten. Als die Dämmerung dichter geworden war, schlich aus dem gegenüberliegenden Hause der Schuster Bonalma und setzte sich auf den Brunnen neben eine bleiche Frau mit ruhigem, großartigem, aber sehr leidendem Gesicht, die ein Kind auf dem Arm hatte, während zwei größere zu ihren Füßen saßen und schüchtern miteinander plauderten. Wie ich von der Farfalla erfuhr, war dieses seine Frau, die inzwischen wirklich aus dem Irrenhause zurückgekehrt war

und, da die Geliebte ihres Mannes durchaus nicht hatte von der Stelle weichen wollen, eine Dachkammer in der Nähe bezogen hatte und sich und ihre Kinder durch ihre Arbeit armselig ernährte. Bonalma hatte ihr anfangs etwas Geld zur Unterstützung gebracht, wagte aber wegen der Zänkerei seiner Geliebten, der nichts entging, diese bescheidene Hilfe nicht zu erneuern, doch stahl er sich so oft es gehen wollte, zu seiner Frau hin, was durch den Umstand erleichtert wurde, daß die andere von Zeit zu Zeit ihre kranke Mutter besuchen mußte, die in einer nahegelegenen Ortschaft wohnte. Mir war die gedrückte Gestalt des Mannes mit den verstohlenen Bewegungen fast widerwärtig, und doch hatte es etwas Rührendes, wie beim Anblick der Frau, die ihm zunickte, ein schwaches Lächeln über sein graues, stieres Gesicht flog, wie er sich dicht neben sie setzte, die beiden Kinder, die vor ihr spielten, auf seine Kniee hob und fest an sich preßte, und schweigend bald die Kleinen, bald sie anstarrte, die leise zu ihm sprach. Sie mischten sich nicht in die lebhaften Gespräche der übrigen, die auch sie wiederum in Ruhe ließen, was ich ihnen, da es meistens ältere, überaus redselige Weiber waren, hoch anrechnete. Unter ihnen erkannte ich die Schwindsüchtige und die fette Alte von der Wallfahrt wieder, von denen die erstere mit Riccardo gewettet hatte, wer von ihnen zuerst

sterben würde. Sie blickte auch jetzt aus ihren hohlen Augen mit unruhiger Lebhaftigkeit suchend umher, und da sie Riccardo nicht sah, rief sie nach dem offenstehenden Fenster mehrmals seinen Namen hinauf. Als sie von der Farfalla hörte, daß er einen schlechten Tag habe, nickte sie nervös mit dem Kopfe und rief: „Ich gewinne meine Wette!“ so laut und dazu lachend, daß ihre schwache Stimme in Husten überging, dessen sie durchaus nicht wieder Meister werden konnte. Von oben kam keine Antwort. „Ich habe diese Nacht vom Pfarrer Jurewitsch geträumt“, sagte sie, nachdem sie ausgehustet hatte; „er trug zwei große Flügel an den Schultern und kam an mein Bett und segnete mich; ich fühlte den Luftzug, der von seinen Flügeln herrührte, so deutlich, daß ich davon aufwachte.“ Die fette Alte, die mit übereinandergelegten Beinen auf dem Pflaster saß, sagte: „Von Geistlichen träumen, bedeutet gewissen Tod, wenigstens wenn sie lebendig sind. Ein toter Geistlicher bedeutet hohes Alter. Die Nummer ist 47, Flügel 60 und Wind 9.“ Die Schwindsüchtige wiederholte die drei Zahlen mehrmals hintereinander, um sie sich einzuprägen und am folgenden Tage in der Lotterie zu spielen. Die Farfalla erzählte, ihr hätte von dem Buckligen geträumt, nämlich, daß er auf Riccardos Bett gesessen und daß sein Buckel immer dicker und dicker angeschwollen wäre, so daß sie

gefürchtet hätte, er würde die Decke einstoßen. „Das ist ein glücklicher Traum", sagte das Kirchenweib billigend, „Buckliger 17, Buckel 33, Angst 52." Als die Farfalla sagte, sie spiele nicht in der Lotterie, legte ein anderes Weib auf die Nummern Beschlag, da man ganz sicher sei, auf einen Buckligen zu gewinnen. Ich betrachtete mit Verwunderung die Alte, welche die jeweiligen Nummern, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, gleichsam wie Pfeile, ohne zu zielen und doch des Treffens sicher, hinschleuderte, und fragte sie, ob sie denn von allen Dingen zwischen Himmel und Erde die Lotterienummer, die darunter zu verstehen wäre, wüßte. „Von allen", sagte sie ruhig und sandte aus dem kleinen Spalt ihrer Augen einen überlegenen Blick auf mich. „Ob denn auf diese Weise immer gewonnen würde?" fragte ich weiter. „Natürlich nicht", sagte sie ebenso ruhig, „denn es ist eine Kunst, sowohl die Träume richtig zu deuten, wie auch sie richtig zu erzählen, indem man oft das Unwichtige anführt und das Wichtige ausläßt. Eine Frau, die schielt, hat eine andere Bedeutung als eine mit geradem Blick, ein Schwein, das frißt, ist ein anderes als ein Schwein, das grunzt oder sich im feuchten Schmutze wälzt, und so ist es mit allen Träumen." Infolge dieser Schwierigkeit in der Ausübung der Kunst hatte denn auch von allen anwesenden Frauen nur eine einmal zwei

Gulden gewonnen, obwohl die meisten allwöchentlich spielten. Einzig die Farfalla spielte nicht, weil sie keinen Kreuzer zu verlieren hätte und, wie sie lachend hinzusetzte, weil sie auf einen größeren Glücksgewinn rechnete, nämlich auf einen Schatz, der in meinem Hause verborgen sein sollte. Sie wandte sich an mich mit der Frage, ob ich, als Hausbesitzer, falls einer gefunden würde, Anspruch darauf erheben würde, was ich mit Ueberzeugung verneinte; er solle ganz und gar dem Finder gehören. „Man hätte ihn auch teilen können", sagte die sachkundige Alte, „aber da der Herr reich ist und wir arm sind, ist es besser so."

Es wurde mir nun erzählt, daß mein Haus ein außerordentlich wunderbares und gedenkreiches sei, erstlich durch den Knochensepp, der es vor etwa dreihundert Jahren bewohnt und der die Gabe besessen hatte, zu merken, wo etwas in der Erde verborgen sei, Gold und andere edle Metalle oder auch Leichen. Er fing, wenn er sich über einer solchen Stelle befand, so zu zittern an, daß man seine Hände hin und her fahren sah und seine Zähne aufeinanderschlagen hörte, woraus auch die Beistehenden schließen konnten, wo etwas war. Hunderte von Leuten kamen zu ihm und boten ihm Geld, wenn er ihnen eine Stelle zeigte, wo Gold vergraben wäre, was er auch stets willig war zu thun, nur freilich unter der Bedingung,

daß sie selbst nachgraben und ihm nicht zürnen müßten, wenn sie statt Gold menschliche Gebeine fänden, da er über den Ausgang nicht Herr sei. Schließlich, da niemand etwas anderes fand als Knochen oder auch wohl scheußliche, unverweste Leichname, wurden sie rasend und schlugen den Knochensepp tot, bei dem sie verstecktes Gold in Haufen zu finden dachten. Es fand sich aber nichts als ein seltsames Drachenbild aus purem Golde, das sie wegnahmen und durch die Figur des heiligen Antonius, der jetzt in der Nische steht, ersetzten, nur daß es damals reich geschmückt und bei weitem prächtiger war als heute.

Alle hörten der Farfalla, die erzählte, ernst und aufmerksam zu, sogar der Schuster Bonalma hatte sich vorgebeugt und seine leeren Augen füllten sich mit gieriger, beinahe quälender Spannung. Nur die fette Alte schien keinen anderen Anteil zu haben, als die Geschichte auf ihre Richtigkeit zu begutachten, und der Bucklige wiegte sich die ganze Zeit über ungeduldig hin und her, rieb sich die Hände und rief, sowie die Farfalla geendet hatte, ob sie denn nicht wisse, daß die Leute damals aus Furcht, es möge ihnen etwas entgehen, das Haus ganz und gar niedergebrannt hatten. „Glaubt ihr, der Knochensepp habe seine Schätze in einem Hause versteckt, das erst nach seinem Tode erbaut wurde?“ rief er und lachte dabei so

herzlich, daß ihm die Thränen über die Backen liefen.

Die Farfalla lachte gutmütig mit und entgegnete, das Haus wäre jedenfalls von Stein gewesen, da es in der Umgegend mehr Steine als Holz gäbe, würde also wohl nicht so ganz und gar abgebrannt sein. Wenn das aber auch der Fall sei, könnte man doch auf den Schatz des Falschmünzers rechnen, welcher hundert Jahre später dort gewohnt habe und aller Wahrscheinlichkeit nach viel reicher gewesen sei als der Knochensepp. Auch der Einwand des Buckligen, daß das Geld, das dieser etwa hinterlassen hätte, vermutlich falsches sei, beirrte sie nicht; denn, sagte sie, er sei so überaus geschickt gewesen, daß niemand im stande gewesen sei, sein Geld vom echten zu unterscheiden. Wenn er vor Gericht gestanden hätte, wären die Richter in Verlegenheit gewesen, weil sie auf keine Weise seine Münzen hätten erkennen können; er selbst hingegen fand unter einem Haufen von Tausenden die seinigen mit einem einzigen Blick heraus. Da er nun sein Geheimnis nicht offenbar machen und anderseits auch nicht versprechen wollte, vom Falschmünzen abzulassen, wurde er am Triumphbogen aufgehängt, wie man es ja, fügte die Farfalla hinzu, auch mit Jesus Christus und allen denen gemacht hätte, die sich der armen Leute annähmen.

Diese Bemerkung bezog sich darauf, daß der Falschmünzer seine Kunst nur ausgeübt hatte, um den armen Leuten zu helfen, was ihn auch ins Unglück gebracht hatte. Er hatte nämlich einer armen Frau, die von einem hartherzigen Hausherrn auf die Straße gesetzt werden sollte, dreihundert Thaler gegeben, und sie, befragt, wie sie plötzlich zu solchem Reichtum komme, hatte in der Verwirrung ihren Wohlthäter verraten.

Aus den Gesprächen, die sich daran schlossen, merkte ich, daß alle einmütig überzeugt waren, es würde keine Not mehr auf Erden geben, wenn sich einige Männer hinsetzten, fleißig falsches Geld prägten und nach dem Beispiel jenes sagenhaften Menschenfreundes unter die Armen verteilten. Der Bucklige erkundigte sich, ob er denn wirklich das Geheimnis seiner Kunst niemandem anvertraut habe, was das Kirchenweib mit Bestimmtheit verneinte: viele hätten versucht, es wieder herauszubekommen, bis jetzt aber alle vergeblich. „Es giebt einen hier herum“, sagte sie, „der daran arbeitet; aber er wird es zu nichts bringen.“ Offenbar hatte niemand den Mut, die Alte wegen dieser geheimnisvollen Andeutung weiter auszuholen, dagegen wandte man sich an die Farfalla mit Fragen, ob sie wirklich hoffe, einen Schatz zu finden, oder vielleicht schon etwas davon zu sehen bekommen habe. „Daß etwas im Hause umgeht“,

sagte die Farfalla, „ist sicher. Wir haben schon allerlei gehört, und erst vor einigen Nächten hat sich auch Carmelo davon überzeugt, der nie von dergleichen wissen wollte. Es klopfte nämlich mitten in der Nacht an die Thür, so daß wir davon aufwachten, und Carmelo richtete sich mit halbem Leibe im Bette auf und rief: „Wer klopft?“ Darauf blieb alles still, aber nach einer Pause klopfte es wieder, dreimal hintereinander, ganz so, als wenn es an der Thür gewesen wäre. Carmelo rief noch einmal und es ging wie das erstemal; als es aber noch einmal klopfte, sprang er aus dem Bett, riß die Thür auf und rief mit lauter Stimme auf den Flur hinaus: „Wer klopft?“ Draußen war nichts als Dunkelheit und Totenstille, daß jeder von uns sein eigenes Herz schlagen hörte; denn Carmelo war so erschrocken, daß er rasch die Thür zumachte und noch eine halbe Stunde hernach bebte wie ein welkes Blatt im Winde.

Als ich am anderen Morgen Riccardo fragte, ob er nichts gehört hätte, sagte er, freilich hätte er es gehört, und nicht das erstemal; wir möchten aber künftig, wenn das Klopfen sich wiederhole, nicht anrufen und auch nicht nachschauen, woher es käme. Sie erzählte weiter, daß Riccardo, so gesprächig er sonst sei, sich über diese Dinge wenig ausließe, daß er aber auch schon Aeußerungen

gemacht hätte, wie er hoffte, in ihrem Hause einmal einen Schatz zu finden und wie auf solche Weise nicht selten arme Leute reich und glücklich geworden seien. Sie gab dann einige Beispiele davon, die sie von ihrer Großmutter wußte, und erzählte auch noch geisterhafte und heimliche Erlebnisse aus Riccardos Kindheit, wo er den Unterschied zwischen Lebendigem und Gespenstischem noch nicht kannte und voll Unschuld alles mitteilte, was er wahrnahm.

Der Bucklige, für den Riccardo ein unerschöpflicher Gesprächsstoff war, hockte sich währenddessen dicht neben mich und erzählte mir flüsternd, wie er vor Jahren Riccardos Bekanntschaft gemacht habe; Riccardo, der mehrere Jahre jünger war als er selbst, hatte von seiner Mutter gehört, man dürfe die Buckligen nicht auslachen, denn sie hätten ein unschuldiges Herz, weshalb auf der Straße auch immer ein weißes Pferd einem Buckligen voraufgehe. Dies hatte solchen Eindruck auf Riccardo gemacht, daß er seitdem, wenn er mit seiner Mutter ausging, beständig nach Schimmeln und Buckligen ausspähte. Als es sich eines Tages so traf, daß er erst einem Wagen begegnete, dem zwei weiße Pferde vorgespannt waren, und gleich darauf einem Buckligen, nämlich ihm selber, riß er sich von der Hand seiner Mutter los, lief auf ihn zu, küßte ihn und sagte auf dessen verwunderte

Frage, warum er das thue: „Weil du ein unschuldiges Herz hast.“ „Einsam und betrübt war ich an jenem Tage ausgegangen“, sagte der kleine Krüppel, „und als ich nach Hause kam, sprang mir das Herz vor Vergnügen über den Freund, den ich gefunden hatte“. Seitdem sei er in jeder Bedrängnis zu Riccardo gegangen, der, obwohl krank und blutarm wie er selber, ihn niemals ungetröstet hätte weggehen lassen.

Die Geistergeschichten der Farfalla murmelten immer leiser, wie ein verdecktes, kleines Wasser, durch die Nacht, und unwillkürlich hatte auch der Bucklige seine Stimme in meinem Ohr zu einem Geflüster sinken lassen. Es klang alles zusammen, wenn ich einen Augenblick nicht zuhörte, wie ein fernes, eintöniges Rauschen oder Trommeln, und ich werde nie den Eindruck vergessen, den es mir machte, als in diese dumpfe Musik plötzlich ein paar klingende Akkorde und dann eine leise singende Stimme hineindrang. Es war, wie wenn unter dem Raunen von Zaubersprüchen etwas Totes lebendig geworden wäre und süß zu tönen anfinge, so fremd und unerhört klang in diesem Augenblick Riccardos Harmonika und sein schwacher, aber reiner Gesang. Von dem langen Liede, das er sang, erinnere ich mich nur noch der ersten Zeilen, die lauteten: Sterben so jung, o mein Gott! Lebend nur Schmerzen gelitten! denn

später hörte ich zwar noch zu, achtete aber nicht mehr auf die Worte. Alle Verse gingen über dieselbe Melodie, wodurch das Lied im ganzen wirkte wie eine gleichmäßige Musik in der Natur, das Fallen von Blättern oder der ewig wiederholte Sturz eines Wasserfalls in der Ferne oder wie das unermüdliche, immer von neuem beginnende Weinen eines kleinen Kindes.

Mir hatte sich sogleich das Bild vor die Augen gestellt, wie er dalag auf dem harten Bett und auf die graue Decke starrte, die so dicht über ihm war, und ich fragte mich, welches seine Gedanken gewesen sein mochten, während wir unten plauderten, bis zu dem Augenblick, wo er die Harmonika nahm und das traurige Lied sang. Ich wühlte in seinen Erinnerungen nach, soweit sie mir bekannt waren, und fand nichts als Entbehrung, Hunger, lange Jahre im Krankenhause, Wunden, Schmerzen und Einsamkeit, alle diese Vorstellungen drangen wie höhnende Larven auf mich ein, als hätten sie etwas von mir zu fordern oder eine Rache an mir zu nehmen, und es war mir merkwürdigerweise auch so zu Mute, als müßte ich ihnen meine nackte Brust bieten und sagen: nehmt, saugt mir das Blut aus, sättigt euch an mir. Die übrigen waren bei den ersten Tönen des Gesanges verstummt; man hörte nur noch die leisen Atemzüge der Schusterkinder, die ein=

geschlafen waren. Die großen Augen des Buckligen waren feucht und glänzten wie ein mondbestrahltes dunkles Wasser in seinem häßlichen, mageren, früh verrunzelten Gesichte, die der Farfalla dagegen sahen mit dem eigentümlich trockenen und erschöpften Blick unverwandt in das offene Fenster, woher die Töne kamen. Die Schusterleute saßen mir im Rücken, so daß ich, ohne mich zu wenden, sie nicht sehen konnte. Die Dauer des Liedes kann nicht mehr als fünf oder zehn Minuten betragen haben, mir schien es aber damals und es ist mir auch jetzt in der Erinnerung so, als wären hundert Jahre darüber vergangen. Als es aus war, hörte ich ein paar tiefe Seufzer oder tiefes Atemholen, unbewußtes, wie bei Kindern, keiner sprach mehr, sondern langsam nacheinander standen alle auf und verabschiedeten sich stumm durch Kopfnicken und Winken.

Ich war im Begriff, der Farfalla gute Nacht zu sagen, als noch ein Weib mit müden, schleppenden Schritten die Gasse heraufkam, in der ich jene Frau wiedererkannte, deren Mann vor Jahren wegen eines seltsamen Diebstahls ins Gefängnis und dann ins Irrenhaus gebracht worden war. Sie blieb vor dem Bilde des heiligen Antonius stehen, faltete die Hände und murmelte etwas; dann bückte sie sich nach ein paar Lilien, die aus der Nische heruntergefallen und zertreten waren.

Ihr scheuer Blick, mit dem sie sich dabei umsah, als wäre sie im Begriffe, eine Missethat zu begehen, fiel uns auf, und sie schrak unwillkürlich zusammen und machte eine Bewegung, um die zerquetschten Blumen zu verstecken oder fallen zu lassen. Die Farfalla, welche sie gut kannte, sagte gutmütig: „Der heilige Antonius wird dir den Abfall von seinem Reichtum wohl gönnen; aber was willst du mit den welken Blumen?“ „Sie sollen Glück bringen“, erwiderte die andere, indem sie die Lilien an sich drückte und uns das verfallene Gesicht zukehrte. Dann ging sie mit denselben mühseligen Schritten weiter. Lächelnd sagte die Farfalla: „Sie beten alle zu Gott um Glück und Geld und bedenken nicht, daß Jesus in einer Krippe geboren wurde, auf einem Esel in Jerusalem eingeritten ist und nicht hatte, wo er sein Haupt betten konnte.“

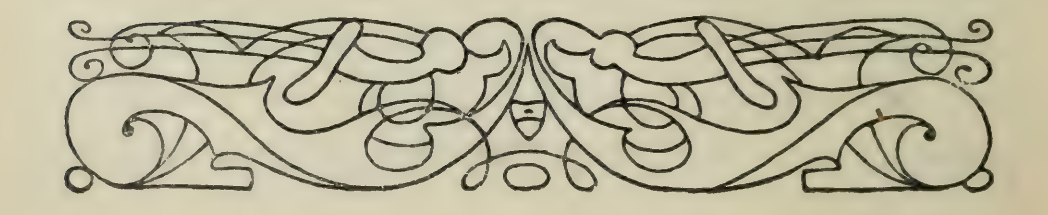
Auf meinem Nachhausewege schwebte mir wie ein Sonnenfleck, den man nicht loswerden kann, das Gesicht des armen Weibes vor; so fürchterlich, weil man die Jugend und Lieblichkeit noch sah, die darin verschüttet war, ganz besonders aber die mageren Hände mit dem vergrämten Ausdruck, die sich krampfhaft wie ein verhungertes Tier um die zertretenen, schmutzigen Lilien klammerten. Hätte sie eine Klage ausgesprochen, würde mir der Anblick vielleicht nach flüchtigem Bedauern

vorübergegangen sein, aber daß sie auf Glück wartete! Es war mir, als hätte ich jemand gesehen, der liefe und liefe in der Hoffnung, ein schönes, fernes Licht zu erreichen, während er thatsächlich in einem finsteren Dickicht endlos sich im Kreise drehte. Ohne Rettung im Elend versunken, raffte sie noch nach dem Schmutz von der Straße in einem blinden Wahne, sie müßte irgendwo das Glück finden. Ob sie sich etwas darunter vorstellte? Ob es nur ein dunkles, angeborenes Gefühl war, ein halbverstandener Drang aus der Schwere des Lebens weg? Oder etwas wie die Ahnung einer Melodie, die man einmal gehört hat und die man wieder hören möchte? Jammervolle Thorheit der Menschen, sinnlose Verblendung, die man nicht verlachen kann, weil sie einem das Herz zerreißen! Aus dem Staube ihrer Armut, ihrer Not und Niedertracht ringen sie die Hände nach den Heiligen, nach diesen Ueberirdischen mit den zermarterten Leibern, mit den ausgehöhlten Wangen und den gottsuchenden Augen, die die Welt überwunden haben; von ihnen, die das Leiden geliebt und nach Leiden gerungen haben, wollen sie Linderung ihrer Leiden und was die Summe alles Erdenglücks ist: Geld. Geld, Liebe, Rausch der Sinne; auf heißem, schwerem Atem stürmen solche Gebete den Himmel und hängen sich an die ätherischen Körper der Verklärten, die ihre seligen Häupter

der Ewigkeit zuwenden von der Erde weg. Während sie nie aufhören, auf die himmlische Muttergüte zu bauen, die von oben sorgt und waltet und die Aermsten zuletzt mit gehäuftem Reichtum tröstet, fegen die Stürme des Elends: Hunger, Frost, Schande und Haß über ihre morschen Dächer, unter denen sie hilflos und gottverlassen hausen.

Was aber soll man erst von unserem Wahnsinn sagen, die wir Gott, dem Geiste, für unsere vollen Kasten, für unsere Siege, für unser sorgloses Kissen, für unser Wohlleben danken, als hätte er es uns zum Lohn unserer Güte oder aus Zärtlichkeit wie ein liebender Vater gegeben?

Wie lieblich ist die unschuldige Selbstsucht des Kindes, das sich Gott wie einen Zuckerbäcker vorstellt, der das brave Kind mit Süßigkeiten belohnt, gegen unsere Dummheit, Verlogenheit und Habgier, die wir zu dem Allgeist, dem Ur- und Endwesen, wie zu einem Allgeldsack beten: Zahle uns, die wir deinen Namen im Munde führen! Gieb uns Münzen und wir werden dein Bildnis darauf prägen!



VIII

Mit dem kleinen Berengar hatte es folgende Bewandtnis. Ich hatte in einer sogenannten Wohlthätigkeitsangelegenheit mit jenem Fleischhauer Toni zu sprechen, von dem mir die Farfalla als von dem stets bereitwilligen Taufpaten aller armen und verlassenen Kinder in der Römerstadt erzählt hatte, und fand ihn in seinem kleinen Laden, ausnahmsweise ungefähr so aussehend, wie ich mir ihn nach dem, was ich von ihm wußte, vorgestellt hatte. Sein Gesicht war allerdings durchaus nicht besonders: viereckig in der Form, lachend von Herzensgüte, Gesundheit und guter Laune; übrigens war er dick und fest, keineswegs schwammig, von kräftigem Knochenbau, weder groß noch klein und trotz seines Umfangs behende. Als er mein Anliegen vernommen hatte, wurde sein Gesicht noch freundlicher als zuvor und er führte mich behufs ungestörter Besprechung in ein kleines, nett ausgestattetes Wohnzimmer, wo er mich auf das Sofa drückte und sich auf einen Sessel neben mich setzte, ohne seine schmutzige weiße Schürze abzubinden. Während wir mit einander sprachen, trat ein Bübchen ins Zimmer, das sich dadurch, daß es dem Fleischer ohne weiteres auf den Schoß sprang, als seinen Sohn zu erkennen gab, ihm aber nicht im mindesten glich; es hatte etwas so Feines,

Munteres und Herzliches, daß ich den Toni beinah um sein mit sichtlichem Stolze ausgeübtes Vaterrecht beneidete. Bei Nennung seines Namens Berengar tauchte mir die Erinnerung an jenes Verschen von der Kastellmauer auf, das ich bei meinem ersten Besuch in der Römerstadt gesehen hatte und ich fragte den Jungen, ob er der Dichter desselben und Maler der darüberstehenden Fratze gewesen sei. Das kleine Ding, auf seines Vaters Schoße sitzend und mit den Beinen baumelnd, sah mich aus seinen schmalgeformten, dunkelbewimperten Augen pfiffig zwinkernd an und lachte nur ein wenig, wobei aber gleich die ganze blanke Reihe seiner Zähne sichtbar wurde, die mich an das Gebiß einer Maus oder eines anderen Nagetierleins erinnerten. Unter dem laut schallenden Gelächter des Vaters sagte ich das Verslein, das ich noch im Gedächtnis hatte: Drei Dinge, die sind wahr, ich heiße Berengar, ich gehe ins zehnte Jahr und wer dies liest, der ist ein Narr! und wendete mich dann scherzend gegen den Kleinen, die Wahrheit der Sache sei mir doch zweifelhaft, denn erstens könne ich nicht glauben, daß ein so zwerghaftes Männchen mehr als neun Jahre alt sei, und zweitens hätte ich selber den Vers gelesen, hätte aber die feste Ueberzeugung, kein Narr zu sein. Der Kleine sah mich mit einem unbeschreiblichen Blick voll Schelmerei und List an, als wollte

er sagen: ach, verstell dich nicht, du weißt wohl, daß deine Weisheit im Grunde keinen Pfifferling wert ist! was er doch thatsächlich von ferne nicht mit Bewußtsein denken konnte, und zugleich war dieser Blick voll strahlender Wärme, ja eigentlich verständnisvoller Güte, wie sie auch über sein Alter weit hinausging.

Der Vater, der sich inzwischen ausgelacht hatte, griff von meinen Worten das auf, was seinen Sohn anging und bestätigte, daß er allerdings zehn Jahre alt sei; wenn auch ungewöhnlich klein und zierlich, sei er doch kräftig genug und außerdem ein anstelliges Bürschlein, das seinem Vater schon Geld verdienen helfe. Nun erzählte er mir, daß er täglich mehrere Stunden bei einem großen Kaufmann beschäftigt sei, allerlei Besorgungen mache und seit kurzem auch die Briefe zur Post trage und die ankommenden abhole, wichtige Briefe sogar und Geldsendungen, denn der Kaufmann habe ihn als gründlich gescheit und unbestechlich ehrlich kennen gelernt. Dabei legte der breite, starke Mann seine Arme um den Jungen, der sich wie ein zahmes Vögelchen auf den väterlichen Knieen wiegte und mit seinen glänzenden Augen munter umherblickte, das Loben und Rühmen stolz, aber doch mit Humor tragend, ich möchte sagen mit einer gewissen Ueberlegenheit, als dächte er bei sich: „Es macht dem alten Manne so große

Freude, wenn sie meine Ehrlichkeit preisen, warum sollte ich nicht ehrlich sein? Sowieso kann ich den Leuten vorgaukeln, was ich will, es kostet mich alles gleich wenig.“ Mit solchen und ähnlichen Worten konnte ich mir einbilden, die feuchten, erdbeerroten Lippen des Bübchens spielen zu sehen, die mir eine unbegreifliche Lust erweckten, sie tüchtig zu küssen, fast als wenn es ein reizender Frauenmund gewesen wäre. Hiermit kam mir ein Gedankengang, den ich auch äußerte, daß der Junge vermutlich seiner Mutter gliche, die wohl eine anmutige Person sein würde; erst als ich sah, daß das Gesicht des guten Mannes, indem er zustimmend nickte, sich verdunkelte, fiel mir ein, was mir die Farfalla von dem unverbesserlichen Leichtsinn der Frau erzählt hatte, und ich bereute, die Frage gethan zu haben. Jetzt konnte ich mir das Verhältnis gut zusammenreimen: die Frau stellte ich mir als ein ebenso geschmeidiges und listiges Vögelchen vor, wie der kleine Berengar war, willig dem treuen, festen Stamm, der es beherbergte, durch Zwitschern und Singen Freude zu machen, aber vermöge seiner geflügelten, leichtbeweglichen Natur unfähig, immer in demselben Gezweige sitzen zu bleiben. So begriff ich, wie ihr immer wieder verziehen wurde, wenn auch unter heimlich nagendem Kummer und nach innen verschleichenden Thränen. Ich fühlte nun auch erst völlig nach,

wie der Mann das Kind lieben mußte; vielleicht sah er immer den bösen Feind die Kralle nach ihm ausstrecken, um es bei der Erbsünde zu fassen und es lag deshalb in der Art, wie er es mit beiden Armen umfaßte, etwas Beschützendes und zugleich Triumphierendes, als fühle er sich Manns genug, seinen Liebling vor den bösen Gewalten zu behüten. Während mir dies blitzschnell durch den Kopf fuhr, betrachtete ich den Kleinen mit verdoppelter Teilnahme; er sah in der That recht wie ein Gassenbübchen aus, funkelnd vor Uebermut und tollen Streichen, aber die Formung des Gesichts war durchaus rein und es lag etwas darin, woraus man mit Sicherheit über sein Innerstes schöpfte. Unwillkürlich streckte ich die Hände nach dem feinen Köpfchen aus und hielt es einen Augenblick dazwischen fest; ich hatte ein Gefühl, als müßte ich es segnen, so wenig ich mich auch im Ganzen berechtigt und ermächtigt weiß, Segen auszuteilen. Für einen ganz kurzen Moment sahen mich die flinken Springinsfeldaugen ernsthaft an, heilig ernst, wie nur Kinder blicken, in denen, wie man glauben möchte, die Seele sich zuweilen plötzlich auf ihre überirdische Heimat besinnt, auf die Schuld, um deretwillen sie leiden muß, und auf die schwere Aufgabe, die sie hinieden zu erfüllen hat. Es ging mir eine gerührte Wärme durchs Herz, als die freien, forschenden Augen so

dicht in meine sahen, aber irgend ein Vorgefühl kam mir nicht, auch nicht das leiseste, daß diese reine große Kinderstirn schon unsichtbar gezeichnet war, als dem jenseitigen Dunkel verfallen. Er hüpfte gleich darauf, da er wohl schon übermäßig lange still gesessen hatte, von seines Vaters Knieen herunter und lief ins Freie, um seine Mußestunden zu genießen.

Diesen Besuch hatte ich im Frühjahr gemacht; danach sah ich den kleinen Berengar nur noch einmal lebend, kurz nachdem ich im Beginne des Herbstes von meiner jährlichen Sommerreise zurückgekehrt war. Von mancherlei neuen Eindrücken erfüllt und von unterdeß angesammelten Geschäften überhäuft, hatte ich kaum wieder an das Triumphgäßchen gedacht und erkannte den Jungen nicht, der aus dem Bankgebäude, an dem ich gerade vorüberging, herauskam. Erst als er im Vorübergehen mich mit seiner hellen, zwitschernden Vogelstimme kurz und ehrerbietig grüßte, kam mir jener Frühlingsabend wieder in den Sinn samt dem Wohlgefallen, das mir der Kleine erregt hatte. Ich drehte mich schnell nach ihm um und sah, da er eben dasselbe gethan hatte, das offene Gesicht mit demselben unbeschreiblichen Lächeln, das diesmal ganz deutlich zu sagen schien: Und du wolltest kein Narr sein? und trollst so wichtig deines Weges, als müßtest du dem lieben

Gott regieren helfen, obgleich du nichts anderes im Kopfe hast, als Kaffeepreise, Oelpreise oder Zollgesetze oder ein Theaterstück oder sonst eine Thorheit? Uebrigens drehte er das Köpfchen geschwind wieder und schritt nun stramm vor sich hin, ohne links oder rechts zu blicken, im Bewußtsein, daß er jetzt Geschäftsmann war, mit kurzen, flinken, selbstbewußten Schritten. Ich stand noch und sah ihm nach, in zerstreuten Gedanken darüber, wie der lächelnde Blick dieses Bübchens so viel sagen konnte, wovon doch sicher nichts in ihm war, als ich etwas sah, ohne es wahrzunehmen, wie es einem zuweilen zu gehen pflegt, was mir erst später mit merkwürdiger Deutlichkeit zum Bewußtsein kam. Ich sah nämlich einen Mann, wie ich dem kleinen Berengar nachblickte, der mir durch seine Erscheinung einen peinlich widrigen Eindruck machte und mich zugleich an irgend etwas erinnerte; aber, wie schon gesagt, ging dies alles jenseit meiner Aufmerksamkeit in mir vor, und es fiel mir erst wieder ein, als ich von der Ermordung des unglücklichen Kleinen hörte und der Verdacht sich gegen Torquato, den Bruder des Jurewitsch und der Galanta, wendete. Da sah ich plötzlich wieder jenen Mann vor mir, der mit einem seltsam gierigen, ich möchte sagen krankhaften Blick dem Jungen nachsah, und wußte nun auch, woran er mich erinnert hatte, nämlich an Riccardos Schilderung

von Torquato, wie er einem großen Raubvogel mit langem nackten Halse, kleinem Kopf und grausam gebogenem Schnabel geglichen hätte. Vielleicht wirkte sein Aeußeres gerade durch eine bei aller Verzerrung noch kenntliche, ich möchte sagen in Verwesung übergegangene Schönheit so schrecklich.

Der Hergang war wahrscheinlich so: Torquato, der über das Thun und Treiben des kleinen Berengar Bescheid wußte, hatte den Plan gefaßt, das Kind, dem öfters größere Summen von seinem Herrn anvertraut wurden, zu berauben. Er hatte sich zu diesem Zweck schon vor längerer Zeit ein Zimmer in einem geeigneten Stadtviertel gemietet, wo er als feiner Herr auftrat; sein Verschwinden aus der Römerstadt wurde nicht bemerkt oder nicht beachtet, teils weil ihn niemand vermißte, teils weil er stets ein vagebondierendes Leben geführt hatte. Wochenlang beschäftigte er sich damit, alle Wege und Gänge seines Opfers auszukundschaften; wenige Tage nachdem ich beide kurz nacheinander gesehen hatte, vollführte er den Mord. Was man aus den Thatsachen und Zeugenaussagen über die That selbst zusammenstellte, war dies: Torquato hatte gesehen oder erfahren, daß dem Kleinen eine beträchtliche Summe eingehändigt worden war; er folgte ihm eine Strecke und lockte ihn dann unter irgend einem Vorwande auf sein Zimmer. Es scheint, daß er vorgab,

mit Berengars Herrn in Geschäftsverbindung zu stehen und durch den Jungen einen Brief an ihn befördern zu wollen; ob das Kind ihn früher schon in der Altstadt gesehen und ob er ihn wiedererkannt hatte, in welcher Weise der entsetzliche Mann sich in sein Zutrauen geschlichen hatte, das alles konnte nicht genau ermittelt werden. In seinem Zimmer überfiel und tötete er den arglosen Kleinen mit einem scharfen Messer, verbarg den blutüberströmten Leichnam in einem Wandschrank, erfüllte sein Zimmer mit Karbolgeruch, schloß es ab und verabschiedete sich von seiner Wirtin, indem er sagte, daß er für einige Tage verreisen müsse. Da das schon öfter vorgekommen war und er immer gewünscht hatte, daß sein Zimmer während seiner Abwesenheit von niemandem betreten würde, schöpfte sie keinen Verdacht und wurde erst aufmerksam, als ein abscheuerregender Geruch von dort ausgehend sich verbreitete. Die Umstände hatten etwas so Befremdendes und Unheimliches, daß die Frau das Zimmer durch die Polizei öffnen ließ, worauf man den Boden voll Blut und im Schrank das tote, furchtbar zugerichtete Kind fand.

Dies geschah mehrere Tage nach dem Morde; vermißt wurde der kleine Berengar natürlich sogleich. An einen Unfall dachte niemand; als sich am Abend noch keine Spur von ihm gezeigt hatte,

wurde die Vermutung laut, er hätte mit der großen Summe das Weite gesucht. In dieser Fassung las ich den Bericht in der Zeitung, und ich gestehe, daß auch ich, obschon ich mich zu den Gebildeten zählte, zunächst der Suggestion des Gedruckten unterlag und das Gelesene für selbstverständlich wahr hielt. Das Bild des zierlichen Bübchens erschien vor mir, wie ich es ganz kürzlich so wacker über die Straße hatte dahinschreiten sehen, und Betrübnis und Unwillen ergriffen zugleich mein Herz. Daß er das hatte thun können! Vielleicht an jenem Morgen, als er sich noch nach mir umsah und lächelte, hatte er gedacht: du willst kein Narr sein und glaubst an meine Tugend! du ahnst nicht, was für einen Streich ich euch spielen will! Das war die menschliche Natur, daß Sünde und Schwachheit sich von Glied zu Glied forterbte und daß eine Handvoll Unkraut Berge von Güte überwuchern können. Mangel, welcher Art es auch sei, hatte das Kind ja nie gelitten, es konnte nichts anderes sein als anererbte Leichtfertigkeit und Abenteuerlust, was es zu einer solchen That bewogen hatte. Die Teufelskralle hatte es doch gepackt und mit sich gezerrt, armes, verlorenes Kind, das sich vielleicht kaum gewehrt hatte, weil es den bösen Feind nicht kannte und nicht verstand. Später war es mir ein Trost, daß ich wenigstens nicht hart und rasch über den kleinen

Dulder geurteilt hatte; mir waren sogar die Augen naß geworden, als ich mir vorstellte, wie er in Heimweh und Gewissensqualen sich verzehren würde, oder wie die reinen Züge, das lachende Auge, das feine, sprechende Mündchen entstellt, verzerrt und besudelt werden würden. Fast noch innigeres Mitleid fühlte ich für den unglücklichen Vater, der mit aller seiner überschwänglichen Liebe das gefährdete Kind seiner schwachen Frau nicht hätte retten können und der vielleicht gegen sich selbst wütete, daß er das kleine Wesen so früh schon ins Leben hineingestellt und mannigfachen Versuchungen preisgegeben hatte.

Ich ging zu dem Herrn, in dessen Dienst Berengar gestanden hatte, und fand in ihm einen leidlich verständigen und gutmütigen Mann, der das, was geschehen war, aufrichtig bedauerte, und zwar am wenigsten des dabei eingebüßten Geldes wegen. Er sprach ungefähr in diesem Sinne: Man darf sich nun einmal auf diese Leute nicht verlassen; früher oder später kommt gewiß einmal das Laster zum Vorschein; das Elend verdirbt die Menschen; jeder Arme ist der Möglichkeit nach ein Dieb, und wird er es nicht thatsächlich, so haben nur Mittel und Gelegenheit gefehlt. Auf meinen Einwand, im Hause des Fleischers Toni hätte kein Mangel geherrscht, zuckte er die Schultern und sagte: „Es steckt zuviel schlechtes Blut in diesen

Familien; taugt auch einmal einer etwas und es geht ihm gut, so kommt von ungefähr so eine Blutwelle von irgend einer Großmutter oder Tante oder sonst einem Anverwandten und richtet alles zu Grunde."

Ich sagte, wenn das wahr sei und die Armut nicht nur den Leib, sondern auch die Seele verdürbe, sei man doppelt verpflichtet, ihr zu steuern. Hierauf wollte er offenbar nicht eingehen, sondern kam wieder auf den kleinen Berengar zurück und sagte: „Diesem Jungen hätte ich mein ganzes Hab und Gut in die Hände gegeben, so vertraute ich ihm; künftig werde ich nicht mehr ein solcher Gemütsnarr sein." Es kam noch ein älterer Angestellter dazu, der stolz und eifrig daran erinnerte, daß er dies vorausgesagt und immer darauf aufmerksam gemacht hätte, was für einen verschmitzten Blick der kleine Spitzbube gehabt habe, als ob er alle auslache; und der dann eine Geschichte von Knaben im selben Alter erzählte, die als Räuber in der Umgegend irgend einer Stadt lebten und wüste Unthaten vollführten, was ich nicht mit bis zum Ende anhörte.

Auch in der Altstadt war man von der Schuld des Kleinen überzeugt, ja während sonst Vergehen aller Art hier milde beurteilt zu werden pflegten, wurde über diesen Fall mit einer gewissen Lieblosigkeit gesprochen, was auf Rechnung der Ab-

neigung gegen die Mutter zu setzen war, mit der man ihn wegen der äußeren Aehnlichkeit in Eins faßte. Dagegen war, soviel ich bemerken konnte, die Teilnahme für den Toni warm und aufrichtig; man sagte mir, als ich auf dem Wege zu ihm war, dem wäre nicht zu helfen, die Wunde ginge ans Herz, er hätte sich eingeschlossen und nähme keinen Trost an.

Es gelang mir trotzdem, mir Zutritt zu dem Unglücklichen zu verschaffen, nämlich dadurch, daß ich, durch die Thür auf ihn einredend, darauf verfiel, zu sagen, Berengars Schuld sei ja durchaus noch nicht erwiesen, ich käme, ihm Mut und Hoffnung zuzusprechen. Der Anblick des guten Mannes that mir bis in die Seele weh: der Ausdruck kindlicher, hilfloser Verzweiflung in dem biederen Gesicht, die roten, angeschwollenen Augen, aus denen noch fortwährend Thränen liefen, und der freilich an sich geringfügige Umstand, daß er ohne die schmutzige Fleischerschürze war; er schien aus dem Alltag herausgetreten zu sein, um dem Schicksal ins Auge zu sehen, das ihn angerufen hatte. Er setzte sich, nachdem er mich eingelassen hatte, sogleich wieder hin und sah mich mit seinen dicken, weinenden Augen starr an, ohne ein Wort zu sagen. In dem Wunsche, ihm wohlzuthun, sprach ich von der Lieblichkeit des Kindes, von seinem reinen Gesicht, das sich mir unvergeßlich ein=

geprägt hatte, erzählte, wie ernst und munter er ausgesehen habe, als ich ihn kürzlich auf der Straße antraf und sagte, daß so kein Mensch aus- sähe, der im Begriffe wäre, Böses zu thun. Meine Worte waren nicht ganz wirkungslos; er atmete ein paarmal hintereinander tief und legte die Hand auf meinen Arm mit einer unwillkürlichen Bewegung, um mich festzuhalten. Ich hatte das Gefühl, als spräche ich weiter unter dem Zwange seiner Augen und seiner Hand, denn es kam mir fast von selbst über die Lippen: dem Kleinen könne ja auch ein Unglück zugestoßen sein, er könnte ins Meer oder in einen offenen Keller gefallen sein; hätte er aber wirklich etwas Unrechtes be- gangen, so sei er sicherlich von bösen Menschen verführt worden, Kinder wären allen Einflüssen leichter zugänglich als Erwachsene und was der- gleichen mehr war; bis ich bemerkte, daß der dicke Kopf des trauernden Mannes sich auf die Brust senkte und sein stilles Weinen in ein lautes Schluch- zen überging, augenscheinlich weil er mich vergessen hatte oder nicht mehr auf mich und mein Reden achten konnte. Meine Frage, ob es ihm lieb wäre, wenn ich am folgenden Tage wiederkäme, beantwortete er mit einem eifrigen, jedenfalls auf- richtig gemeinten Nicken.

Ich fand aber diesmal nur seine Frau zu Hause, die mir mitteilte, ihr Mann sei in die

Kirche gegangen, ein Ereignis, das, vermutlich wegen seiner Seltenheit, großen Eindruck auf die Frau gemacht haben mußte, denn sie sah mich mit weit geöffneten, erschreckten Augen an, denselben schmalen, schwarzumränderten Augen, wie sie mir an dem Kleinen so gut gefallen hatten. Uebrigens war sie nicht ganz so liebreizend, wie ich sie mir damals vorgestellt hatte; sie war noch nicht alt, aber schon etwas dick und unförmig geworden, und das Gesicht, wenn auch fein und anmutig, hatte keinen Schmelz, keine Blüte mehr. Hauptsächlich fehlte ihr das Grundgute, Zuverlässige, das in der Tiefe von Berengars Schelmenaugen lag und das ohne Zweifel ein Erbteil des Vaters war. Im Betragen hatte sie nichts von dirnenhafter Koketterie; ihr Leichtsinn und ihre Treulosigkeit, wenn das diesbezügliche Gerede auf Wahrheit beruhte, war wohl mehr von der Art eines leckerhaften Kätzchens, das von allen Schüsseln naschen möchte, namentlich von den verbotenen.

Da ich erklärte, auf ihren Mann warten zu wollen, ging sie mehrmals vorsichtig ab und zu, bis sie sich ein Herz faßte und mich fragte, ob man vielleicht unten in der Stadt neue Nachrichten von Berengar hätte. Als ich verneinte, sagte sie mit einem geheimnisvollen Lächeln, das glaube sie wohl und so sei es auch am besten; an sie würde

er schon einmal Botschaft gelangen lassen, und wenn auch nicht, so zweifle sie doch nicht, daß er nach einigen Jahren, die Taschen voll Gold und Silber, aus Amerika zurückkehren werde. Ich fragte, im Innersten erschreckt, ob er denn wirklich dahin gegangen sei. „Wohin sollte er sonst gegangen sein?“ sagte sie; „er war nicht so dumm; ich habe immer gedacht, er würde noch einmal etwas Besonderes werden und seinen Eltern Glück und Segen ins Haus bringen.“ Dabei sah sie mich mit dem listigen Blinzeln an, das ich von dem Kleinen her kannte und das mir jetzt, in ihrem Gesicht und bei dieser Gelegenheit, einen fast unheimlichen Eindruck machte.

Ich sagte, ohne auf die Sache einzugehen, sie möchte ihrem Manne nichts von solchen Vermutungen sagen, da er sicherlich dergleichen nicht gerne hören würde; worauf sie lachte und meinte, ob ich sie für so thöricht hielte. Zuerst hätte sie davon anfangen wollen, aber er sei in eine erschreckliche Furie geraten, und nun schwiege sie davon. Seiner Zeit würde er sich schon hineinfinden, besonders wenn ich ihm gut zureden wollte. Dies zu versprechen, fühlte ich mich nicht bewogen, sagte indessen auch nichts dagegen, was sie für ein Zeichen der Einwilligung halten mochte. Sie sei ihrer Sache noch mehr sicher, sagte sie, seit der Mann in der vorigen Nacht folgendes Traumgesicht

gehabt hätte: Berengar sei in einem Schifflein über Meer gefahren, das Meer hätte wie flüssiges Feuer ausgesehen und das Schiff wie eine große, weit offene Lilie. Wenn ein leiser Hauch über das offene Meer geflogen wäre, hätten die hohen Wellen oder Flammen sachte hin- und hergeschwankt und in purpurnen, violetten und gelben Farben geleuchtet, so himmlisch ruhig, daß er sich nicht einmal gewundert hätte, wie sie rund um den Lilienkahn herum sein könnten, ohne ihn zu verzehren; ja nicht einmal versengt hätten sie ihn. Ohne Segel und Ruder flog das Schifflein schnell weiter mit dem kleinen Berengar, der mit dem Kopfe nickte und mit den Augen freundlich wehmütig zu winken schien. Wie es sich nun mehr und mehr entfernte und erst wie ein Wölkchen, dann wie ein blasser Stern am Horizont erschien, konnte sich der Vater vor Sehnsucht nicht mehr lassen und warf sich in das flammende Wasser hinein, erwachte aber im selben Augenblick.

Die Frau hatte den Traum in umständlicher Weise und mit offenbarer Freude an der Ausmalung der Bilder erzählt; als sie fertig war, setzte sie schneller und mit ihrem gewöhnlichen Tone hinzu: „Der Traum ist leicht auszudeuten, denn das Schiff auf dem Meere zeigt die Reise nach Amerika an und Flammen ohne Rauch be-

deuten Glück, besonders Gold. Ich hätte noch mit einer Frau in der Nachbarschaft gesprochen, die sich auf das Auslegen der Träume versteht, wenn es nicht so selbstverständlich wäre; auch dachte ich, es wäre besser, mit niemandem davon zu sprechen.“ Ich bestärkte sie darin und nahm ihr außerdem das Versprechen ab, ihrem Manne, wenn sie wirklich jemals einen Brief von Berengar bekäme, denselben nicht zu zeigen, ehe sie mit mir gesprochen hätte. Dann mußte ich mich, da ich nicht länger Zeit hatte, entfernen, ohne den Toni gesehen zu haben.

Tags darauf wurde die schauerliche Entdeckung gemacht, von der ich bereits Bericht erstattet habe. Die Kunde davon verbreitete sich in kürzester Zeit und erregte überall lebhaften Anteil. Bilder des Kleinen waren vorher zum Zwecke von Nachforschungen in den Zeitungen veröffentlicht und an den Mauern angeklebt, so daß jedermann eine Vorstellung von ihm hatte. Die grauenerregenden, geheimnisvollen Umstände, der blutige Hintergrund, daß es sich um ein Kind handelte, alles trug dazu bei, das Volksgefühl aufzurühren, und je mehr die Menschen vorher bereit waren, dem armen Jungen das Aergste zuzutrauen und womöglich seine Eltern dafür verantwortlich zu machen, desto leidenschaftlicher war jetzt ihr Mitgefühl. Sie hatten das arme Bübchen in kurzer Zeit zu

einem kleinen Marterheiligen gemacht und malten ihn sich aufs reizendste aus, dessen mißhandelter Leichnam in einem so abschreckenden Zustande war, daß er dem Publikum vorenthalten werden mußte. Blumen und Geldsendungen wurden in Menge die Altstadt hinauf in das Haus des Fleischers als Ausdruck der öffentlichen Teilnahme getragen. Mitten unter der Blumenpracht saß der Vater am Tische in jenem netten, schön aufgeräumten Zimmer, wo ich ihn das erstemal gesehen hatte, sah die zahlreichen Leidbesucher eintreten und hörte an, was sie Gutes und Herrliches über den kleinen Berengar zu sagen wußten, ohne selbst ein Wort dazu zu sprechen. Ich glaube, daß ich der einzige war, dessen Anwesenheit er überhaupt mit Bewußtsein empfand, weil er in mir denjenigen sah, der nie an der Unschuld seines Sohnes gezweifelt hatte. Jetzt war es mir unbegreiflich, wie man jemals etwas anderes hatte vermuten können als das, was wirklich geschehen war und was so naheliegend erschien, ja als das einzig Mögliche. Noch lange hat mich das Bild des Kleinen verfolgt, den ich wenige Tage vor seinem kläglichen Ende dicht neben seinem Mörder sah, als hätte das Schicksal mir ein Zeichen geben, noch einen Weg zur Rettung offen lassen wollen. Ich hatte nichts geahnt, sein Leben nicht gerettet und war nach seinem Tode nicht einmal

für seine Unschuld eingetreten. Deutlich sah ich die geheimnisvollen Kinderaugen vor mir, wie sie erschrocken nach einem Freunde suchten, der es verteidigte, wie sie sich allmählich mit Thränen füllten, wie sie sich plötzlich auf mich richteten, bang und doch vertrauensvoll, mit dem überirdisch ernsthaften Ausdruck, der mir an jenem Abend aufgefallen war, und wie langsam die Frage, die darin lag, in Erstaunen und Traurigkeit überging, eine bitterliche, unvergeßliche, grausame Traurigkeit. Ich glaube, wenn an jenem Tage ein Mädchen begraben wäre, das ich verführt, verlassen und in Schande und Tod gestürzt hätte, es hätte mich kein peinlicheres Gefühl von Reue niederdrücken können, als um dies Kind, dem ich nichts schuldig war und dem ich im Grunde auch nichts zu Leide gethan hatte. Wenn ich den unglücklichen, von allen bejammerten Vater ansah, erfaßte mich Neid; ihn umschwebten jedenfalls andere Gesichte. In seiner Unbeweglichkeit war nichts Versteinertes, sondern er war starr, wie man sich die Verzückten denkt, die ein göttliches Geheimnis von Angesicht schauen; so entstellt wie sein ohnehin nicht schönes Gesicht durch anhaltendes Weinen war, konnte ihn doch niemand ohne eine Regung von Ehrfurcht anblicken. Man fühlte, daß er in diesem Augenblick nicht auf der Erde war, daß ihn nichts Menschliches anfocht. Es bekümmerte

ihn nicht, daß Berengar tot war, für ihn war er im Gegenteil neu aufgelebt, ihm noch einmal geboren und schöner und reiner als damals auf die zitternden Arme gelegt. Vielleicht lag er im Geiste voll Wonne und Demut vor dem verklärten Bilde seines Kindes niedergeworfen und drückte seinen großen, guten Mund auf die durchsichtigen Hände; vielleicht sah er ihn wie im Traume auf dem Lilienschiff über das purpurne Meer treiben, vom Hauche Gottes gelind in einen Himmelshafen geblasen, von wo er ihm lächelte und winkte.

Dagegen jammerte und schluchzte jetzt die Frau herzzerreißender und unbändiger, als ich ihr zugetraut hatte. Ich hatte den Verdacht, daß sie zum Teil auch den Untergang des verfänglichen Luftschlosses beweinte, das sie für Berengar in Amerika erbaut hatte; aber zum größeren Teil war es gewiß der mütterliche Schmerz über den Tod des einzigen Kindes. Was in ihres Mannes Seele vorgegangen war und jetzt vorging, konnte sie auch nicht von ferne mitempfinden; nur das hatte sie begriffen und das packte und schüttelte sie, daß ihr Kind tot war, schrecklich hingemordet, daß es nie mehr heimkommen würde, daß sein zwitscherndes Lachen verstummt war, sein schmeichelndes Auge hin, daß sie es nie mehr in die Arme nehmen und herzen und an sich drücken,

nie mehr auf die feuchten Lippen und auf die frischen Wangen küssen könnte.

Ich dachte bei mir: ach, wenn erst die langen, grauen Werktage kommen und mit ihrem Besen die letzten vermoderten Blätter der Rosen und Astern zusammenfegen und auskehren, die jetzt hier in Haufen liegen und duften, und der Toni wieder in seiner blutigen Schürze an der Fleischbank steht, eine Woche, einen Monat, ein Jahr nach dem anderen, da wird ihm auch die furchtbare Schmerzensglorie dieses Tages erlöschen und er wird nichts als die kinderlose, freudlose, zukunftlose Einsamkeit in seinem Hause spüren. Vielleicht sogar, wenn die Frau nach Jahren einmal erzählt, wie jener Traum sie belogen habe, und davon spricht, wie es wäre, wenn jetzt der Berengar aus weiter Ferne zurückkäme, schlank und fröhlich den Berg hinauf, den Eltern in die Arme, wird er nicht mehr in eine erschreckliche Furie geraten, sondern schweigen und still in sich dem Gedanken nachhängen und zusammenfahren, wenn ein zufälliges Knarren über den Fußboden läuft. Warum ist der Himmel nicht durch einen Sturz in das Purpurmeer, durch einen Ansturm, in heißer Wallung des Herzens unternommen, zu gewinnen? Das wäre leichter, als sich durch eine sandige, aussichtslose, unabsehbare Landstraße, mühsam in den Staub gebückt, hinaufzuarbeiten. Es könnte

aber freilich wohl keiner das majestätische Einerlei der ewigen Gottesruhe ertragen, der für die Eintönigkeit des alltäglichen Erdendaseins zu schwach wäre.



IX

Es gab Augenblicke, wo mir die Farfalla wie eine abgefeimte Schelmin und ich selbst mir wie ein Esel vorkam. So erwähnte sie eines Tages im Gespräche, daß ich sie an einen Herrn erinnerte, der Direktor einer großen Oelfabrik gewesen war, in der sie vor Jahren gearbeitet hatte. Er war außerordentlich gut gegen die Arbeiter gewesen und deshalb auch nach kurzer Zeit von dem Besitzer der Fabrik an einen anderen Posten gestellt und durch einen strengen, unzugänglichen Mann ersetzt worden. Regelmäßig wenn die Mittagspause kam, ging eine von den Weibern zu ihm und bat um die Erlaubnis, sich ein wenig Oel zur Bereitung des Essens zu holen, was er unter der Bedingung bewilligte, daß sie nicht mehr nähme, als sie für sich bedürfte. Die Betreffende pflegte dann für die anderen eine Anzahl von Flaschen zu füllen und unter dem Rocke zu verbergen, eine kleine dagegen behielt sie in der Hand und zeigte

sie im Vorübergehen dem Herrn, der ihr auf die Schulter klopfte und sagte: offen und ehrlich, so hab ich's gern! Die Farfalla erzählte diese Geschichte herzlich lachend und schien eine Art von mitleidigem Wohlwollen für den Mann ohne Scharfsinn zu empfinden, der mir vermutlich in diesem Punkte gleichen sollte. Etwas empfindlich und erstaunt sagte ich: „Ihr seht, daß der liebe Gott recht hat, wenn er hart gegen Euch ist, wäre er milde und nachsichtig, würdet Ihr es mit ihm machen, wie mit jenem allzu gutmütigen Herrn, ihn an allen Ecken beschwindeln und seine Gebote in den Wind schlagen." Die Farfalla stimmte mir lachend bei; immerhin, fügte sie hinzu, gäbe es doch viele Leute, die Gottes Geboten ebensowenig nachlebten wie die Armen, und die er doch mit Gnaden überschüttete. Ich antwortete kurz, die Armen hielten leider den Reichtum für die einzige dankenswerte Gnade Gottes, man müßte sich aber den Herrn nicht vorstellen, wie einen dicken Zauberer mit unerschöpflichem Säckel, aus dem er goldene Almosen an seine Lieblinge verteilte; sondern, daß das blanke Geld oft wie die hübschen Aepfel einen häßlichen Wurm inwendig hätte, daß dagegen Krankheit, Armut und ähnliche Leiden jenen unscheinbaren, verrunzelten glichen, die inwendig voll von Saft und gutem Geschmack wären.

Was mich noch mehr an ihr irremachte, war

folgendes: Im Erdgeschoß meines Hauses wohnte ein Barbier, ein äußerst gutmütiger, redlicher, wenn auch geschwätziger Mensch, der von seiner scharfen Zunge in verletzender Weise Gebrauch machen konnte. Seine Frau, eine starke, gesunde und schöne Person, hatte in früherer Zeit ein Verhältnis mit einem treulosen Taugenichts gehabt, aus dem ein Kind hervorgegangen war, ein liebes, hübsches Bürschchen, das die Eheleute bei sich hatten. Der Barbier hatte es nämlich, trotz seiner Herkunft, von Herzen lieb, so daß er es sogar ungern zuließ, daß der Vater monatlich eine Summe zu seiner Erhaltung bezahlte. Die Frau indessen bestand darauf. „Warum sollten wir dem Nichtsnutz etwas schenken?“ sagte sie, und schickte den Kleinen allmonatlich selbst hin, um das Geld in Empfang zu nehmen.

Die Farfalla hatte mit diesen Leuten im besten Einvernehmen gestanden, bis plötzlich ein um das Unbedeutendste sich drehender Zank allem ein Ende machte. Ein paar Neckereien des Barbiers, die er nicht bös gemeint zu haben behauptete, erbitterten sie so, daß sie nichts Geringeres von mir verlangte, als daß ich dieser harmlosen Familie, der ich nichts vorzuwerfen hatte, die Wohnung kündigte. Es half nichts, daß ich ihr die Schlechtigkeit ihres rachsüchtigen Benehmens, die Ungerechtigkeit, zu der sie mich veranlassen wollte,

vorhielt, sie nahm keine Vernunft an und erklärte rundweg, im Falle, daß ich jene behielte, selbst ausziehen zu wollen. Herzlich gern hätte ich sie ziehen lassen, so empörte mich die kleinliche, gehässige Vergeltungssucht der alten Frau; aber meine Liebe zu Riccardo lähmte mich. Voll Unmut entschloß ich mich, die guten Barbiersleute wegzuschicken, die meine Handlungsweise mit feinstem Takte des Herzens richtig beurteilten und mir durch gutmütiges Entgegenkommen das unliebsame Geschäft erleichterten. That nun das Geschehene der Farfalla auch leid, nachdem es nicht mehr zu ändern war, so hatte es mich doch zu gründlich verstimmt, als daß ich es sogleich hätte vergessen können und es gab auch immer wieder neues, das mich stutzig machte.

Mehrmals kam es vor, daß einige von meinen Zinsleuten, ganz wie es mein Verwalter geweissagt hatte, aus meiner Gutmütigkeit Vorteil ziehen und wenig oder gar nichts bezahlen wollten. In diesen Fällen stellte sich die Farfalla auf meine Seite und erbot sich aus eigenem Antriebe, den Leuten ins Gewissen zu reden, hielt ihnen aber nicht etwa vor, daß es unrecht wäre, einem guten Hausherrn das Wenige, was er beanspruche, vorzuenthalten, während sie dem schlimmen gegenüber pünktlich und bescheiden wären, sondern ihr Vernunft- und Moralpredigen bestand

in Redensarten wie: der Klügere giebt nach; oder: der Reiche behält dem Armen gegenüber doch recht. Als ich das einmal zufällig hörte und sie deswegen zur Rede stellte, war sie keineswegs beschämt, sondern sagte leichthin, als ob es kaum der Mühe wert wäre, Worte darüber zu verlieren: „Ist es denn nicht so? Sie haben recht und behalten recht. Ich muß mit den Leuten reden, wie sie es verstehen, Sie sehen, daß es gewirkt hat, denn gezahlt haben sie.“

Ich dachte: wozu befasse ich mich mit Leuten, die wie ein anderes Volk mit eigenem Glauben und eigenen Gesetzen von uns geschieden sind? Freundschaft und Verständnis kann zwischen ihnen und uns nicht sein. Es haben schon Leute, die auf dem Meere verschlagen oder zwischen Eisbergen oder in einer Wüste ohne Mittel und Hilfe waren, ihre Kameraden getötet und verzehrt, und man hat sie nicht strafbar gefunden; wer halb verhungert um sein Leben kämpft, ist nicht nach der Moral der Menschen, sondern nach der der wilden Tiere zu beurteilen. Solche kann man nur töten oder, wenn man sie nicht ihrem Schicksal überlassen will, ihnen von Grund aus helfen, übrigens sich mit ihnen einzulassen, ist Narrheit.

Schrecklicher als dies alles war dies: in einer Geschäftsauslage sah ich eines Tages einen geschliffenen Topas, sehr groß und so fein gefaßt,

daß er frei auf der Nadel zu schweben schien. Augenblicklich versetzte meine Phantasie den Stein in Lisabellas dickes, weiches, blondrotes Haar, und die Lust, ihn in Wirklichkeit hineinzustecken, wurde so groß, daß ich, ohne mich lange zu besinnen, den Thürgriff faßte, um einzutreten und zu kaufen. Da fiel mir, ich weiß nicht wie, Riccardo ein und ich ließ meine Hand sinken und ging meiner Wege weiter.

Ich malte mir aus, was er sagen würde, wenn ich ihm die Geldsumme, die der Topas wert war, auf das Bett legte; es kam mir in den Sinn, daß ich ihm einen hübschen Anzug für das Geld kaufen könnte, daß er noch nie einen neuen besessen hatte und daß er so gern sauber und nett gekleidet war. Dann wieder sah ich das leuchtende Haupt Lisabellas, hörte den Jubelruf beim Anblick des Steines und sah, wie sie ihn in die Locken grub und rosig vor den Spiegel trat. Wie ein großer, schwerer Tropfen süßen Griechenweins lag er ruhig in dem weichen, roten, braunen, goldenen Sonnenhaar und funkelte. Warum darf ich dir dein Spielzeug nicht geben? dachte ich. Fast wäre ich zu ihr gegangen, hätte mich ihr zu Füßen geworfen und sie gebeten, zu entscheiden, ob ich ihr den Topas oder Riccardo das Geld geben sollte; aber ich unterließ es, weil ich wußte, daß sie lachen und sagen würde: kaufe mir den Topas und gieb Ric=

cardo das Geld. Inzwischen war ich, durch viele Straßen laufend, ohne es zu wollen, zu dem Goldschmiedsladen zurückgekehrt, trat ein und kaufte. Ein häßliches Gefühl, als hätte ich etwas gestohlen, saß mir in der Kehle und schnitt mir den Atem ab; dazu fiel mir plötzlich ein, ich wollte zu Riccardo gehen, ihm den Topas zeigen und sagen, daß er für Lisabella wäre. Hundertmal sagte ich mir, daß das häßlich, zwecklos, widerwärtig wäre, dennoch blieb mir das Gefühl, als müßte ich es thun, und ich that es auch. Riccardo hatte gerade einen bösen Tag und lag grau und hager zwischen seinen groben Leinentüchern, auf denen das tiefe Glühen des Steines sich traurig und wunderbar ausnahm. Anfangs beachtete er ihn kaum und fragte nur gleichgültig, ob das Bernstein wäre; als ich ihm aber erzählte, es wäre ein Topas und er wäre für Lisabella bestimmt, wurde er lebhafter, nahm ihn in die Hand, fragte nach dem Preise, und als ich die für seine Verhältnisse große Summe genannt hatte, wuchs seine Bewunderung sowohl für den Stein wie für mich und für Lisabella, die ihn tragen sollte. „Ich wollte, ich könnte sie sehen", sagte er, ehe er vor großer Abspannung den Kopf wieder aufs Kissen legte und die Augen schloß.

Lange Zeit kam mir beinahe täglich das Qualgefühl wieder, mit dem ich Riccardo den Stein gezeigt hatte, und trieb mir das Blut heiß ins Ge-

sicht; ich weiß nicht, ob es Scham über den Einlauf war oder über mein erbärmliches Mitleiden.

Mehr als je zuvor atmete ich auf, als der Sommer kam und ich die Koffer zur Reise packen konnte; aber das Pech aus der Altstadt-Hölle klebte mir nun schon einmal an und war nicht so leicht loszulösen. Es kam vor, daß ich auf einem kühlen, würzigen Waldwege oder auf der breiten, hellen Straße einer fremden Stadt, unter lachendem Himmel, lauter goldene Ferientage vor mir, die mich wie ein Reigen schöner Nymphen umgaukelten, plötzlich die Triumphgasse vor mir sah, wie sie krumm gebückt und schmutzig die Anhöhe hinaufkroch, heiß, schweißige Dünste und Geruch von Schnaps und Oel und Zwiebeln mit sich schleppend.

Dann war meine Freude für eine Weile hin; ich litt an solch einem Bilde wie an einer Speise, die man nicht verdauen kann, und war für ein paar Tage mißmutig und schwerfällig. Riccardo hatte mir einmal von seinem einzigen Ausfluge in die Welt erzählt; als er aus dem Spital, wo er zehn Jahre gewesen war, ohne Heilung gefunden zu haben, zu seiner Mutter zurückkehrte, erklärte er, nun seine Vaterstadt sehen zu wollen, und ging trotz aller Warnungen allein auf seiner Krücke aus. Er ging aus der Stadt hinaus, weil ihn die Berge lockten, die näher erscheinen, als

sie sind, fühlte sich aber schon nach kurzer Zeit ohnmächtig werden, da er noch nie so lange Zeit gegangen war und die Luft im Freien empfunden hatte. Als er in ein Haus eintrat, um sich ein Glas Wasser auszubitten, schlug eine Frau rasch die innere Thür vor ihm zu, wahrscheinlich weil sie sich nicht sicher vor Wegelagerern glaubte; denn das Haus lag ziemlich einsam an der Landstraße. So endete der einzige Spaziergang seines Lebens; seitdem ging er nur in der Altstadt umher oder an das Meer hinunter.

Im Anfange meiner Reise kam mir dies hundertmal in den Sinn und vergällte mir jeden Genuß, so daß gerade das schönste am bittersten wurde. Ich dachte mir, jetzt steht er vielleicht auf der Höhe des Triumphgäßchens, bleich, müde von der Anstrengung an eine Mauer gelehnt und an die Krücke geklammert, und schaut auf das große, bebende Meer, den Schiffen nach, von denen keins ihn mitnimmt in die wundervolle Ferne. Dann wieder sagte ich mir, dies wäre vielleicht nur die Anschauungsweise eines Geldmenschen, Sklaven der Materie, Verehrers des goldenen Kalbes, und Riccardo hätte vielleicht, wenn er ein blasses Streifchen des Meeres und einen kahlen Bergrücken darüber oder in der Heidenkirche ein geschmackloses Marienbild ansehe, mehr innerliches Entzücken und Schwelgen in Schönheit, als ich inmitten der präch-

tigsten Landschaften, Museen und Theater der Welt.

Dieses Knäuel von Fragen, das ich nicht entwirren konnte, belastete und verdroß mich, und ich hätte es gern in einen Teich oder Sumpf geworfen, woraus es nicht wieder auftauchte. Allmählich, unter zahlreichen neuen Eindrücken, gelang es mir denn auch, meine Gedanken von diesem peinlichen Stoff zu befreien, und nach der Rückkehr kam es mir nicht in den Sinn, meine Bekannten in der Römerstadt aufzusuchen. Als ich mich wegen des kleinen Berengar zum Toni begab, vermied ich durch einen Umweg die Triumphgasse und ging schnell und geradeausblickend meines Weges, traf auch wirklich weder mit der Farfalla noch einem ihrer Angehörigen zusammen.

Es wollte schon Winter werden, als ich Vittoria auf der Straße begegnete, die ich aber nicht erkannt haben würde, wenn sie nicht den Blick zum Gruß auf mich gerichtet hätte. Da kam es mir zu Sinne, daß das die Augen waren, die in jener Mondnacht triumphierend über das Meer hinaus in den Glanz der Zukunft geblickt hatten; freilich wüßte ich kaum zu sagen, wodurch sie jetzt noch daran erinnerten. Sie hatten etwas fieberhaft Grelles, die ganze Erscheinung mit dem schleppenden Gange etwas Hoffnungsloses. Allerdings bemerkte ich gleich, daß sie in Erwartung eines Kin-

des war, woraus allenfalls die ganze Veränderung zu erklären war und was wenigstens darauf schließen ließ, daß der schöne Geliebte sie allem Widerstande zum Trotz heimgeführt hatte. Ich ließ mir nicht merken, welchen kläglichen Eindruck sie auf mich machte, und beglückwünschte sie, daß sie, wie ich vermutete, ihren Willen durchgesetzt und den Gegenstand ihrer Wünsche erlangt hätte. Ja, das hätte sie, sagte sie kurz und sah mich an, als besänne sie sich auf die weit entlegene Zeit, wo ihr das, was sie jetzt hatte, wünschenswert erschienen war. Am Antoniustage, als sie und ihre kleine Schwester das Bild des Heiligen mit Lilien schmückten, hatten sie folgende Gegenleistung von ihm verlangt: daß die Nanni ohne Kind bliebe, da es sonst mit dem Tugendpreise vorbei wäre; daß die Vittoria hingegen mit einem gesegnet würde, damit ihrer Mutter nichts übrig bliebe, als in die Heirat mit Pasquale einzuwilligen. Der Heilige verlieh in Bausch und Bogen Kindersegen zu anfänglichem großen Schrecken der Nanni; es glückte ihr aber, ihre listige kleine Person durch alle Gefahren hindurchzuschlängeln und den Tugendpreis trotz allem zu erbeuten, während Vittoria, die erhört worden war, eine Ehe ohne Segen führte und schnell eine abgearbeitete, verschwiegen leidende Frau wurde. Sie übte übrigens keine Kritik an dem heiligen Antonius, vielmehr

erheiterte sie sich, indem sie mir den Sachverhalt in ihrer drolligen Art erzählte, so daß ihr Gesicht sich etwas rötete und sie ihrer früheren Schönheit wieder ähnlich wurde. Ich sagte, da sie hinter meinem Rücken geheiratet hätte, wäre ich ihr das Hochzeitsgeschenk noch schuldig, wenn es ihr recht wäre, wollte ich es in ein Patengeschenk umwandeln und lüde mich hiermit zur Taufe ihres Kindes ein. Das erwartete sollte zu Ehren des Heiligen, der es beschert hatte, Antonio oder Antonia heißen, und ich würde deshalb, sagte mir Vittoria, eine Mitgevatterin Namens Antonietta bekommen, die ihre liebe Freundin wäre. Die Freude, die ihr mein Anerbieten machte, beschämte mich, denn, sagte ich mir, mit höchst geringen Unbequemlichkeiten und Kosten meinerseits konnte ich sie hervorrufen, hatte mich aber künstlich zugeknöpft und verschanzt, um kein Tröpfchen Wohlwollen mehr in dieser Richtung fließen zu lassen, aus Furcht, das bischen Freude dieser elenden Geschöpfe zu teuer zu bezahlen. Mit einigen Seufzern ergab ich mich also wieder in den Bann der Triumphgasse und suchte die Farfalla auf, die mir denn gleich was ich wissen wollte von Vittorias Verhältnissen erzählte. Ihre Prophezeiungen alle, aber auch alle, waren schon bald nach der Hochzeit in Erfüllung gegangen; es fehlte der jungen Frau an allem außer an Hunger, Frost, Schlägen und De=

mütigungen jeder Art. Vittoria selbst klagte zwar nie und würde sich eher die Zunge herausreißen, als ihr Elend bekennen; aber alles konnte sie doch nicht verbergen, und von den Nachbarn erfuhr man das übrige. Pasquale arbeitete nur selten, so daß sie in eine Fabrik gehen mußte, um das tägliche Brot auf den Tisch zu schaffen; er lungerte indessen in der Stadt oder am Hafen herum und saß abends in den Wirtshäusern. Anfangs hatte sie versucht, ihn von dort wegzuholen, dadurch aber nur seinen Zorn gegen sich gereizt, den er auf die niederträchtigste Weise an ihr ausließ; so mußte sie halbe Nächte lang vor dem Hause kauern und seine Heimkehr erwarten, da er den Hausschlüssel zu sich gesteckt hatte und ihn sich nicht abfordern ließ.

Voller Entrüstung fragte ich die Farfalla, warum sie ihrer Tochter nicht zu Hilfe käme oder, wenn sie selbst sich mit Pasquale einzulassen nicht wagte, warum nicht Carmelo, der doch kräftig genug wäre, ihn zur Rede stellte. „Wenn sie zu mir käme", sagte die Farfalla, „würde ich das wenige, was ich habe, mit ihr teilen: aber sie ist viel zu stolz, ihren Jammer einzugestehen und außerdem noch in den Lumpen verliebt." Carmelo dagegen hätte ihr vorher angedroht, wenn sie dieses Mannes Frau würde, ihr Bruder nicht mehr sein zu wollen, und dabei bleibe es; wenn er wüßte, daß

sie in ihrem Bette läge und Hungers stürbe, würde er ihre Schwelle nicht überschreiten, um ihr einen Bissen Brot zu geben. Wie um ihn zu entschuldigen, setzte die Farfalla hinzu: „Es ist wahr, daß sie manchen ordentlichen Mann ausgeschlagen hat, bei dem sie ein schönes Leben hätte führen können. Die Bravheit vermochte nichts über sie, keinen andern als diesen Teufel hat sie haben wollen, also muß es wohl ihre Bestimmung gewesen sein, schon auf Erden die Hölle zu erleiden, und wir würden uns ganz vergeblich bemühen, sie herauszuziehen.“

In den ersten Märztagen kam Vittoria mit einem Mädchen nieder, für das ich schon geraume Zeit vorher eine reichliche Aussteuer besorgt hatte, und zwar unter Beihilfe der geliebten Frau, die mir alles in der Art anschaffen mußte, wie es in vermögenden Familien gehalten zu werden pflegt. Damit hatte ich das Rechte getroffen: Vittoria wußte sich vor Freude nicht zu lassen und spielte jeden freien Augenblick mit dem winzigen Zeug, und auf ihren Mann hatte die Gediegenheit des Geschenkes einen solchen Eindruck gemacht, daß er sie rücksichtsvoller behandelte. Die Aussicht, diesen berüchtigten Menschen kennen zu lernen, versöhnte mich etwas mit dem Tauferssen, das ich mir voreilig eingebrockt hatte; denn nachdem ich mich einmal dazu eingeladen hatte, konnte ich mein Verspre-

chen ohne große Kränkung nicht wohl zurückziehen. Wie mochte dieser Pasquale aussehen, den ein aufgewecktes, von den Männern ihrer Lebenskreise gesuchtes Mädchen für den schönsten auf Erden ansah und der von gutmütigen jungen Leuten und einer nachsichtigen alten Frau so leidenschaftlich verabscheut wurde? Ich hatte ihn mir ungefähr so gedacht, wie man auf unseren Bühnen den Vampyr und ähnliche dämonische Helden darzustellen pflegt: schwarz, bleich, mit brennenden Augen voll Geheimnis und Melancholie; wovon wenigstens der schwarze Typus zutraf. Man konnte sich kein schwärzeres Schwarz denken, als die Haare, die in unzähligen weichen, auffallend anmutigen Löckchen prangten, und den dichten Schnurrbart; dazu lag auf seinen Wangen der bläuliche Bartschatten, der für Weiberaugen so bestechend sein soll. Auch seine Augen waren brandschwarz und glänzten wie geschliffene Kohlen, was dem gemeinen Geschmack schön vorkommen mag; mir sind die mit stumpferem Licht, in die man hineinschauen kann, lieber. Melancholisch waren sie indessen nicht, nur für gewöhnlich träge und gelangweilt; ebenso wenig war er bleich, sondern im Gegenteil von bräunlichroter, blühender Gesichtsfarbe. Der Mund war vom Schnurrbart fast verdeckt; dennoch ging von dieser Gegend des Gesichtes das Abstoßende aus, das mich sofort gegen ihn eingenommen hätte, auch

wenn mir sein Charakter ganz unbekannt gewesen wäre. Jn seinem Lächeln, das nicht häufig erschien, war etwas grausam Hyänenhaftes, und wenn die blendenden Zähne sichtbar wurden, mußte ich immer denken, er fletsche sie; er hatte dann etwas von einem plötzlich menschgewordenen Raubtier, das kein rohes, rauchendes Fleisch mehr frißt, aber seine kannibalische Seele behalten hat und sie mit Gedanken der Zerfleischung weidet. Jch denke mir, daß so die Plebs des kaiserlichen Rom aussah, die den Cirkus füllte und über blutige Gladiatorenspiele und Marter der Christen jauchzte, selbst faul und weichlich und sklavisch zu den Füßen eines Tyrannen geduckt.

Die Familie dieses Menschen gehörte nicht in die Römerstadt: der Vater war ein kleiner Beamter gewesen, die Mutter lebte von einer Witwenpension und ein älterer Bruder führte ein Schiff in die nächste Umgegend, weswegen er mit großer Ehrerbietung behandelt und Herr Kapitän genannt wurde. Sie hielten Vittoria trotz ihrer Armut hoch in Ehren, ja sie zeigten sich ihr und der Farfalla gegenüber verlegen, denn sie waren gerecht genug, einzusehen, daß sie bei dieser Heirat den Kürzeren gezogen hatte. Sie würden sogar die Verbindung um des Mädchens willen gar nicht zugegeben haben, wenn sie nicht gehofft hätten, Vittoria könne den nichtsnutzigen Mann auf bessere

Wege bringen: man hatte ja Beispiele genug, daß schwache Frauen Macht über die unbändigsten Männer gewannen. Diese Hoffnung, die sich anfänglich nicht erfüllte, lebte bei der Geburt des Kindes neu auf; denn es schien ihnen nicht anders möglich, als daß die Vaterliebe ihn an Arbeit und Häuslichkeit würden Geschmack finden lassen. Sie überhäuften die junge Mutter mit Geschenken, die für ihre Verhältnisse großartig waren, und der Kapitän versprach ein Tauferssen zu besorgen, an dem man sich auf acht Tage hinaus sollte sättigen können. Daß Vittoria selbst nicht unbedenklich krank im Bette lag, erschien nicht als ein Hindernis der Fröhlichkeit und Schwelgerei.

Bei der kirchlichen Handlung, die diesmal nicht vom Jurewitsch vollzogen wurde, herrschte ein steifes, feierliches Wesen, besonders der kleine, dicke, braungebrannte Kapitän hielt sich stramm und ernst, im Gefühl der unsichtbaren Gegenwart Gottes, und übertraf den etwas geschäftsmäßigen Priester weit an geziemender Würde des Benehmens. Einen trübseligen Anstrich gab dem Vorgange der Zustand des Täuflings, dem auch der Unkundige ansehen mußte, daß er nicht lebensfähig war. Es war ein winziges, runzliges Ding, das für ein Neugeborenes hübsch genug sein mochte, wenigstens sprach sich der Kapitän mit solcher Entschiedenheit in diesem Sinne aus, daß ich keinen

Widerspruch wagte, obwohl es mir wie ein pelz- und schwanzloses Aeffchen vorkam. Allerdings konnten dem dürftigen Geschöpf die seidenglänzenden schwarzen Löckchen wohl als Schönheit angerechnet werden, die den mißförmigen Kopf bedeckten. Höchst peinlich war es, daß das Würmchen unaufhörlich hintereinander kleine weinende Jammerlaute von sich gab, etwa wie das Glucksen des Meeres, wenn es ganz still liegt und nur leise, beinahe unmerklich an das Ufer anbrandet; ein unleidliches Geräusch, und doch, möchte ich sagen, das traurigste, unvergeßlichste Lied, das ich je in meinem Leben gehört habe. Keiner sagte etwas darüber, obwohl es selbst den Priester zu bedrücken und zur Beschleunigung der Handlung anzutreiben schien; der Kapitän, dessen Würde und Andacht, je länger sie anhielt, sich bis zur Melancholie steigerte, sah das jammernde Bündel unverwandt mit durchdringendem Blick an, ohne dadurch eine Besserung herbeizuführen. Nun ereignete sich ein anmutiger kleiner Vorfall: als nämlich das Kind seiner neben mir stehenden Patin Antonietta, der Freundin Vittorias auf die Arme gelegt wurde, schwieg es plötzlich, atmete tief, tief auf wie erleichtert, sperrte die kleinen Augen ein wenig auf und blinzelte in das freundliche Gesicht des jungen Mädchens, das sich herüberneigte. Die Wirkung war um so stärker, als Antonietta eine äußerst ein-

nehmende Erscheinung war, groß und schlank, heiter, gut und weich, von der man sich wohl vorstellen konnte, daß sie eine beschwichtigende, heilende Kraft ausströmte. Alle Umstehenden fühlten sichtlich eine Erleichterung und atmeten mit dem Kinde auf, auch der Kapitän lächelte, ohne deswegen die Haltung eines Erzvaters aufzugeben. Die Erholung war allerdings nur von kurzer Dauer, denn der kleine Unstern fing sogleich wieder zu wimmern an, als er von Antoniettas Armen genommen wurde, was andererseits den kleinen Zwischenfall um so besser abrundete. Kaum hatten wir die Kirche verlassen, als Antonietta von allen Seiten mit Neckereien umdrängt wurde, an denen besonders der Kapitän herzhaft teilnahm, dessen Späße außerordentlich einfach und zuweilen derb, aber niemals unanständig waren, und über die man lachen mußte, selbst wenn nichts Witziges oder überhaupt Lächerliches an ihnen war. Antonietta lachte denn auch, sowie er nur das erste Wort eines Satzes ausgesprochen hatte, aber es war nicht das blöde und widerliche Lachen, womit viele Weiber dem Manne entgegenwiehern, sondern etwas, was um seiner selbst willen da war: nicht laut und nicht leise rieselte es hin und plätscherte wie eine sonnige Quelle, und jeder ließ sich gern von diesem kühlen Tau besprengen. In der Römerstadt war sie unter dem Namen Lachtaube bekannt, so drängte

sich allen das eigentümlich Reizende ihres Gelächters auf. Sie wiegte sich in der Fröhlichkeit wie in ihrem Elemente; dabei war merkwürdigerweise ihr Gesicht, wenn es in Ruhe war, eher schwermütig zu nennen; erst die Bewegung überzog es mit einem Schleier von Sonnenschein. In dem Qualm, der Hitze und dem Lärm des Taufessens gereichte mir ihre Anwesenheit zur Erquickung: sowie ich sie ansah und ihr Lachen hörte, war es mir, als hätte ich mit beiden Händen Wasser aus einem Brunnen geschöpft und mich damit benetzt. Von ihren Lebensverhältnissen brachte ich so viel in Erfahrung, daß sie sich durch Weißnähen ernährte und außergewöhnlich ordentlich und sparsam war. Sie hatte ihr Patenkind mit einem schönen goldenen Kettlein und Anhänger beschenkt, worauf sie schon, seit Vittoria in Hoffnung war, gespart hatte. Wie sie selbst erzählte, hatte sie monatelang einen Tag um den andern nichts als trockenes Brot gegessen, ja zuweilen sogar einen Tag durchgehungert, um die erforderliche Summe zurücklegen zu können; was übrigens von den Anwesenden außer mir nicht als etwas Besonderes angesehen zu werden schien. Sie war mit einem jungen Angestellten verlobt, in den sie, nach den Neckereien der übrigen zu urteilen, wohl sehr verliebt sein mochte; aber die Unbefangenheit und herzliche Freude, mit der sie darauf einging, eine gewisse Friedlichkeit ihres

Aussehens und Wesens stachen in auffallender Weise von der hitzigen Natur ab, die bei den meisten Mädchen und Frauen, die ich kennen gelernt hatte, durchblickte. Für Pasquale zeigte sie damals weder Zuneigung noch das Gegenteil, und ebenso gleichgültig verhielt er sich gegen sie, wie übrigens auch gegen die ganze Gesellschaft. Er beteiligte sich fast gar nicht am Gespräch und am Gelächter, augenscheinlich weil das nicht die Art der Unterhaltung war, die ihm zusagte. Unglaublich war es, wieviel er trank, ohne dadurch innerlich oder äußerlich verändert zu werden; weder bleicher noch röter wurde er, und die schwarzen Augen behielten denselben Ausdruck von Traurigkeit oder Langweile. Nur einmal, als die Gesundheit des Kindes getrunken wurde und er an Antoniettas Glas anstieß, heftete er einen Blick auf sie, der etwas Lechzendes und Züngelndes hatte, als müßte er sie verbrennen. Sie bemerkte es aber nicht und offenbar hatte er auch nichts Besonderes damit sagen wollen, wenigstens beobachtete ich nachher, daß er überhaupt die Eigenheit hatte, plötzlich wie aus dunklem Hinterhalt solche Blitze über diesen und jenen zucken zu lassen.

Man konnte sich nicht genug wundern, daß Pasquale und der Kapitän Brüder waren. Die Warmherzigkeit, Gemütlichkeit und Redlichkeit des Kapitäns hatten nicht nur etwas Gewinnendes,

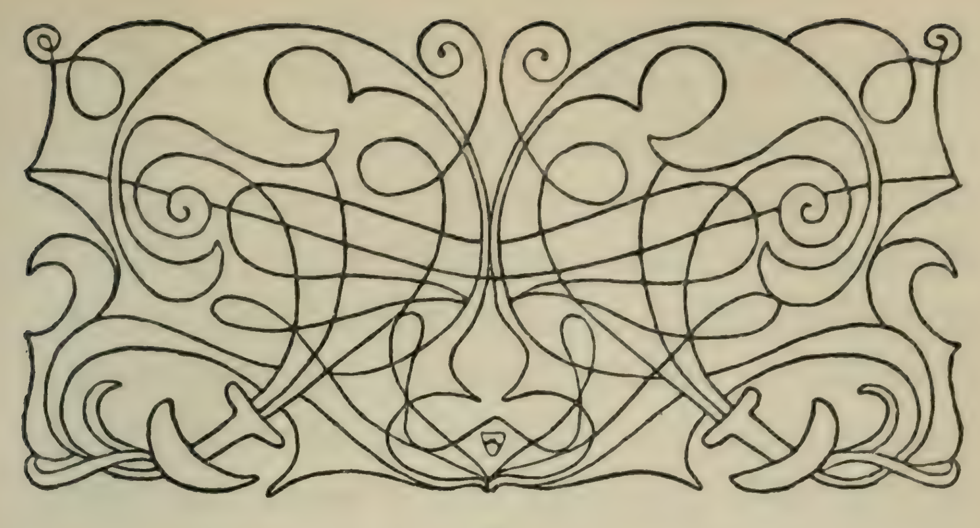
sondern für mich wenigstens Bezauberndes; er war so voll davon, daß es fortwährend überquoll und eine wohlige Atmosphäre um ihn herum verbreitete. Trotzdem er sich herrlich unterhielt, versäumte er nicht, alle Augenblicke an Vittorias Bett zu springen und ihr die Leckerbissen des Mahles, die sie natürlich nicht essen durfte, anzubieten und anzupreisen. Jedesmal kam er mit dem Kinde auf dem Arm zurück, wobei er sich nicht, wie gewöhnlich ältere Junggesellen, täppisch und ängstlich gebärdete, sondern er hielt es so geschickt, wie es nur die geübteste Wärterin hätte thun können. Das jämmerliche Aussehen des kleinen Wesens, dessen zuckende Hände wie dünne, weiße Spinnen aussahen, schien er nicht zu bemerken, und es hatte etwas Rührendes, wie er dem dämmernden Stückchen Leben, das sichtlich schon wieder am Erlöschen war, die Herrlichkeiten der Zukunft ausmalte, womit er es überschütten wollte. Es hatte ganz den Anschein, als wäre nicht Pasquale, sondern er der Vater, und als wir zusammen nach Hause gingen, sprach ich ihm mein Bedauern aus, daß es sich nicht in Wirklichkeit so verhielte. „Nein“, sagte er, „heiraten werde ich nicht; denn obschon ich sonst kein Menschenfeind bin, so hasse ich doch die Weiber.“ Ich sagte, sehr erstaunt, ich hätte doch gesehen, daß er sich so freundlich um Vittoria bemüht hätte, und ihr Kind, auch ein kleines Mädchen,

schiene er sogar herzlich zu lieben. „Kinder“, sagte er bestimmt, „sind keine Weiber, sondern Engel vom Paradiese, kleine Gottesdinger. Was Vittoria betrifft, so müßte man von Stein und Eisen sein, wenn man kein Mitleid mit ihr hätte, die einen solchen Schlingel wie meinen Bruder zum Mann hat. Und hier schon sehen Sie, warum ich die Weiber hasse; es ist thöricht genug, wenn sich Männer in die Affen von Mädchen verlieben; aber warum verlieben sich die Mädchen in uns Männer? Soll man sich nicht ärgern über diese Narrheit, in der sie so hartnäckig sind?“ Ich sagte, wenn sich ein Mädchen in ihn, den Kapitän, verliebte, würde ich das keineswegs dumm und unbegreiflich finden, sondern denken, daß sie sehr wohl daran thäte. Er sagte: „Meine erste Regung, wenn ich das merkte, würde sein, sie durchzuprügeln.“ Dabei blieb er stehen und sah mich voll an, so daß ich das ganze braune, strahlende, zutrauliche Gesicht dicht vor mir hatte. Da er selbst mit überzeugtem Ernste sprach, lachte ich nicht, sondern äußerte mein Bedauern über seine Ehelosigkeit, da er die Kinder augenscheinlich gern hätte und man doch ohne Frau keines bekommen könnte. „Ja“, sagte er nachdenklich, „die Kinder sind von Gott, aber die Weiber sind vom Teufel.“

„Und die Männer?“ fragte ich. „Wir Männer sind Erde, ganz gemeine Erde“, sagte er, indem

er seinen Kopf, der wie der seines Bruders voll glänzender schwarzer Löckchen war, mißbilligend schüttelte; „bald Sand, bald Lehm, bald Dreck; aber es giebt ja auch edleres Gestein zwischen dem Kiesel“, setzte er lächelnd und mit einem wohlwollenden Blick auf mich hinzu; obgleich er mehrere Jahre jünger als ich war, behandelte er mich gutmütig belehrend wie einen noch nicht ausgereiften Jüngling. Ich hätte ihm gern gesagt, daß ich ihn für eitel Gold hielte, sprach es aber doch nicht aus in dem Gefühl, daß ich ihn damit verlegen machen würde.

Und doch hätten sich vielleicht alle Mädchen in der Altstadt leichter in seinen Bruder, als in ihn verliebt. Ja, wunderbar und entsetzlich, ich konnte mir vorstellen, daß Lisabella in einem Augenblick des Taumels den grausamen Mund Pasquales küßte, aber nicht, daß sie die flüchtigste, oberflächlichste verliebte Neigung für den Kapitän haben, geschweige denn ihn heiraten könnte. Was ist das nun? Ist es Narrheit, wie der Kapitän sagte? Ist es Tücke oder Weisheit der Natur, die die Weiber regiert, daß sie keinen guten Gärtner will, der pflegt und wartet, sondern Peiniger und Gottesgeißeln? Was sich aber bald darauf mit Antonietta ereignete, hat wohl einen anderen, wenn auch gleichfalls rätselhaften Zusammenhang.



X

Rätselhaft war das Schicksal, durch welches sie bald nachher zu Grunde ging. Es war etwas, was ich in keiner Weise begründen oder rechtfertigen könnte: es paßte nicht zu ihr und ging doch aus ihr hervor, es traf sie wie ein vom Dach fallender Ziegelstein, und doch hätte man es nicht Zufall nennen können. Wie ich gesagt habe, war Antonietta seit geraumer Zeit mit einem jungen Angestellten verlobt, wie es hieß, einem tüchtigen, arbeitsamen Manne, den sie sehr liebte. Dieser nun gab ihr plötzlich den Abschied und zwar, nach seiner eigenen Angabe, weil sie zu lustig und frei mit jedermann verkehrte. Von eigentlicher Eifersucht konnte keine Rede sein, weil sie niemals einen einzelnen bevorzugt und aus ihrer Liebe zu ihrem Bräutigam kein Hehl gemacht hatte; sie war von so tadellosem Rufe, wie kaum ein anderes Mädchen in der Römerstadt. Er machte ihr auch nichts zum Vorwurf, als ihre Fröhlichkeit, recht eigentlich ihr liebliches Taubenlachen, das alle Leute, die es

hörten, verführte, mitzulachen und ihr gut zu sein. Ihr fehle der Ernst, hatte er gesagt, ohne den ein Mädchen keine gute Frau sein könnte; die Ehe sei nicht zum Lachen, alles habe seine Zeit, und vor allen Dingen dürfe ein Mädchen nicht für jeden Beliebigen Scherz und Gelächter und gute Worte auf der Zunge haben, sie mache keinen Unterschied zwischen den Menschen und sähe ihren Mann nicht mit anderen Augen an als eine Schwalbe unter dem Dache oder einen lahmen Bettelmann unter der Kirchenthüre.

Obgleich mir das Ganze ziemlich abgeschmackt vorkam, gab ich mir doch Mühe, es zu verstehen, und ich kam zu dem Urteil, solche Art der Eifersucht sei immerhin etwas Verfeinertes, das bei Leuten dieses Schlages überraschen müßte. Es war hier doch der Ansatz zu einer anderen, mehr innerlichen Liebe, die sich mit der körperlichen Treue nicht genügen lassen wollte, sondern auch das Zartere der Geliebten, ihren hellen Geist, ihr anmutiges Wohlwollen für sich allein haben wollte. Die Farfalla, der ich diese Gedanken, möglichst verständlich eingekleidet, mitteilte, sah mich mit einem Lächeln an, das im Grunde ein unverhohlenes Auslachen war. Entweder, sagte sie, wäre der Bräutigam ein Mucker und Querkopf, der den Uebermut der Antonietta für Leichtfertigkeit hielte, oder es versteckte sich hinter allen diesen Redensarten die

aufs äußerste gereizte Heißblütigkeit des begierigen Mannes. Und das letztere, sagte sie, sei das wahrscheinlichere. Die Antonietta sei ein sehr ordentliches, zurückhaltendes Mädchen gewesen, wie es in jetziger Zeit kaum zu finden sei, sie hätte mit ihrem Liebhaber, so herzlich lieb er ihr wäre, vor der Hochzeit nur in erlaubter Weise verkehren wollen, und das hätte ihn so aufgebracht, daß er schließlich mit ihr gebrochen hätte. „Denn“, sagte sie, „sie waren fast ein Jahr lang miteinander versprochen, ohne daß er etwas von ihr erreicht hätte, und das ist mehr, als man von einem Manne erwarten kann. Wenn heutzutage ein Mädchen heiraten will, so muß es zuvor einen Geliebten haben, aber keiner bleibt ihr länger als einige Wochen, wenn sie seinen Willen nicht thut; das liegt in der Natur, und es hilft nichts, sich zu widersetzen.“

Es war eine der Gelegenheiten, wo ich mich über die Farfalla ärgerte, ebenso über das, was sie von den Männern behauptete, wie darüber, daß sie es dienstfertig beschönigte. Ich wandte ein, sie hätte ja selber gesagt, so sei es heutzutage; ob denn die Männer früher anders gewesen wären. „Ja“, sagte sie, „wir waren noch dumm und unerfahren; die Menschen von heute haben keine Angst vor der Sünde mehr. Mein Mann und ich, wir waren nie bei einander vor der Hochzeit, und Sie wissen wohl, daß er übrigens nicht der beste war.“

Und ob sie glaubte, daß er eine andere Natur gehabt hätte, als die der Männer von heute wäre, fragte ich. Sie dachte eine Weile nach und sagte dann: „Die Sache ist die, daß er während der ganzen Zeit, daß wir verlobt waren, andere Frauen hatte; da mochte er wohl denken, er brauchte es mit meiner Mutter, die sehr streng war, nicht zu verderben. Ich komme also doch wieder auf das, was ich im Anfang sagte, daß die Natur nun einmal so ist und man sich darein finden muß.“

Ich dachte bei mir, daß man, solange man alles Natürliche gelten läßt, allerdings lauter Schmutz und Niedertracht haben wird, äußerte es aber nicht, da die Farfalla in jedem Dispute doch zuletzt Recht zu behalten wußte, sondern sagte ablenkend, es sei trotzdem nicht glaublich, daß ein Mann ein so liebes, braves Mädchen aus einem solchen Grunde fahren ließe. Er hätte sie ja heiraten können; was denn im Wege gestanden hätte, worauf sie gewartet hätten?

„Bei uns in der Altstadt“, erklärte mir die Farfalla, „heiratet niemand, bevor ein Kind in Sicht ist. Vorher bedenken sie sich; jedes für sich hat sein Verdienst und schlägt sich durch; wozu soll man eine Veränderung wagen? Kommt aber ein Kind, so ist es entschieden und man muß sich fügen und es muß gehen, ob sie Geld haben oder nicht.“

Ich sagte: „Hier lag doch aber die Sache anders. Sie hatten einander lieb, sie wollte vor der Hochzeit nicht ganz die Seinige werden, bei seinem Gehalt und ihrer Ordnung und Sparsamkeit konnten sie es eher als viele andere, für die das Gottesgericht entscheidet, wagen, zu heiraten. Warum also nicht den Entschluß fassen, der sie beide zufriedengestellt hätte?“

„Ja“, sagte die Farfalla, „wenn jeder so gut von sich selber Bescheid wüßte, wie die andern von ihm! Er selbst hat sich vielleicht wirklich eingebildet, daß er ihre Heiterkeit nicht leiden könnte. Vielleicht war er schon lange gereizt durch sein heißes Blut, das ihm keine Ruhe ließ; übelgelaunt, wie er war, ärgerte ihn vielleicht ihre Unbefangenheit und ihr fröhliches Lachen; er machte ihr Vorwürfe, die sie, da sie den wahren Grund seiner Verstimmung nicht begriff, unberechtigt und ungereimt fand, sie nahm es ihrer Natur nach leicht und lachte ihn aus, ein Wort gab das andere, und so kamen sie auseinander, ohne daß eines von ihnen genau weiß, warum.“

Man dachte in der Altstadt allgemein, Antonietta mit ihrem heiteren Sinn würde sich die Trennung nicht übermäßig zu Herzen nehmen; konnte sie doch alle Tage einen anderen finden, der vielleicht sogar ihren Wert besser zu schätzen wußte, als jener. Anstatt dessen war sie fassungslos vor

Schmerz, nicht mit lautem Jammer, sondern als wenn sie ein Keulenschlag getroffen hätte und das ganze Triebwerk ihres Lebens ins Stocken gekommen wäre. Nachdem ihre Freundinnen den Versuch, sie aufzuheitern und auf andere Gedanken zu bringen, vergeblich gefunden hatten, ließen sie sie allein, indem sie unter sich sagten, es wäre besser, sie eine Weile sich selber zu überlassen, dann würde sie sich allmählich hindurchkämpfen und hernach die alte lustige Antonietta sein.

Aber nun war es ja eben die Fröhlichkeit, die ihr verderblich geworden war, gerade ihr Lachen, das aus der reinsten Quelle der Gesundheit und des Seelenfriedens perlte, hatte sie um den Geliebten gebracht. Begreifen konnte sie es nicht, daß er sie um deswillen zu hassen angefangen hatte, was alle anderen an ihr liebten; sie konnte lange nichts thun, als mit Staunen und Erstarren auf die plumpe Thatsache blicken. Wie sie dann das Vorgefallene sich erklären wollte, wurde sie vollends verwirrt und ihr Glaube an sich selber erschüttert; vielleicht, dachte sie, war sie wirklich leichtsinnig, oberflächlich, aufrichtiger Liebe nicht fähig, wenn sie sich auch bis jetzt für gut und zuverlässig gehalten hatte und das Herz ihr so weh that. Gerade dadurch war gewiß die erlittene Kränkung verhängnisvoll, weil es die erste war, die schreckhaft plötzlich wie ein Ueberfall ihre Arg-

losigkeit und geistige Unschuld störte. Der erste ungeschickte Versuch, in das verschlossene Innere einzudringen, sich selber zu untersuchen, war für sie wie etwas Verbotenes, ein Einbruch in ein Heiligtum, Kirchenraub und Kirchenschändung, obwohl sie sich dessen natürlicherweise nicht bewußt war. Erschüttert, aus ihrem sicheren Zusammenhang gerissen, mit sich selber uneins muß sie gewesen sein, wie wäre sonst alles das möglich, was in der darauffolgenden Nacht geschah: daß sie in der Dunkelheit des späten Abends, was sie noch nie gethan hatte, in den Straßen umherirrte und daß sie sich von Pasquale, der sie zufällig sah und erkannte, in ein Wirtshaus begleiten, berauschen und verführen ließ. Es gehört zu den Ereignissen, die man sich nur durch eben das Widerspruchsvolle, was darin liegt, erklären kann. Das unter dem Druck des plötzlichen Schmerzes erstarrte Blut hatte sich vielleicht wieder losgemacht und ergoß sich wütend, wie ein eingedämmtes Wasser, das man entfesselt, mit vernichtender Ueberschwemmung über ihr Herz und ihre Gedanken. Wer enträtselt überhaupt je völlig den Sinn des Schicksals? Warum begegnete sie diesem Manne, der mit der Witterung der Hyäne oder des Aasgeiers gleich spürte, daß hier etwas in Gärung war, etwas Angesengtes, ein dünner, noch kaum ganz gesammelter Geruch von Verwesung? Während andere sich aus Liebes-

gram wohl ins Meer stürzen, warf dies lachende, kindliche Mädchen sich in eine ekelhafte, schlammige Pfütze.

Am Tage, der auf die traurige Nacht folgte, ging Antonietta langsam und sehr aufrecht übrigens in nichts auffällig, durch eine belebte Straße in der Nähe des Hafens. Plötzlich hörte sie ihren Namen rufen, und da sie die Stimme Pasquales erkannte, fuhr sie ein wenig zusammen, drehte sich aber nicht um, sondern ging, ihren Schritt nur wenig beschleunigend, weiter. Pasquale stimmte, immer hinter ihr hergehend, ein augenscheinlich sehr bekanntes, unanständiges Lied an, das ungefähr lautete: ein Viertel Wein hat mich Antonietta gekostet; auch mehr hätte ich für das reizende Mädchen gegeben, aber wer seine Ware billig feil hat, ist einer so thöricht, ihm mehr zu bieten?

Um sich den Spaß zu erhöhen, pfiff er ein paar Gassenbuben, warf ihnen Kupfermünzen hin und wies sie an, das Mädchen unter Absingung dieses beschimpfenden Liedes eine gute Strecke zu begleiten. Die Kröten ließen sich das nicht zweimal sagen und liefen mit johlenden, kreischenden Stimmen singend hinter Antonietta her, die keinen Blick auf das Ungeziefer warf, nicht schneller ging, geschweige denn ein Wort äußerte. Ein Herr, den der Haufen schreiender Buben belästigte, verjagte sie

und sie ging nun ungekränkt weiter, als ihr zufällig einige von den Freundinnen entgegenkamen, die am vorhergehenden Tage vergeblich versucht hatten, sie zu trösten und sie seitdem nicht wiedergesehen hatten. Obgleich diese Mädchen nichts anderes erwarten konnten, als sie traurig zu finden, erschraken sie doch über ihren Anblick: sie sah aus wie einer, dem ein Gespenst aus der anderen Welt begegnet ist. Sie waren im Begriff, auf sie zuzulaufen und zu fragen: was ist dir? woher kommst du? wovor fürchtest du dich? als Antonietta sie erkannte und sie anlachte, wobei sich ihr Gesicht veränderte, so daß ihnen der erste Eindruck wie eine Täuschung vorkam und sie dachten, ein Schatten oder irgend eine Einbildung müsse sie irregeführt haben. Antonietta drückte ihnen lebhaft die Hand, fragte, wohin jene wollten, und als sie antworteten, zur Arbeit, sagte sie, es wäre Feiertag — denn es war der Tag eines beliebten Heiligen — sie möchten heute die Arbeit ruhen lassen und mit ihr lustig sein, die Zeche wollte sie zahlen. Die beiden Mädchen gingen darauf ein, besonders auch, weil sie sich freuten, Antonietta wieder so fröhlich zu sehen. Sie beglückwünschten sie, daß sie sich den Kummer so bald aus dem Sinne geschlagen hätte, wunderten sich aber doch insgeheim, daß sie wie von einer ganz gleichgültigen, fast vergessenen Sache ruhig da=

von sprach. Es sei nur der erste Schreck gewesen, sagte sie, weshalb sie sich gestern nicht hätte fassen können, und die beiden anderen bemerkten, bis dahin sei ihr eben alles geglückt, aber sie wüßte auch alles gut zu nehmen und richtig anzufassen, deswegen würde sie schon bald wieder in das rechte Fahrwasser einlaufen.

Inzwischen waren sie zu einem freigelegenen Wirtshause gekommen, wo Antonietta Wein und Brot bestellte; sie saßen in einem kahlen Gärtchen — denn es war noch kaum Vorfrühling — wo es um diese Zeit ganz leer war. Antonietta trank schnell ein volles Glas auf einmal, dann aber nichts mehr und sprach fast kein Wort, was die anderen nicht beachteten, da sie selbst durch den Wein in eine lustige Stimmung kamen und unausgesetzt lachten und plauderten. Nach etwa einer halben Stunde erst fiel es ihnen auf, daß Antonietta so still war, und sie fragten sie um den Grund; statt der Antwort starrte sie sie einen Augenblick mit großen Augen an, schluchzte laut auf, legte den Kopf und die Arme auf den Tisch und brach in herzzerreißendes Weinen aus. Die erschrockenen Mädchen brachten mit allem Zureden und Fragen nichts anderes aus ihr heraus, als in abgerissenen Worten die Klage, daß alles so häßlich, so furchtbar häßlich sei: die Welt, das Leben, die Menschen, sie selber. Als die Mädchen,

die durchaus nicht verstanden, was sie meinte, sie dringend baten, sich nicht so gehen zu lassen, damit die Vorübergehenden nicht aufmerksam würden, richtete sie sich auf, gab ihnen ihre Geldbörse und bat sie, ins Haus zu gehen und den Wirt für sie zu bezahlen, wie auch ihr ein Glas frisches Wasser mitzubringen. Sie richteten das aus, verloren aber viel Zeit dabei, besonders da sie auch ihre Mutmaßungen unter einander äußerten, was Antoniettas sonderbares Benehmen zu bedeuten haben könnte. Unterdessen war sie fortgegangen und nicht mehr einzuholen, wahrscheinlich weil sie bald in ein Seitengäßchen eingebogen war, um nicht verfolgt zu werden.

Es ergab sich später, daß verschiedene Personen sie unterwegs gesehen hatten, denen sie dadurch aufgefallen war, daß sie im Gehen unablässig, ohne aufzuhören oder aufzublicken, vernehmlich vor sich hin weinte. Einige hatten dem schlanken Mädchen, das langsam, mit tiefgesenktem Kopfe, in der Mitte der Straße vorwärts schritt, nachgesehen und gezaudert, ob sie nach der Ursache ihres Kummers fragen sollten; aber es scheint, daß etwas so Pathetisches in dem lauten Schluchzen lag, das ungeachtet des Lärmens, Lachens und Angaffens seine Thränenspur durch den Schmutz und die Frechheit der Gasse zog, daß man sie ziehen ließ wie eine nächtliche Geistererscheinung, die sich nie-

mand anzureden getraut und vor der selbst die ahnenden Tiere zurückschaudern.

Auch durch die Altstadt, obgleich sie von mehreren Bekannten gesehen wurde, gelangte sie unangefochten; jeder hatte, wie verschieden sich auch alle ausdrückten, das Gefühl, ein solcher Jammer dürfe nicht angesprochen werden. Es war ein Anblick, als wanderte der erste Mensch aus dem Paradiese, wo es Schmerzen nicht gab, in das Elend aus und machte die Straße der Verbannung auf ewige Zeiten zu einem Thale der Thränen. Ohne sich aufzuhalten, stieg die Weinende, als sie vor ihrem Hause im Triumphgäßchen angekommen war, die vier Treppen bis zu dem Stübchen empor, das sie bewohnte, ging auf das geöffnete Fenster zu und stürzte sich hinunter auf das Pflaster. Eine Frau, die sie ins Haus hatte eintreten sehen, sagte aus, es könnten von dem Augenblick an, wo sie die Schwelle betrat, bis sie sterbend davor lag, höchstens zwei Minuten vergangen sein. Die Menschen, die herzueilten und sich über sie beugten, sahen, daß sie die Augen noch einmal weit öffnete, dann kam ein leises, kurzes Aufschluchzen und dann nichts mehr.

Pasquale nahm sich diesen traurigen Tod Antoniettas durchaus nicht zu Herzen, sondern erzählte seinen Kameraden umständlich, was sich zwischen ihm und ihr zugetragen hatte, ohne welche

Gesprächigkeit seinerseits der Zusammenhang gar nicht an den Tag gekommen wäre. Weil aber der Bruch mit ihrem Geliebten vorangegangen war, ließ es sich leicht so darstellen, als habe das den Selbstmord veranlaßt, was vor allen Dingen Vittoria gegenüber geschah, der man verhehlen wollte, welchen Anteil ihr Mann an dem Vorgange hatte. Es war ihr erst kürzlich hinterbracht worden, daß Pasquale in früheren Jahren mit einer Geliebten hauste, die sich infolge seiner höhnischen und grausamen Behandlung, als er ihrer satt war, durch Erhängen den Tod gegeben hatte; vielleicht weil Antonietta ihre liebste Freundin war, fand sich doch keine Zunge in der klatschsüchtigen Römerstadt, um ihr den neuen Stich zu versetzen. Außerdem befand sie sich gerade zu dieser Zeit im Spital, wohin sie hatte gebracht werden müssen, weil ihr Zustand, durch den inzwischen erfolgten Tod des Kindes noch verschlimmert, immer besorgniserregender wurde und es ihr zu Hause an Pflege fehlte.

Nach einigen Wochen entließ sie der Arzt, der sie behandelt hatte, indem er Pasquale einschärfte, ihr noch durch längere Zeit die größte Schonung angedeihen zu lassen, was gänzlich in den Wind geredet war. Sie mußte sehr bald wieder ins Spital zurückkehren, und zwar in einer solchen Verfassung, daß ein operativer Eingriff notwendig war. Es wurde damit gewartet, bis sie einiger-

maßen wieder zu Kräften gekommen wäre; denn bei ihrer Erschöpfung hätte auch eine leichte Operation gefährlich werden können. Während dieser Zeit empfing sie Besuche von Verwandten und Bekannten, deren Erkundigungen und Trostreden sie mit schwachem Lächeln anhörte, ohne sich über ihre Leiden jemals zu äußern. Nur in Gegenwart einer Freundin sagte sie einmal wie jemand, der aus tiefem Traum erwacht, über sich selbst erstaunt und sich nur mühsam in seiner Umgebung wiedererkennt: „Ich habe so viel gelitten“, mehrere Male und mit einer solchen Betonung, daß jene, die fast noch ein Kind war, von unbestimmtem Schrecken vor den dunklen Möglichkeiten des Lebens ergriffen wurde. Uebrigens klagte sie nie, und nicht ein Wort der Beschuldigung gegen ihren Mann oder nur der schlichten Mitteilung etwaiger Kränkungen von seiner Seite kam über ihre Lippen. Anfangs glaubte man daraus schließen zu müssen, sie sei immer noch in ihn verliebt, aber daß das nicht der Fall war, zeigte sich sehr bald, als seine Besuche, die nie häufig gewesen waren, ganz ausblieben. Es war augenscheinlich, daß sie sich dadurch erleichtert fühlte, und die Farfalla konnte ihr getrost von den Ungeheuerlichkeiten erzählen, die er neuerdings verübte: er verkaufte nämlich nacheinander alles, was sie mit einander besaßen: Wäsche, Gerätschaften, Möbel, zuletzt die Betten,

was man wohl als eine Andeutung betrachten konnte, daß er ein weiteres Zusammenleben mit ihr nicht wünschte. Er hoffte vielleicht, daß sie an den Folgen der Operation sterben würde, oder er hatte keine andern Gedanken und Absichten, als daß er Geld brauchte; gearbeitet hatte er seit langem nicht und man sah ihn mehr als je in den Wirtshäusern. Mir war es unbegreiflich, daß diese sonst so heftigen und rachsüchtigen Leute Pasquale in so unverantwortlicher Weise mit dem, was nur zum kleinsten Teil sein Eigentum war, schalten ließen, und konnte es mir nur dadurch erklären, daß sie sich freuten, ihn los zu sein, und jede Anknüpfung mit ihm vermeiden wollten.

Als ich Vittoria kurze Zeit nach der glücklich vollzogenen Operation im Spital besuchte, sah sie so schlecht aus, daß ich kaum den Mut fand, ihr zu dem guten Ausgang Glück zu wünschen. Während ich an ihrem Bette saß und die ausgemergelte, vor Müdigkeit gleichgültige Frau ansah, die kaum zwanzig Jahre alt war, kamen mir allerhand trübe Gedanken: was für eine schöne lodernde Flamme war da mit einem Haufen Asche zugeschüttet worden; was war der Inhalt dieses Lebens: eine himmelhohe, sich selbst nicht verstehende Hoffnung, leidenschaftliches Wünschen und mit der Erfüllung zugleich das Ende; da lag sie, abgeblüht, auf den Schutt geworfen, einsam im

Staube wie ein gelähmter Vogel, der seine Gefährten nicht begleiten kann. Nicht einmal ein Kind war ihr geblieben, nichts von dieser abscheulichen Ehe, als bittere, schmähliche Erinnerungen. Wiederverheiraten konnte sie sich, als Katholikin, nicht; so mußte sie das Leben, das für sie eigentlich erst beginnen sollte, allein zubringen, wenn sie nicht dem Leichtsinn und der Schande verfiel.

Ich muß nun gleich hinzusetzen, daß diese Tragik meiner Betrachtung schon sehr bald nicht mehr zu der Wirklichkeit paßte. Gut gepflegt, bei der vollkommenen inneren und äußeren Ruhe, erholte sich Vittoria schnell und schien wieder in den vollen Besitz ihrer Gesundheit zu gelangen. Die jungen Spitalsärzte hielten sich gern an ihrem Bett auf, angezogen durch ihre Schönheit und drollige Laune, auf allen Seiten zeigte sich Wohlwollen und freundliche Besorgtheit um ihr Schicksal, und dieser Sonnenschein, in dem sie sich behaglich entfaltete, warf auch auf die Vergangenheit Licht und ließ sie ihr weniger trostlos erscheinen. Allmählich fing sie an, über ihren Mann und alles, was sie mit ihm durchgemacht hatte, zu spotten und zu scherzen, nannte es ein Glück, daß er das Weite gesucht hatte — denn auch seine Familie wußte nicht, wo er sich aufhielt — und freute sich, mit ihrer Schwester Nanni zusammen

zu leben, deren Mann den größten Teil des Jahres von Hause fort war. Sie wurde dick und bekam rote Backen, dicker als sie früher gewesen war; die Farfalla, fand, daß sie noch nie so schön gewesen sei. Ich dagegen konnte durchaus nicht in ihr wiederfinden, was mich vor nur einem Jahre so entzückt hatte: es waren noch dieselben großen, strahlenden Augen voll Lebenslust und der prächtige Schnitt des blühenden Gesichtes, und doch mußte etwas ausgelöscht oder verändert, verschwunden sein. Vielleicht war es nur das, daß sie damals etwas wollte, feurig, um jeden Preis, mit jedem Opfer, während sie sich jetzt weitertreiben ließ wie Blätter, die die Natur, so grün sie auch einmal waren, schließlich zu einem feuchten, braunen Hügel zusammenwirft, wo sie verfaulen.

Der Kapitän gehörte zu den Leuten, die sich weder durch äußere Schönheit bestechen, noch durch ihren Verfall abschrecken lassen. Vor und nach der Operation war er Vittorias unermüdlicher Besucher, brachte ihr Geschenke, sprach ihr Hoffnung ein und tröstete sie. Er sagte zu ihr: „Als du meinen Bruder heiratetest, hast du eins nicht bedacht, daß nämlich der sich besudelt, der Pech angreift. Du mußt nun wie ein kleines Kind geputzt werden, wobei es ohne Thränen nicht abgeht; hernach aber werden wir unsere Dummheiten vergessen und das neue Leben gescheiter anfangen.“ Er ließ sich ernstlich von ihr

versprechen, daß sie sich nie wieder mit seinem Bruder einlassen wollte, wohingegen sie in ihm einen Vater finden sollte. Ich äußerte, als ich mit ihm allein war, es sei doch schade, daß er Vittoria nicht heiraten könne, die ihm offenbar so lieb sei; worauf er mich erschrocken ansah und herausfuhr: „Lieber sollte mich ein Haifisch verschlucken! Ich hasse nichts auf der Welt als die Weiber", und nach einer Pause mit Thränen in den Augen hinzufügte: „Das hübsche kleine Kind hätte ich gern zu mir genommen, warum mußte es sterben, ehe es noch einmal gelacht hatte auf der Welt?" Vittoria hatte sich indessen schon in den Tod des Kindes gefunden, ja sie sah ihn für einen Glücksfall an, da sie für sich allein viel mehr Aussicht hatte, sich mit ihrer Arbeit leidlich durchs Leben zu schlagen.



XI

Es giebt bekanntlich Zeiten, wo Katzen sich im Mondschein auf den Dächern tummeln und aus allen Gassen und Winkeln ihr verliebtes Heulen und Flöten tönt. Für die junge Welt der Römerstadt hatte diese Zeit zwei Höhepunkte: einen natürlichen in den beiden ersten warmen Frühlings-

monaten und einen künstlichen während des Faschings, wo an Stelle der Sonne und der lockenden Mailuft Wein und überheiße Säle voll Tanzmusik die Früchte des Herzens reiften. Um das Herz handelte es sich zwar eigentlich im Fasching wenig: es war vielmehr ein Rausch, in dem das Elend des Winters sich betäuben wollte, wo der beißende Wind in die kalten Zimmer blies, die voll von arbeitslosen, nach Schnaps riechenden Männern, abgehärmten Frauen und neugeborenen, in ihren Tüchern wimmernden Kindern waren. Zuweilen kamen um diese Jahreszeit einige sonnige, warme Tage wie schöne Fremdlinge auf eine öde Insel verschlagen, die man bekränzt und anbetet und mit ausgelassenen Freudenreigen umtanzt, und dann war der Taumel um so hinreißender. An einem solchen Tage kam die arme, kleine Anetta zur Farfalla und bat sie um ein paar bunte seidene Tücher, wie sie Nannis Mann, der Schiffsheizer, von seinen weiten Reisen mitzubringen pflegte, und von denen die haushälterische Farfalla seit langem einige verwahrte; sie wollte am Abend einen Maskenball besuchen und sich aus dem Tand einen Putz machen. Die Farfalla wunderte sich nicht nur darüber, daß Anetta, die noch nicht ein Jahr lang Witwe war und ihren Mann so heftig beweint hatte, tanzen gehen wollte, sondern auch, daß sie sich ein paar armselige Tüchlein zur Klei=

dung erbetteln mußte, noch dazu von einer notleidenden Frau wie sie war; denn man wußte, daß Anetta vom Pfarrer Jurewitsch immer unterstützt wurde, so daß sie nicht einmal zur Arbeit hätte gehen müssen, wenn ihr das nicht der Kurzweil wegen ein Bedürfnis gewesen wäre. Aber für die arme, kleine Anetta war das wenig, womit sich die Farfalla steinreich gedünkt hätte. Sie wußte sich nicht verständig einzurichten, bezahlte eine Nachbarin dafür, daß sie ihr die Kinder ein wenig beaufsichtigte und ihnen zu essen gab, kaufte dies und das für die Kinder ein, was sie, sich selbst überlassen, gleich verdarben, anstatt daß sie zu Hause geblieben wäre und mit dem gewirtschaftet hätte, was der Pfarrer ihr gab.

In der Altstadt wußten alle, daß der Jurewitsch der Anetta Geld gab und sie noch dazu häufig besuchte und lange bei ihr blieb. Seiner Angabe nach war das Geld der Ertrag einer Sammlung, die er für sie veranlaßt haben wollte, doch niemand glaubte daran; denn es waren öfters Männer gestorben und hatten Witwen und Waisen hinterlassen, ohne daß er sich in solcher Weise bethätigt hatte. Da Anetta außerdem zwar für den derben Volksgeschmack zu zart und blaß, denn nur bei großer Freude oder Erregung wurde sie rosenrot, aber doch unverkennbar lieblich in ihrer hilflosen Kindlichkeit war, lag der Verdacht,

die Beflissenheit des Pfarrers auf ein Liebesverhältnis zurückzuführen, nahe. Anetta versicherte indessen bei jeder Gelegenheit nachdrücklich, von dergleichen sei nicht die Rede und der Jurewitsch sei der edelste, uneigennützigste, heiligste Mensch, was ihr auch namentlich von den Frauen bereitwillig geglaubt wurde. Ihr selbst traten oft die Thränen in die Augen, wenn sie so heftig seine Ehre verteidigte, weil sie im Herzen halb unbewußten Kummer unterdrücken mußte, daß es so und nicht anders war. Seelsorgerisches Wirken wurde dem Jurewitsch nicht leicht, und seine Bemühungen, an dem äußeren und inneren Leben der kleinen Anetta teilzunehmen, fielen ungeschickt aus, würden aber in jedem Falle zu nichts Gutem geführt haben; wenn er sprach, hing sie mit weit offenen Augen und offenem Munde an seinem schönen Gesicht, nichts ging ihr ein und nichts war in ihr als die Erwartung, ob er sagen würde: ich liebe dich, sei mein. Ohne einen Augenblick zu zögern, würde sie sich in seine Arme geworfen haben, und da er ihrer Hingebung nur beim Kommen und Gehen mit einer flüchtigen Berührung seiner langen schmalen Hand begegnete, die immer kühl war und sich im Druck anfühlte wie ein ausgestopfter Handschuh, wurde ihre Sehnsucht und Zärtlichkeit allmählich unbezähmbar und einem krankhaften Bedürfnis ähnlich.

„Was willst du auf den Maskenball gehen?“ sagte die Farfalla gutmütig; „ich bin fünfundfünfzig Jahre alt geworden, ohne je einen mitgemacht zu haben. Am anderen Morgen ist dir der Kopf zu schwer zur Arbeit.“ Die kleine Anetta setzte sich auf den Küchentisch, denn die Farfalla war eben am Herde beschäftigt, starrte in das sprühende Kohlenfeuer und sagte: „Ich muß einmal wieder lustig sein.“ „Aber das bist du ja den ganzen Tag“, entgegnete die Farfalla, „mit den Kindern sowohl wie bei der Arbeit.“ „Das meine ich nicht“, sagte Anetta, „ich meine etwas ganz anderes, etwas Tolles, Rauschendes, wobei man den Kopf verliert und sich selber und alle Welt vergißt.“ „Das giebt es nicht“, sagte die Farfalla und lachte. „Es giebt es“, behauptete die kleine Anetta, wobei ihre großen blauen Augen schwarz wurden vom innerlichen Feuer, ohne aber zu erklären, wo es sich fände und woher sie es kennte.

Was denn der Pfarrer dazu sagen würde, meinte die Farfalla, der so gut gegen sie wäre und sie jedenfalls sehr lieb hätte. Im Anfang, sagte Anetta mit einem Seufzer, hätte sie das auch geglaubt und sie müßte es ja auch noch glauben, warum sollte er ihr sonst so viel Geld geben? Aber vielleicht weil er geistlich wäre, wollte er es nicht sagen, sondern ginge immer fort, wie er ge=

kommen wäre, und bekümmerte sich mehr um die Kinder als um sie. Ueberhaupt, so schön er wäre, toll, wie sie meinte, als ob man Wein im Kopfe hätte, könnte man mit ihm nicht sein.

Am Tage nach dem Maskenballe begegnete die Farfalla der Anetta, die verträumt und übernächtig, wirklich wie nach einem Rausche aussah. „Bist du zufrieden?“ fragte sie; Anetta nickte und lächelte und huschte vorüber. Ein paar Wochen später kam sie blaß und schmal und kläglich zur Farfalla, setzte sich in eine Ecke und weinte und konnte nur durch langes, freundliches Zureden zum Sprechen und Erzählen gebracht werden. Am Brunnen beim Wasserholen hatten Frauen und Mädchen von einem Manne gesprochen, mit dem sie beim Maskenballe getanzt hatte, und von dem sie so gut wie nichts wußte als den Namen. „Es ist das fünfte“, hatte eine der Frauen gesagt und damit ein neugeborenes Kind gemeint, „nämlich das fünfte, das er von seiner Frau hat, die übrigen zählt er nicht.“ Auf diese Weise erfuhr Anetta, was sie bis dahin nicht von ferne vermutet hatte, daß der Mann verheiratet war, eine für sie deshalb bis ins Herz erschreckende Thatsache, weil sie selber auf ihn gerechnet hatte. Ob er ihr Versprechungen gemacht hätte? fragte die Farfalla. Nein, keine Versprechungen, er kannte nicht einmal ihren Namen und sie hatte nur

durch Zufall den seinigen erfahren; aber ein Kind hatte sie von ihm, den sie außer an jenem Maskenballe weder vorher noch nachher gesehen hatte. „Und du hattest geglaubt, er würde dich heiraten?“ fragte die Farfalla voll Erstaunen. Anetta nickte; „geglaubt nicht, aber gehofft“, sagte sie leise.

Die Farfalla lachte Anetta aus und schalt sie, hatte aber gleichwohl den Wunsch, ihr in irgend welcher Weise beizustehen, und schlug ihr vor, ob sie den Pfarrer nicht könnte glauben machen, das Kind des Maskenballs sei das seine. Dies aber lehnte Anetta als unmöglich ab, da überhaupt niemals auch nur die allerkleinste Liebesannäherung zwischen ihnen stattgefunden habe.

„Und Sie geben einem schwachen Geschöpfe so abgefeimte, niederträchtige Ratschläge?“ sagte ich entrüstet; „leiten sie an, ihren Wohlthäter aufs unverschämteste zu hintergehen, vielleicht ihn fürs Leben unglücklich zu machen?“ Die Farfalla lachte hell auf und sagte: „Und was für Sünde wäre denn dabei? Wenn er ein Kind von ihr haben könnte, geschähe ihm nicht recht, wenn man ihm weismachte, es wäre da?“ Daß sie den Jurewitsch in falschem Verdacht gehabt hatte, beschämte sie nicht im mindesten.

Indessen wurde Vittoria aus dem Krankenhause entlassen und bei ihrer Schwester Nanni,

deren Mann fast immer auf Reisen war, zu beider Zufriedenheit untergebracht. Vom Spital aus war ihr empfohlen worden, zunächst noch keine anstrengende Arbeit zu übernehmen, übrigens aber versichert, sie sei so gesund wie zuvor und würde es auch bleiben, vorausgesetzt, daß sie keine Kinder mehr bekäme. Hierüber war sie, sowie ihre ganze Familie ruhig, denn von ihrem Mann, der ohnehin spurlos verschwunden war, wollte sie natürlicherweise nichts mehr wissen, hatte aber zum Ueberfluß der Farfalla, der Nanni, ihrer Schwiegermutter und namentlich dem Kapitän in die Hand versprochen, sich nie mehr, was er auch beteuern und wie er sich auch entschuldigen möchte, mit ihm einzulassen. Wiederverheiraten konnte sie sich nicht, überhaupt aber sagte sie, daß sie der Männer überdrüssig wäre und auch mit Kindern wünschte sie keine neuen Erfahrungen zu machen. Die Farfalla, die immer das Bestreben hatte, sich mit dem Geschehenen auszusöhnen, war mit dieser Sachlage sehr zufrieden und setzte außerordentliche Hoffnungen auf Carmelo und Vittoria, die arbeiteten und verdienten, aber wenig verbrauchten, und wenn sie sehr alt und zur Arbeit nicht mehr fähig sei, für sie sorgen würden. In der ersten Zeit wußte sie nicht genug von Vittorias wiedererblühter Schönheit, ihrer Ausgelassenheit und wie gut und friedlich sie mit der Schwester

lebte, zu erzählen, allmählich wurde sie stiller darüber, und als ich mich im Anfange des Sommers einmal nach Vittoria erkundigte, zuckte sie die Schultern und sagte: „Die lebt schon seit ein paar Wochen wieder mit ihrem Manne.“ Ich hatte die Farfalla noch nie vorher beschämt gesehen, sie schlug die Augen nieder und wünschte augenscheinlich das Gespräch nicht fortzusetzen; es fiel mir nun auch auf, daß sie schon seit einiger Zeit graubleich im Gesicht und weniger munter und reich an Einfällen war als sonst. Wie sie das hätte zugeben können? fragte ich; warum der Kapitän es nicht verhindert hätte? Man hätte sie lieber einsperren sollen; ob er etwa gar Gewalt gebraucht hätte? Nein, Vittoria selber hatte es gewollt und durchgesetzt, kein Widerstand hatte genützt. Pasquale war auf einmal wieder dagewesen, wo er sich inzwischen aufgehalten, erfuhr man nicht, hatte Vittoria aufgespürt, ihr geschrieben, sie getroffen und wie es scheint mit Leichtigkeit überredet, wieder zu ihm zu ziehen. Alle Geschwister hatten nun, wie sie es vorher angekündigt hatten, den Verkehr mit ihr endgültig abgebrochen, auch der Kapitän zürnte unversöhnlich; sie selber sähe sie zuweilen, sagte sie kurz; was würde es auch nützen, wenn sie bös sein wollte? Schon war auch wieder ein Kind in Aussicht.

Carmelo war jetzt die einzige Hoffnung der armen Frau, die nicht wußte, daß auch dieser der Absicht nach sie bereits verlassen hatte. Von Riccardo erfuhr ich, daß er, der nie etwas von den Weibern hatte wissen wollen, sich maßlos und tollköpfig verliebt hatte, und noch dazu in ein Mädchen, vor dem er früher ausgespuckt hätte, wenn er ihr auf der Straße begegnet wäre, nämlich in Galanta. Die Eifersucht auf Riccardo, der Groll, daß er ihr gleichgültig war, die ganz veränderte Lage, in die er sich selbst gegenüber geraten war, alles zusammen hatte ihn völlig aus dem alten Geleise geworfen, so daß er denen, die nichts davon wußten, nicht anders als krank im Geiste oder Gemüte erscheinen konnte, was er ja eigentlich auch war. Zur Arbeit ging er fast nie mehr, kam aber auch nicht nach Hause, sondern strich planlos in der Umgegend umher oder saß sogar in den Wirtshäusern und trank, bis er in einem Zustande von Erhitzung war, daß man ihn nicht ohne Gefahr anreden konnte. Die Farfalla litt darunter, verschwieg es mir aber nicht nur, sondern suchte es vor mir zu verbergen, obgleich durch den Ausfall seines Verdienstes die Not, an die sie gewöhnt war, anfing, unerträglich zu werden.

Mit Galanta ging unterdessen etwas Merkwürdiges vor. Schon als Torquato den Anschlag

auf Riccardo vorhatte, war sie ihm entgegengetreten, seit sie aber wußte, daß er den kleinen Berengar umgebracht hatte, denn daß er der Mörder war, konnte sie sich ohne Mühe zusammenreimen, empörte sie sich innerlich gegen ihn. Ich will nicht sagen, daß sie ihn haßte, weil er etwas Schlechtes begangen hatte, im Gegenteil liebte sie ihn im Grunde nach- wie vorher, nur ein verzweifeltes Gemisch von Grauen und Ekel fühlte sie, verkroch sich wie ein Tier, das sterben will, vor den Menschen und überließ sich in der Einsamkeit wildem Schmerz. Vor Gericht verweigerte sie jede Aussage über etwaige Beziehungen ihres Bruders zu der Unthat, sowohl zu seinen Gunsten wie zu seinem Schaden, und beharrte dabei, daß er sie vor vielen Wochen verlassen und nichts mehr von sich hätte hören lassen. Da ihr Leumund kein guter war und sie bisher ein einmütiges Zusammenleben mit Torquato geführt hatte, mußte sie als stark verdächtig tagelang in Untersuchungshaft bleiben, während welcher Zeit sie sich durch eine rasche und wilde That die Zuneigung der Altstadt, wo man ihr stets übelgewollt hatte, gewann.

Es schwebte nämlich damals der Prozeß gegen eine Gräfin, die angeklagt war, ihre vierjährige Stieftochter ermordet, vielmehr ihren Tod absichtlich herbeigeführt zu haben. Beide, die Gräfin

und das Kind, waren in der Altstadt wohlbekannt; denn sie bewohnten einen alten dort gelegenen Familienpalast des Grafen, ihres Mannes, und waren mit wenigen anderen die einzigen vornehmen und reichen oder wenigstens üppigen Leute der Gegend. Wären sie wirklich vornehm und vermögend gewesen, würden sie die Armen ohne Zweifel geliebt und verehrt haben, aber es hieß, daß sie weniger als das elendeste Gesindel in der Heidenstadt besäßen und ihren Aufwand vermittels Schuldenmachen bestritten, und die Gräfin war von geringer Herkunft, was man ihr trotz aller Schönheit, um deretwillen der Graf sie geheiratet hatte, wohl ansah. Sie war eine Frau von vollen Formen, roter Gesichtsfarbe und blitzenden, dunklen Augen, hätte aber alle diese Vorzüge, die sie genau kannte und auf die sie pochte, mit Freuden für den unbeschreiblichen Duft von Feinheit und Anmut hingegeben, der das vierjährige Stiefkind umgab und der ihr fehlte.

Wahrscheinlich war dieser Neid der erste, unbewußte Grund des Hasses gewesen, den die Gräfin gegen die Kleine hatte, und das kleine Erbe, was sie von ihrer verstorbenen Mutter zu erwarten hatte, und der Umstand, daß die Gräfin selbst keine Kinder bekam, fielen weit weniger ins Gewicht. Das kleine Mädchen, schmächtig und fein und ohne Arg seines vornehmen Standes, war

der Liebling der Altstadt. So armselig und häßlich seine Stiefmutter es auch kleidete, hatte es doch etwas Auserlesenes und Liebreizendes an sich, sowohl wenn es sprach, wie wenn es ging und, bevor es den schmutzigen Fahrweg überschritt, mehrmals den Fuß hob, schüttelte und abspritzte wie eine reinliche Katze und dann behutsam und flink hinüberlief. Seit es bekannt wurde, daß die Gräfin ihre Stieftochter mißhandelte, liebten sie das arme Kind noch mehr in demselben Grade, wie der Haß und die Verachtung der Frau zunahm. Wunderbarerweise sammelte sich aller Haß auf sie, während mir der Graf noch viel verabscheuenswerter erscheinen wollte. Dieser Mensch war in seine zweite Frau so niederträchtig verliebt, daß er, als er bald nach der Verheiratung herausfühlte, wie jede Zärtlichkeitsäußerung seinerseits gegen die Kleine sie ärgerte und reizte, alles derartige unterdrückte und sein Kind fallen ließ; er fragte nicht mehr nach ihr, wo sie sei und was sie treibe, ja nicht einmal im Geheimen sah er sich nach ihr um, geschweige denn, daß er sie beschützt hätte. So war das arme kleine Mädchen der rohen Stiefmutter preisgegeben, die von Vernachlässigung zu Härte und Mißhandlung vorschritt und mit Hunger und Kälte, Leiden und Entbehrungen jeder Art gegen das zarte Leben wütete. In der Dämmerung kam das gemarterte kleine



Wesen häufig in den nahegelegenen Laden eines Bäckers und flehte mehr mit den Augen als mit Worten um ein Stückchen Brot, was ihm auch bereitwillig gereicht wurde. Wie ein zahmer Vogel, der die Stunde genau weiß, wo ihm Futter gestreut wird, kam es täglich um dieselbe Zeit, sich seine Bröckchen zu holen, so daß es den Leuten sehr auffiel, als sie mehrere Tage hintereinander ausblieb. Man vermutete, daß die Stiefmutter auf ihre Spur gekommen war und sie zurückhielt, erging sich in allerlei Befürchtungen und schließlich fanden sich einige, die die Sache zur Anzeige brachten. Die Behörde ließ wirklich den Zustand des unglücklichen Kindes untersuchen, das schon sterbend war und nicht mehr gerettet werden konnte; der Augenschein bewies aber, daß es langsam zu Tode gemartert war, und infolge einer Menge von Verdachtsgründen wurde die Gräfin in Anklagezustand versetzt.

Während ihres Aufenthaltes im Gefängnis hatte die Gräfin Bekanntschaft mit zwei verworfenen Personen angeknüpft; eine war ein rothaariges bleiches Mädchen, die nach vorangegangener Verabredung mit ihrem Geliebten einen reichen Liebhaber auf ihr Zimmer gelockt und ihm mit einem Rasiermesser den Hals abgeschnitten hatte; die andere ein Dienstmädchen mit hübschem, frechem Gesicht, die ihre Herrschaften in geriebenster Weise

bestohlen hatte. Sie war überzeugt, daß sie allen Männern durch ihre Schönheit die Köpfe verdrehe und erzählte gern von den verliebten Richtern, die sie stets zu den gelindesten Strafen verurteilten oder gar freisprächen. Diese beiden Geschöpfe bedienten die Gräfin und behandelten sie mit schlauer Unterwürfigkeit, wofür sie an den Bequemlichkeiten, mit denen der Graf seine Frau versorgte, namentlich an den Leckerbissen, Weinen und Speisen, die er ihr schickte, teilnehmen durften. In dem Zimmer der Gräfin feierten sie ausgelassene Gelage, wobei sie und das Dienstmädchen es darauf ablegten, die rothaarige Mörderin zu berauschen, die, wenn sie etwas angetrunken war, das Halsabschneiden auf eine schaudererregende und zugleich drollige Art vorzumachen wußte. Anfangs, als Galanta in das Gefängnis kam, versuchten sie es, sie in ihre Gesellschaft hineinzuziehen, da diese aber jeden Annäherungsversuch ablehnte und gegen die Gräfin sogar grimmigen Haß offen äußerte, fingen sie an, sie mit Hohn und Beschimpfungen zu verfolgen und schwelgten in dem für sie seltenen Vergnügen, auf eine noch gemeinere und schmachvollere Person herabzusehen; denn so betrachteten sie jetzt Galanta. Das trug noch dazu bei, Galanta zu reizen, die von Beginn an gewissermaßen auf dem Sprunge gewesen war, die Kindermörderin anzufallen und

zu zertreten, zu zerquetschen, zu zerreißen, oder was immer wütende Entrüstung mit dem Verabscheuten vornimmt. Bei Gelegenheit eines Wortwechsels stürzte sie sich plötzlich auf die Gräfin und würgte ihr den Hals, so daß sie verloren gewesen wäre, wenn nicht auf das Geschrei der beiden anderen Wächter gekommen wären und sie befreit hätten. So verhaßt war die Gräfin, daß die Wächter, wie wenigstens insgeheim gesagt wurde, sich nicht sonderlich beeilten, sie zu retten, und es weniger ihretwegen thaten, als um Galanta vor den Folgen eines Totschlages zu bewahren. Bald darauf wurde, wie ich beiläufig bemerken will, die Gräfin zu achtzehnjähriger Zwangsarbeit im Klostergefängnis verurteilt, worauf ihr Mann die Scheidungsklage gegen sie einreichte, mit der er aber abgewiesen wurde. Er trieb sich noch einige Jahre als Schwindler im Auslande umher und starb arm und verlassen wie ein kranker Hund, so daß zur Genugthuung der Menschen sich hier einmal das Böse recht sichtbar und treffend auf Erden bestraft hatte.

Als Galanta, aus der Haft entlassen, wieder in die Altstadt zurückkehrte, nahm sie ihren früheren Lebenswandel nicht wieder auf, sondern ging arbeiten, einige Leute sagten, weil die Männer die Lust auf die mordsüchtige Kreatur verloren hätten und weil ihr im Gefängnis die Schönheit abhanden

gekommen wäre. Letzteres war keineswegs der Fall, nur ihre Kleidung war farbloser und weniger auffallend als früher, weil etwas anderes sie ganz beschäftigte; ihr sonst offenes und leicht lesbares Gesicht war von einem stummen, starken Verlangen umhüllt. Ich äußerte gegen Riccardo die Vermutung, sie hätte sich vielleicht ernstlich verliebt und wohl gar in Carmelo, dessen wieder verändertes, aufgeregt-lustiges Betragen diese Meinung unterstützte. Ein Zufall bestätigte sie mir vollends, als ich eines Abends, da eben die Dämmerung einbrechen wollte, in den baumreichen Anlagen unweit der Stadt spazieren ging. Hier pflegten sich im Frühling die Kinder der Wohlhabenden mit ihren Wärterinnen aufzuhalten, in zierlichen, flatternden Kleidern von allen Farben, die bunt durch das maigrüne Laub leuchteten, mit hellen Stimmen lachend beim Federballspiel oder Reifenschlagen. Tiefer im Gehölz auf Bänken saßen wartende Mädchen mit einem Buche oder einer Stickerei in der Hand, oder Liebespaare, die in ihrem Geflüster innehielten und sich losließen, wenn die geputzten Kinderfrauen mit Säuglingen auf dem Arm oder schwangere Frauen mit müdem Gang und blassem Gesicht, Kinder an der Hand führend, langsam an ihnen vorübergingen. Ich hatte mich, um ungestört zu lesen, dorthin begeben und wäre an einem Liebespaar, das weltvergessen und kosend

auf einer steinernen Einfassung des Weges saß, achtlos als an etwas Alltäglichem vorbeigegangen, wenn ich nicht Galanta an ihrer Haltung erkannt hätte. Keine andere Frau habe ich je so schilfgerade und zugleich so unsäglich biegsam gesehen, wie meine Schwertlilie, die dunkle und wilde, mit den sanften, hingerissenen Bewegungen, als ob der wehende Wind sie verursache. Carmelo war halb knieend vor ihr und sie sah mit den Augen über ihn weg, während sie ihn fest und doch gleichgültig, wie ein Raubtier seine Beute, die ihm nicht entrissen werden kann, an sich drückte. Ich dachte, indem ich ruhig weiterging, sie hätte wohl angefangen, sich nach einem ehrlichen Namen, einigermaßen geordnetem Haushalt und männlichem Schutz zu sehnen und deshalb die Bewerbung des anfänglich Verschmähten angenommen. Thatsächlich kamen aber diese Dinge für Galanta durchaus nicht in Betracht, und was sie wollte, war etwas ganz anderes, nämlich ein Kind. Wer mag genau wissen, wie ihr dieser Wunsch zu Sinne gekommen war? Er packte sie mit solcher Leidenschaft, daß sie selbst nicht zweifelte, Gott würde um ihretwillen ein Wunder thun und im Notfall einen Heiligen oder Engel zum Vater des Ersehnten schicken, was ihr am liebsten gewesen wäre, da ein solcher, wenn sie seiner nicht mehr bedurft hätte, ohne weiteres in den Himmel zu-

rückgekehrt wäre. Carmelo ließ sich nicht so leicht abschütteln, um so weniger, da er unfähig war, zu begreifen, warum sie ihn plötzlich, ohne vorhergegangenen Streit oder Wortwechsel, verabschiedete. Wenn er sie mit Fragen und Bitten bestürmte, entgegnete sie mit einer Kälte, die nur die äußerste Gleichgültigkeit aufbringt: „Habe ich dir jemals etwas versprochen? Habe ich dir jemals gesagt, ich liebte dich? Ich bin dir nichts schuldig, wie du mir nichts bist. Wenn ein blinder Hund vor meiner Thür heulte, würde ich das Brot mit ihm teilen, das ich hätte; was du von mir willst, habe ich nicht, und schlage sie zu vor dir.“

Carmelos Verzweiflung war so groß, daß die Farfalla sich entschloß, zu Galanta zu gehen und für ihn zu bitten oder wenigstens eine Erklärung zu fordern, die das Mädchen der alten Frau denn auch nicht vorenthielt. Anfangs wollte es der Farfalla nicht einleuchten, warum es nicht besser sein sollte, einen Vater für sein Kind zu haben, der für es arbeitete, aber das Verständnis für Galantas Auffassung fehlte ihr doch nicht. Galanta stellte nicht in Abrede, daß Carmelo leidlich brav und häuslich sei, trotzdem er gelegentlich von einem Trinkfieber ergriffen wurde, das in Strömen von Wein gelöscht werden mußte, um ihn dann wieder für lange Zeit in Ruhe zu lassen. Aber auch der Bravste, sagte Galanta, wäre noch

schlechter als gar keiner; ihr Kind könne sie wohl allein erhalten, mit dem Kinde hätte sie lauter Liebe und Frieden, der große, grobe Mann säße im besten Falle überflüssig dabei, wenn er nicht, was häufiger vorkäme, wie ein schweres, schmutziges Tier die Ruhe und Sauberkeit und den Wohlstand des Hauses unter den Füßen zerträte. Der Farfalla kamen Erinnerungen an ihre eigene Jugend und ihren Ehestand, und bedenkend, wie anders ihr Leben hätte sein können, wenn ihr Mann sie nach der Geburt des ersten Kindes anstatt nach sieben verlassen hätte, fing sie an, Galanta zu begreifen, ja zu bewundern. Sie war nicht wie Pepi, die mit einem wüsten Trunkenbold lebte, welcher anstatt für seine Familie zu arbeiten, der Frau das wenige, was sie mühselig verdiente, wegnahm oder stahl, um es zu vertrinken und sie nachher etwa noch zu mißhandeln; vor vier Jahren hatte die Farfalla sie gefragt, warum sie bei dem Manne bleibe, mit dem sie nicht einmal verheiratet war, und die Pepi hatte geantwortet, wenn der kränkliche Knabe, den sie von ihm hatte, stürbe, würde sie wieder zu ihren Eltern gehen und einen Dienst oder sonst Arbeit suchen. Ein halbes Jahr darauf war das Kind gestorben, aber sie war noch immer bei dem Manne und hatte ihm seitdem noch zwei Mädchen geboren. Die Farfalla hatte im allgemeinen weder beson-

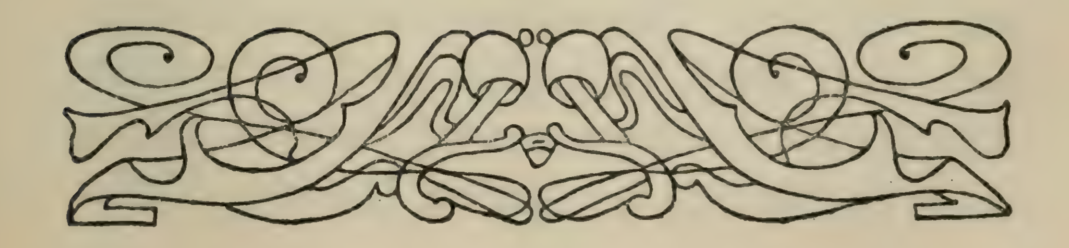
dere Achtung noch Mitgefühl für Frauen, aber Galanta, die mit ihren festen braunen Händen die Gräfin gewürgt und dann Carmelo, ihren eigenen Sohn, einen stattlichen Mann, beiseite geworfen hatte, machte Eindruck auf sie, und lebhaft und schnell wie sie war, gab sie ihr Herz im Augenblick ohne Bedenken hin. Carmelo, meinte Galanta, würde sich bald beruhigen und ein braver Sohn werden wie zuvor, sollte er aber fortfahren, sich verzweifelt zu geberden und die Arbeit zu vernachlässigen, wollte sie mit allen ihren Kräften, die sie sehr hoch anschlug, der Farfalla zu Hilfe kommen. Die alte Frau vertraute blindlings auf ein unbeschränktes Gelingen von allem, was Galanta unternehmen würde, und mit völliger Hintansetzung Carmelos half sie von nun an den Empfang des ungeduldig erwarteten Kindes vorbereiten. Das Kind war der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche mit Riccardo, der, seinen sterbenden Körper auf Augenblicke ganz vergessend, es im Geiste schon im Kahn übers Meer ruderte, auf die Insel und alle Lieblingsplätze führte, die er nie gesehen hatte und nie sehen sollte.

Als ich einmal bei einer solchen Unterhaltung über das Kind zugegen war, drängte sich's mir auf die Zunge, zu sagen: Ihr wahnwitzigen und blinden Leute! Das vaterlose Kind einer Dirne!

Wißt ihr nicht so gut wie ich, daß es mit den rosigen Füßen, die es auf die Welt bringt, über spitze Steine laufen und durch Schlamm waten muß, bis sie schwielig und kotig und totmüde sind wie eure? — Aber wie sich von selbst versteht, sprach ich das nicht aus, sondern rückte in die dunkelste Ecke, damit mir Riccardo meine grausamen Gedanken nicht vom Gesicht abläse, während jene über die Frage beratschlagten, ob das Kind Grübchen haben würde.

„Carmelo hat auch Grübchen", sagte die Farfalla, und weiter, indem sie sich zu Galanta wendete: „Du hast sie nur nie gesehen, weil er selten lacht. Das kommt, weil er ein Mann ist; wenn es ein Mädchen wird, werden wir es genug lachen sehen."

„Wenn ich Harmonika spiele, wird es lachen und in die Hände klatschen und tanzen", sagte Riccardo mit glänzenden Augen, und Galanta meinte: „Es soll nur die Grübchen bringen, für das Lachen werde ich sorgen."



XII

Das erstemal in meinem Leben brachte ich in diesem Jahre den ganzen Sommer zu Hause zu. Sämtliche Familien meines Standes pflegten vom Juni oder Juli an auf einige Monate zu verreisen, meistens ins Gebirge, um der Hitze auszuweichen, die für unerträglich galt. Ich hatte mir unter dieser berüchtigten Hitze etwas Lästiges, aber nur gradweise von der gewöhnlichen Sommerwärme Verschiedenes vorgestellt und empfand auch anfänglich nichts anderes. Allmählich aber legte sich ein beklemmender Druck auf mich, der einerseits ermattete, andererseits rastlos prickelnd umtrieb, als müßte man irgendwohin, um ihm zu entrinnen. Es war ein Gefühl, als befände man sich in einem Zimmer, das seit langer Zeit fest verschlossen gewesen wäre, und wo man Fenster und Thüren nicht mehr öffnen könnte. Ein Durst von ganz neuer Art stellte sich ein; meine Eingeweide kamen mir vor wie ein brennender Schwamm, brennend mit still fortglimmendem Feuer, weil keine Luft hinzukäme, auf den alles Wasser, jede Feuchtigkeit wie Oel wirkte und das Feuer schürte; je mehr er einschluckte, desto dicker schwoll er auf und gloste stetig weiter. Das Baden im Meere war mir keine Erquickung, vielmehr ermattete das warme, schläfrige Wasser,

das sich wie Schleim an einen hängte, mich noch mehr. Trotzdem suchte man immer wieder hilfesuchend das große freie Meer auf, wo man den ganzen Himmel überblicken und sogleich gewahr werden konnte, ob sich etwa ein Gewölk zusammenschlich und sich ballte und dehnte, um zu regnen. Wenn meine Geschäfte erledigt waren, pflegte ich fast täglich allein, da alle meine Bekannten auf Reisen waren, auf einem schmalen Pfade, der das Ufer entlang lief, spazieren zu gehen.

Eines Abends traf ich dort die Farfalla. Die Luft war an diesem Tage dampfend gewesen, dabei ohne Bewegung, und die Nacht brachte keine Erlösung. Das Meer lag da wie der verwesende Leichnam eines Lindwurmes, der langsam verfault und sich in seine giftigen Stoffe auflöst; aber niemand vermag den ungeheuren schwarzen Kadaver von der Stelle zu bewegen, der Meilen und Meilen bedeckt und verpestet. Es kamen mir Vorstellungen, die mir selbst wie Fieberphantasien erschienen: ich sah die Erde bedeckt von knieenden Menschen, die die Hände gen Himmel streckten und um Regen flehten, damit der Riesenwurm, der noch im Tode mordete, weggeschwemmt würde; nicht durch gewöhnlichen Regen, sondern durch Güsse und Ströme, die tage- und nächtelang aus dem geborstenen Himmel brächen. Erst müßte es rinnen und rieseln, dann plötzlich rauschen, stärker

und stärker, als ob Urwälder voll Tannen vom Winde hin- und hergepeitscht würden; wie eine silbergraue Masse müßte der Regen die Luft erfüllen und sie in stürmische Bewegung setzen; eine Sündflut müßte es sein, die den allgemeinen Greuel, die große Pest der Erde überwallte und vernichtete. Anstatt dessen blieb es totenstill. Einige Schiffe starrten mit großen, schlaffen Segeln aus dem Wasser, daß man sie für versteinert hätte halten können. Ein blauschwarzes Gewitter hing zwar über dem ganzen Himmel, aber zu ausgebreitet, als daß es sich hätte entladen können. Zuweilen wetterleuchtete es und es sah dann aus, als thäte sich der Himmel aus übergroßer Mattigkeit auseinander und man könnte in seinen sterbenskranken gelben Leib hineinsehen.

Indem ich stand und dies betrachtete, zu erschöpft, um den Entschluß zum Weitergehen fassen zu können, fiel mein Blick auf die Farfalla, die auf einer steinernen, im Meer verlaufenden Treppe saß, mit den Füßen und einem Teil des Kleiderrockes im Wasser. Sie hatte mich schon eine Weile gesehen, mich aber nicht angeredet, wohl weil ich mich seit geraumer Zeit in der Altstadt nicht hatte blicken lassen und sie nicht zudringlich erscheinen wollte. Ihr Gesicht war hohl und schlaff geworden und ihre Augen starrten wie zwei Verschmachtete aus der Wüste heraus. „Das Meer hat Raum

für allen Schmutz und alles Elend", sagte sie nicht ohne ihr altes liebenswürdiges Lächeln; „ich glaube, ich lebte nicht mehr, wenn ich nicht jede Nacht kommen und alle Not ins Meer werfen könnte." Carmelo hatte keine Arbeit oder wollte nicht arbeiten, Galanta konnte in ihrem Zustande nur wenig verdienen, an Riccardo zehrte die Hitze; er lag Tag und Nacht im Hausflur und stöhnte wie eine arme Seele im Fegefeuer. Die Farfalla hatte Geld von einem Wucherer borgen müssen und nun galt es allwöchentlich die Zinsen zu bezahlen; „wenn man das Geld mit Nadeln aus meinem Leibe herausstechen könnte, wollte ich genug herbeischaffen", sagte sie, „aber die Wucherer sind schlimmer als der Teufel, der doch Blut an Zahlungsstatt von seinen Schuldnern annimmt." Dieser Wucherer war der gefürchtetste und verhaßteste Mann in der Altstadt, der eine Menge von Menschen fast wie Sklaven in der Hand hatte. Als junger Mensch hatte er einen Raubmord begangen, war zu fünfundzwanzigjähriger Zwangsarbeit verurteilt und hatte sich in dem langen Zeitraum eine Summe Geld verdient, mit der er sich nach seiner Entlassung in der Altstadt als Geldverleiher niederließ. Wie die Gradella war er schäbig, geizig und erbarmungsloser als sie; seine Tücke und Gehässigkeit wurde einer fürchterlich geheimnisvollen Krankheit zugeschrieben, die er aus

dem Gefängnis mitgebracht haben sollte. „Denn es ist bekannt“, sagte die Farfalla, „daß die Gefängnisärzte den Sträflingen Gift geben in der Arznei, woran sie langsam hinsiechen, ohne daß jemand merkt, was die Ursache ist.“ Vergebens bemühte ich mich, ihr die Sinnlosigkeit dieses Märchens darzuthun, sie blieb, ohne sich auf eine Begründung einzulassen, hartnäckig bei ihrer Behauptung. In alter Zeit, sagte sie, hätte man den Gefangenen ein Ohr abgeschnitten, daß man sie als Bestrafte erkannte, jetzt wäre das nicht nötig; die wenigen, die lebend aus dem Zuchthause kämen, unterschieden sich von allen anderen Menschen durch ihre vertrocknete, wachsgelbe Haut, stiere Blicke wie von Toten und gelbliche Färbung des Weißen im Auge.

Ich machte der Farfalla einen Vorwurf, daß sie sich nicht an mich gewandt hätte, ehe sie sich diesem Halsabschneider in die Hand gab. „Wer weiß, ob Sie dann heute noch so freundlich mit mir sprächen“, sagte sie mit einem offenen Blick aus ihren hellen, erschöpften Augen, der mich erröten machte, obgleich ich mir bewußt war, daß sie mir Unrecht that. Uebrigens hatte das Gespräch sie wieder belebt und erheitert, und sie erzählte mir allerlei Histörchen aus dem Leben des Wucherers mit soviel Weisheit und Anmut, daß ich sie unvermerkt bis fast an die Grenze der Altstadt beglei-

tete. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß sich nie einer fand, den verhaßten Wucherer zu verklagen wegen der hohen Zinsen, die er seinen Opfern erpreßte; aber das, sagte die Farfalla, würde keinem in den Sinn kommen, weil alle ihn brauchten, wenn nicht heute, so morgen. Sie meinte, daß er kaum jemals Geld in der Altstadt eingebüßt hätte.

Als ich am anderen Tage in die Triumphgasse einbog, sah ich lauter Weiber mit Kindern im Arm auf dem Pflaster sitzen, denen es in den engen Räumen zu heiß war. Einige spielten Lotto und blickten still und verdrossen auf ihre Karte, während eine mit kreischender Stimme die Zahlen ausrief. Riccardo lag auf einer Matratze im Hausflur und sah gespensterhaft wie ein blaßgrauer Schatten aus, war aber trotzdem in einem lebhaften und lustigen Gespräch mit mehreren Männern, die um ihn herum waren.

Die Farfalla lachte so, daß ihr die Thränen in die Augen kamen. Sie erklärte mir, nachdem sie mich begrüßt hatte, den Grund ihrer Heiterkeit; Riccardo nämlich hatte behauptet, wenn man am ersten Januar einen Kreuzer beiseite legte, den folgenden das Doppelte davon und immer so weiter, würde man am letzten Tage des Jahres so und so viele Millionen besitzen. Dies war allen unglaublich vorgekommen, und der Bucklige, der

rechnen konnte, war auf die Leiter gestiegen, um die Sache durch fortwährendes Multiplizieren und Addieren an der Wand herauszubekommen; ein großer Teil der Mauer war schon mit ungestalten, wackeligen Zahlen beschmiert. Außer ihm war da noch ein blasser, schmaler Mensch mit kindlichem, etwas blödem Gesicht, und ein alter, weißhaariger Mann, der ehemals Lehrer an einer Volksschule gewesen war, sich dem Trunke ergeben und seine Stelle verloren hatte, dann in der Römerstadt auf die tiefste Stufe der Armut herabgesunken war. Obgleich er von irgend einem verschollenen Kriege her einen Stelzfuß hatte und halb blind war, erregte er doch, wenn man ihn näher betrachtete, kein Mitleid; die Form seines Gesichtes war brutal und der leere Blick seiner Augen lauernd und böse. Wie mir die Farfalla sagte, trugen ihm seine weißen Haare, seine Blindheit, sein hohes Alter reichliche Almosen ein, die er aber alle vertrank; seine Tochter, die fleißig arbeitete, konnte kaum ein paar Kreuzer vor ihm retten, um sich notdürftig zu ernähren und zu kleiden, ja er zwang sie sogar, gleich ihm, auf dem bloßen Fußboden zu schlafen, da die Leute, wenn er Betten hätte, ihn nicht so sehr bedauern und so reich beschenken würden. Trotz dieser Eigenschaften genoß er ein gewisses Ansehen, wegen der Bildung, die man ihm zuschrieb, und er wurde

auch jetzt als der Schiedsrichter betrachtet; mit laut knarrender, unsicherer Stimme wiederholte er mehrmals, daß Riccardo ein Wunder und ein großer Geist sei, der, ohne je eine Schule besucht zu haben, solche Kenntnisse besäße, und versicherte, daß der Bucklige, der sich dadurch aber nicht stören ließ, nicht nötig habe, die Probe zu machen. Die Farfalla und der blöde junge Mann lachten halb bewundernd, halb ungläubig und verfolgten mit Spannung die Rechnung des Buckligen, bis ich Riccardos Behauptung als völlig richtig bestätigte.

Riccardo selbst sah höchst belustigt aus und sagte mit glänzenden Augen auf seine Mutter blickend: „Da klagst du immer über Geldmangel, und es giebt ein so einfaches Mittel, reich zu werden; du verstehst es nur nicht.“ Die Farfalla lachte, wie sie über jeden Scherz zu lachen pflegte, aber ich fühlte deutlich, daß ihr Herz nicht dabei war. Ganz zutiefst in dem freundlichen Blick, mit dem sie Riccardo ansah, war etwas, das mir Grauen erregte: eine kalte, auf äußerster, tötlicher Erschöpfung beruhende Verzweiflung. Es fiel mir ein, daß man in barbarischen Zeiten seine Feinde dadurch zu Tode marterte, daß man ihnen den Schlaf entzog, etwa indem man sie durch Nadelstiche oder Stöße, so wie ihnen die Sinne zu schwanken anfingen, aufweckte. Wie ein so

Gefolterter sah sie aus, ihre Augen sagten: wenn wir nicht schlafen können, müssen wir sterben; aber die stechende Sorge, wie sie das Geld zum Leben herbeischaffen sollte, ließ nicht einen Augenblick nach. Ich las es so genau in ihren Zügen, daß ich nicht begriff, wie es Riccardo entging, der sonst viel tiefer sah als ich und einzig seiner Mutter gegenüber blind und grausam war. Er klagte wie ein verwöhntes Kind, daß kein Eis da wäre, damit er seine Limonade kalt trinken könnte, daß die Eier nicht frisch wären, daß er nicht häufiger Wäsche wechseln könnte; genau so, wie manche Menschen sich gegen Gott beklagen und ihm vorwerfen, daß er trotz seiner Allmacht nicht pünktlicher alle ihre Wünsche erfülle.

Ich fragte nach Carmelo; niemand wußte, wo er war. In dieser heißen Zeit, wurde mir erzählt, gäbe es wenig oder keine Arbeit; die Männer ständen des Morgens lange Stunden am Markte in der Sonnenhitze und warteten, dann, wenn keiner sie brauchte, gingen sie in das nahe Gehölz oder unter die Heidenkirche, wo es kühl wäre, und brüteten über bösen Gedanken. „Halb verhungert und verschmachtet sind sie“, sagte die Farfalla, „nach Hause mögen sie nicht gehen, wo die verwahrlosten Kinder weinen und alles voll Unrat ist, weil die lotterigen Weiber, statt Ordnung zu schaffen, auf der Straße sitzen und Lotto

spielen, um sich zu trösten, daß sie nichts zu essen haben." Der alte Invalide ballte die Hände und sprach von Revolution und Umsturz der Gesellschaft, in der sich einige wenige mit dem für alle bestimmten Futter mästeten; nach seinen gestammelten Andeutungen waren die Empörten schon bereit, den Brand in das üppige Babel hineinzuschleudern. Die Farfalla lachte und sagte: „O die mit ihren Revolutionsplänen! Es braucht sich nur ein Schutzmann an der Ecke zu zeigen und sie laufen alle davon!" worauf auch Riccardo und der Bucklige wie über eine Sache, die sie nichts anging, herzlich mitlachten.

Auf dem Heimwege ging ich durch das Eichenwäldchen, das sich oberhalb der Stadt hinzieht, das aber die Sonne nicht genug ausschließt, um Kühle bewahren zu können. Die Blätter waren so mit Staub bedeckt, daß sie mehr grau als grün aussahen, und in ihrer saftlosen Starrheit glichen sie den blechernen, die man wohl an Totenkränzen sieht. Nirgends war Bewegung, außer daß zuweilen ein Vogel von einem Busche oder Baum zum anderen flog, lautlos, ohne daß der leiseste Ton aus seiner Kehle gekommen wäre. Weit und breit gab es keine Quelle, nicht das kleinste Rinnsal, das man etwa hätte plätschern hören; dieser Wald war wie verflucht vor Jahrhunderten, und der Zauber, durch den er hätte erlöst werden

können, vergessen. An einer Biegung des Weges sah ich einen Haufen Männer auf der Erde lagernd, Tagelöhner der Kleidung nach, augenscheinlich arbeitslose, von denen die Farfalla gesprochen hatte. Sie waren ganz stumm, und doch schien etwas Wichtiges unter ihnen vorzugehen; wie eine Bande Verschwörer kamen sie mir vor, die mit Blicken eine unerhörte That beraten, deren Namen sie nicht auszusprechen wagen. Als sie mich kommen sahen, blickten mich alle mit einem dreisten oder höhnischen Lächeln an und ich fühlte die lange Strecke, die ich in ihrem Gesichtskreise blieb, ihre feindseligen Augen auf mir. Ich setzte mich, als ich entfernt genug war, in eigentümlicher Beklommenheit auf eine Bank und sah durch die spärlichen Bäume auf die Stadt hinunter. Ueber dir, dachte ich, sitzen die Aussätzigen, die Verbannten, die Feinde, und mischen aus ihrem Elend und ihrer Unwissenheit und Verzweiflung einen hitzigen Stoff, um die Stätte ihres Jammers und unseres Glanzes in die Luft zu sprengen. Die Sonne war schon untergegangen und ein blaugrauer Dunst begann sich dick auf die Dächer zu wälzen; vielleicht warteten sie, bis es überall Nacht war, in die sie das Verderben hineinsäen konnten, und sahen dann von hier oben, knirschend vor Lust und Wut, dem Schauspiel zu, wie Hunderte von Palästen donnernd auseinan=

der barsten und als schwarze Trümmer in das feurige Meer stürzten.

Aber die Stadt schlummerte und zechte gemächlich weiter, ja es reifte in derselben Nacht ein kleiner Verschwörungsplan gegen die Arbeiter, dem sie ohne Gegenwehr erlagen. Es galt nämlich die Wahl eines gefährlichen Volksfreundes und Aufrührers zu hintertreiben und einen anderen Kandidaten durchzudrücken, der den herrschenden Kreisen zusagte, und eine Versammlung von einflußreichen Herren, Kaufleuten und Beamten, beschloß, das Volk bei Gelegenheit einer großen Festlichkeit durch reichliche Verschwendung von Wein und leutseligen Worten zu überrumpeln.

Den Vorwand zum Feste gab die Einweihung einer neuen Schule, doch vertraute man weniger auf die dabei gehaltenen Reden, als auf die sich anschließende Lustbarkeit in Zelten und Buden auf einer großen Wiese vor der Stadt. In übelster Laune entschloß ich mich, gegen Abend über den Platz zu gehen, ohne aber, das hatte ich mir fest vorgenommen, an der Bearbeitung der Leute zum politischen Zwecke auch nur im geringsten teilzunehmen. Auch verlautete davon, so weit ich bemerken konnte, nichts mehr, aber ebensowenig von aufrichtiger Fröhlichkeit. Angesichts dieser Festwiese schien es mir auf einmal sonnenklar, warum Gott immer wieder Not und Elend, Elend

und Not auf die Menschen schüttet: denn es war etwas allzu Häßliches, was Freiheit und Genuß aus ihnen machte. Rote, schwitzende Gesichter, Gelächter und Gekreisch, Tabaksqualm und schwere, heiße, stinkende Luft, dazu das Durcheinanderspielen verschiedener Musikbanden als grober Sinnenkitzel — es war, um einen voll Trauer und Ekel an der Menschheit zu stimmen. Ich grollte vor allen Dingen denen, die es angestiftet hatten; einige Herren in schwarzen Röcken, durch Schleifen als Festvorstand ausgezeichnet, bewegten sich unermüdlich zwischen dem Volke, munterten zum Trinken des Weines auf, der aus einigen Fässern umsonst floß, von den reichsten und angesehensten Männern der Stadt gespendet, und schäkerten mit den Frauen und Mädchen, teils aus Berechnung, teils zu eigenem Vergnügen. Einen von ihnen, einen älteren, aber strammen, strotzenden Menschen, sah ich im lebhaften Gespräch mit der Farfalla und anderen, jüngeren Frauen, unter denen auch die kleine Nanni, ihre Tochter, war. Später hörte ich, daß es derselbe war, dessen Fürwort die Farfalla hauptsächlich die Erlangung des Tugendpreises für ihre Tochter verdankt hatte, und dem sie nun in der Weinlaune verrieten, wie es mit dieser Tugend eigentlich bestellt war, und wie viel List und Keckheit die Nanni hatte anwenden müssen, um ihr vorwitziges Früchtchen

unvermerkt über die hochzeitliche Grenze zu schmuggeln. Der alte Herr lachte, daß sein dickes, erhitztes Gesicht und sein Bauch schütterten, und ebenso gewaltsam kicherten die Frauen; ich war überzeugt, ohne eigentlich zu wissen, warum, daß es unanständige Scherze waren, die diese unschöne Lustigkeit erregten. Es war keine Einbildung von mir, daß die Farfalla ganz anders aussah und sich benahm, als sie gewöhnlich und mir gegenüber war; die übertriebene, beinahe gefallsüchtige Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, die hitzige Röte ihres Gesichtes und das aufgeregte Spiel ihrer müden Augen entstellten das Bild, das ich von ihr hatte, und machten sie zu einer widerlichen Fratze, einem listigen, kupplerischen, alten Weibe.

Mir war übel bis in die Seele geworden und ich wollte mich schnell entfernen, als ich im Vorübergehen auf einer langen Bank unter einem ausgespannten Segeltuche Riccardo sitzen sah. Neben ihm und ihm gegenüber am hölzernen Tische saßen junge Männer und Mädchen, alle die Augen auf ihn gerichtet, der eifrig etwas erzählte. So hinfällig wie ich ihn noch vor kurzem gesehen hatte, hatte es etwas Unglaubliches für mich, ihn in solcher Munterkeit hier zu sehen, trotz seiner Hohlwangigkeit beinahe schön mit der blassen Stirn unter den schwarzen Locken und dem anmutig bewegten Munde. In dem Gedränge konnte ich

leicht unbemerkt in der Nähe seines Platzes bleiben und hören, was er sagte: er war dabei, seinen Zuhörern auseinanderzusetzen, in welcher Weise den Menschen das Fliegen ermöglicht werden sollte, worüber er in Zeitungen mochte gelesen haben. Erst sprach er von einigen Versuchen, die bereits angestellt waren und warum sie mißglücken mußten, und bewies, daß er ziemlich gut erfaßt hatte, worauf es dabei ankam; dann ging er dazu über, auszumalen, wie es sein würde, wenn die Kunst des Fluges allgemein unter den Menschen geworden wäre. Dann würden wir nicht mehr durch Staub und Schmutz schleichen und bei jedem Schritt die mühselige Last unseres Körpers empfinden, niemand würde mehr das Gift und die Unreinheit der Straße einatmen müssen, sondern jeder könnte dieselbe Luft trinken wie Vögel und Sterne. Dann würden Schiffe mit großen Flügeln langsam zwischen den Wolken dahergefahren kommen, aus fernen Ländern, voll fremder Menschen und Tiere, und man würde hinauffliegen können, um sie zu begrüßen, und des Nachts würde die Dunkelheit voll bunter Flämmchen sein, die den Flug der späten Wanderer bezeichneten. Wenn einer mit seiner Geliebten allein sein wollte, setzte er sie auf seinen Rücken, breitete seine Flügel aus und trüge sie leise sausend über die Spitzen der Türme und Berge und über Meere weg ins Gewölk.

Und wenn unsere Brust sich erst an das edlere Klima des Luftreiches gewöhnt hätte, würde ein neues Zeitalter der Entdeckungen anheben und mutige Abenteurer würden nach den strahlenden Inseln der Gestirne im Aethermeere steuern.

Gehoben durch seine Mienen, Blicke und Geberden, war die Schilderung so voll Zauber und leibhaftigem Dasein, daß ich die Leute gut begriff, die stumm und gespannt an diesen hübschen, fabelnden Lippen hingen. Was mich am meisten fesselte und rührte, war er selbst, mit dem prachtvoll starken, gewölbten Bau seiner Brust über dem siechen Unterkörper, mit dem warmen, übervollen Herzen und dem zierlichen Kopfe, einer von diesen Vögeln unter den Menschen, die sich nie an den schwerfälligen Erdengang gewöhnen und aus unseren steinernen Käfigen immer hinausstreben in freiere und leichtere Räume. Wie gern hätte ich ihn auf purpurnen Flügeln das Abendrot entlang schweben sehen, einen Veilchenkranz auf dem Kopfe und ein jauchzendes Bübchen auf dem Rücken, das mit winziger Hand nach den sinkenden Rosenblätterwolken griffe. Armer Riccardo! An die Krücke gebunden, auf ein Marterbett unheilbarer Leiden verdammt, an immer offenen Wunden sich verzehrend, war er doch ein Licht, das viele verkümmerte Seelen, aus ihren Sümpfen und Morästen hervorgelockt, irr und

neugierig, in dumpfer Ahnung und Sehnsucht umflatterten.



XIII

Die Herren des Festes erreichten ihren Zweck insofern, als die Wahl in ihrem Sinne ausfiel, denn die Leute, die sich die Leutseligkeit der Herren gefallen lassen und ihren Wein getrunken hatten, wenn auch mit der Brust voll Groll und Erbitterung, glaubten ihnen nun nicht entgegenhandeln zu dürfen. Der Haß war weit größer als vorher, weil das Bewußtsein dazu kam, daß sie erbärmlicher als Hunde, auf ein Pfeifen und hingeworfene Knochen herbeigekrochen waren und sich geduckt hatten; aber er glimmte unterirdisch verstohlen weiter und trat höchstens in Selbstmorden zu Tage oder in Messerstichen, mit denen sie sich untereinander überfielen. So wurde jener Wucherer ermordet, der der Blutsauger der Altstadt gewesen war, und als Mörder wurde eben jener einfältige junge Mensch verurteilt, den ich an Riccardos Lager im Hausflur gesehen hatte. Unter seinen Bekannten war es ausgemachte Sache, daß nicht er der Thäter war, sondern ein Freund von ihm, der Frau und Kinder hatte und in den Schlin-

gen des Wucherers erstickt wäre, wenn er sich nicht in der Verzweiflung gewaltsam befreit hätte. Der arme Schwachkopf, auf dem zufällig starker Verdacht haftete, hatte sich nicht ausreden können und, da es nun so gekommen war, auch nicht wollen; denn da er allein stand, sein Freund aber für Frau und Kind zu sorgen hatte, fand er es natürlich, daß er die Strafe an seiner Stelle übernahm. Ueberhaupt fiel mir auf, wie beiläufig der Mord und die Verurteilung und das freiwillige Opfer des Unschuldigen angesehen und besprochen worden, ja der Mord wurde eigentlich als eine löbliche That aufgefaßt. Auch die Geschworenen hätten den Angeklagten gern freigesprochen, den man als harmlos und gutartig gleich erkannte, während der Ermordete ein hämischer, lasterhafter alter Mensch war, von niemandem geliebt und von vielen gehaßt, und sie verurteilten ihn, da das nicht wohl möglich war, unter Annahme aller erdenklichen Milderungsumstände zu wenigen Jahren Zwangsarbeit.

Riccardo war wieder kraftlos und dazu niedergeschlagen und reizbar. Er konnte fast nichts mehr zu sich nehmen, behauptete aber, daß seine Mutter daran schuld sei, weil sie ihm die Gerichte unschmackhaft zubereite. Täglich hatte er neue Gelüste, und sie machte es immer möglich, ihm zu bringen, was er haben wollte, obgleich er es kaum mit den

Lippen berührte und dann beiseite schob. Dabei erging er sich in kindischen Klagen, daß sie ihm absichtlich nichts Gutes kochte, damit er verhungerte und sie seiner ledig sei. „Das möchte ich freilich“, sagte sie, „denn du wirst mich ganz aufzehren, bis auf das Seegras in deiner Matratze wirst du mich aufzehren.“ „Aber dann werde ich sterben und du brauchst es nicht mehr“, antwortete er. Andere Streitpunkte waren, daß er keine Flicken auf seinen Anzügen dulden wollte, die aber doch nicht zerrissen sein durften, und daß er immer die neuen Strümpfe tragen wollte, anstatt vorher die alten aufzutragen. „Die alten Strümpfe sind so gestopft und geflickt“, sagte er, „daß ich auf Kartoffelschalen zu gehen glaube.“

„Die Wallfahrer zum heiligen Berg gehen sogar auf Erbsen“, entgegnete die Farfalla. „So laß die alten Strümpfe liegen, bis ich wallfahrten gehe“, erwiderte er, und sie: „Wenn du stets die neuen trägst, wirst du bald nur noch alte haben.“ „Bis die neuen alt sind, werde ich keine mehr gebrauchen“, sagte er immer noch im Tone des trotzigen Kindes, so daß man dazu lachen konnte, wenn man auch sah, daß er recht hatte.

Es bemächtigte sich meiner eine Unruhe und ein großer Schmerz, nicht weil ich ihn lieb gewonnen hatte und er sterben mußte, sondern weil

er sterben mußte, ohne jemals glücklich gewesen zu sein. Ich brachte ihm wohl allerlei, was ihn freute, Süßigkeiten, Zigaretten, Blumen, Bücher und Bilder, aber wie hell auch sein Gesicht mir dankte, ich sah doch, daß es zu spät kam, daß es überhaupt nicht das Rechte war, daß er immer das arme kranke Kind blieb, das nie in der Sonne geblüht hatte. Einmal fiel es mir ein, mit ihm spazieren zu fahren, und ich zürnte mir selber, daß ich nicht früher daran gedacht hatte; da konnte sich sein Herz ganz anfüllen mit glänzenden Bildern von Gärten, Palästen, Meer und Schiffen, wie mit Spielzeug, das er in der Einsamkeit um sich her aufbauen könnte. Ich war gerade damals von einem Freunde gebeten worden, unser berühmtes Kinderspital am Meere zu besichtigen und ihm die Einrichtung desselben zu beschreiben, wozu mir auch die Erlaubnis bereits erteilt worden war. Da nun Riccardo als kleines Kind mehrere Sommer dort zugebracht und mir oft wie von einem Paradiese davon erzählt hatte, und da die Fahrt am Meere entlang gerade für ihn überaus anziehend sein mußte, schlug ich ihm vor, mich zu begleiten. Ich hatte die Genugthuung, daß er sich freute, so sehr, daß ich selbst davon überrascht war und beinahe erschrak; er freute sich in einer Neigung seines Herzens zur Freude, in einem unwillkürlichen Wahne, einer Einbildung,

es müßte ihm dort ein dunkles Heimweh gestillt werden, wo er einmal zu Hause war, und weder er noch ich dachten daran, daß er nicht als ein Genesener kam, der mit schwellendem Hochgefühl die Stätte früherer Leiden, nun überwundener, aufsucht, sondern als ein Sterbender, der endlich eingesehen hat und weiß, daß alle Hoffnung vergeblich war, daß er schon damals, ein kleines, unwissendes, hilfloses Kind, zum Martertode verdammt war.

Ein ungeschickter Zufall wollte, daß wir gleich im Beginn unserer Fahrt einem Leichenwagen mit zahllosem Gefolge begegneten, den wir, da wir wegen der zudrängenden Menschenmenge nicht weiterfahren konnten, an uns vorüberziehen lassen mußten. Begraben wurde ein alter, steinreicher Mann, der die Stadt und allerlei fromme Stiftungen mit erheblichen Legaten bedacht hatte und deshalb mit großem Gepränge zu Grabe getragen wurde. Voran gingen Priester aus sämtlichen Pfarrgemeinden in violetten und gelben Gewändern mit Spitzenumhängen, einige pomphaft und würdig, die meisten mit stieren, verschlossenen Gesichtern und schlürfendem Altweibergange. Von den Köpfen der sechs Pferde, die den Leichenwagen zogen, nickten hohe schwarze Federn und schwarzgekleidete Knaben trugen auf Sammetkissen die Orden des Toten. Dann kamen Wagen voll

Blumen, zitternde Haufen von weißem und lila Flieder, weißen Rosen und Kamelien, Hyazinthen und Tuberosen, Ströme von Duft aushauchend, bestimmt, über dem Gebein eines alten Lebemannes zu vermodern, der nach langem Schwelgen an üppiger Tafel voll und schläfrig sich zu Bette gelegt hatte. Riccardo betrachtete die Komödie mit unbefangener Bewunderung, und ich hätte sie mit einem Lächeln abgethan, wenn nicht plötzlich die Musik eingesetzt hätte; auf einen dumpfen, traurig feierlichen Marsch folgte eine süße Melodie, gleichsam die Wonne des Lebens, die klagend, sehnsüchtig, schmeichelnd und sich selber beweinend dem Toten nachschwebte, dessen Sinne sie nicht mehr an sich reißen konnten.

Meine Stimmung veränderte sich mit einem Schlage, ich vergaß, wer dieser Tote hier gewesen war, und fühlte nur die große Klage des Lebens um seine Schönheit und seine Vergänglichkeit und seine Blindheit. Warum, wenn ich schön bin, muß ich vergehen, und wenn ich schrecklich bin, warum bin ich? Ich blieb eine lange Weile in Gedanken verloren, und als ich mich wieder nach Riccardo umsah, bemerkte ich sofort, daß auch seine Stimmung gewechselt hatte; er starrte mit leerem Blick auf die langsam vorbeischreitenden schwarzen Menschen und sagte, als ich meine Hand auf seine Schulter legte: „Wissen Sie, wie es sein wird, wenn

ich begraben werde? Ich werde in einen geschlossenen Wagen geschoben, mit anderen zusammen, denn ich sterbe im Spital, und ein paar häßliche, alte Pferde werden schnell durch Seitengassen mit mir zum Kirchhof laufen, so daß meine Mutter kaum mitkommen kann."

Ich unterdrückte das Jammergefühl, das in mir heraufkroch, und sagte: „Riccardo, wenn du einmal tot bist, werden alle unsere Veranstaltungen wie das Gewimmel in einem Ameisenhaufen für dich sein; aber doch verspreche ich dir", dies setzte ich lächelnd hinzu, „wenn du vor mir sterben solltest, daß wir dich anständig und reichlich begraben wollen, mit einer schöneren Musik als diese, die du dir jetzt selbst aussuchen sollst."

Damit hatte ich wirklich das düstere Bild verscheucht; er lachte vergnügt wie ein Kind und summte mir den Gesang vor, den er an seinem Grabe gesungen haben wollte, der so lautete:

Nicht wie hier in Schmerzen leb ich,
Wenn ich einst gestorben bin;
Unter hohen Geistern schweb ich
Durch den Glanz des Himmels hin.
Leichter als die Lerche flieg ich,
Frei vom engen Erdenkleid,
Wie im Arm der Mutter lieg ich
Eingehüllt in Seligkeit.

Er legte dabei den Kopf zurück und wiegte ihn in entzückter Bewegung leise hin und her, über die bittere Traurigkeit des vorigen Augenblickes weit

hinweggehoben. Vollends als wir in die Nähe des Meeres kamen, lockte Sonnenwärme und Freude die Erinnerungen alles Lieblichen, was er erlebt hatte, wie Blumen ans Licht. Er erzählte mir, wie einmal, als er ganz klein war, eine reiche Dame seiner Mutter erlaubt hatte, ihre Kinder einen Tag lang in ihrem Park spielen zu lassen, und wie er dort einen Hügel ganz blau von Veilchen gesehen hatte und ein Beet, groß wie ein Garten, voll gelber und roter Tulpen, die sich wie wehende Flammen vor dem Winde geneigt hatten. Dann erzählte er, wie er im Meerspital bei der alljährlichen Gründungsfeier ein Gedicht aufgesagt und allerlei Fragen beantwortet hatte und von allen Seiten gelobt worden war; und wie einmal, als er allein wegen seiner kranken Beine auf einem Bänkchen saß, während die anderen Kinder spielten, eine wunderschöne Frau kam, ihn aufforderte, zu sagen, was er am liebsten haben möchte, und ihm auf seinen Wunsch ein Schiffchen schenkte, gemacht wie ein großes, und inwendig angefüllt mit Leckerbissen. Ferner erzählte er von dem kleinen Guido, den seine Mutter in der Kost gehabt hatte, wie bitterlich er weinte, wenn Riccardo die Augen zumachte und spielte gestorben zu sein, und wie er kleine Trompetentöne des Jubels ausstieß, wenn

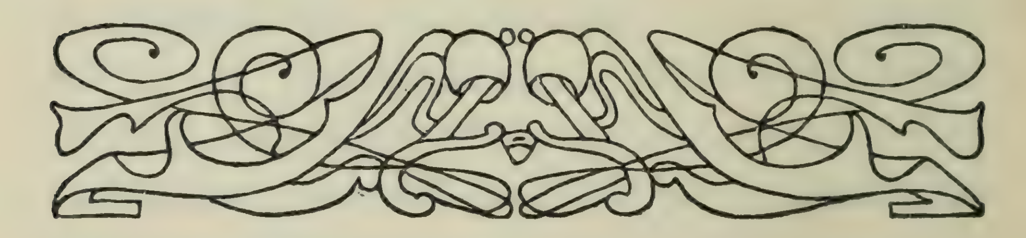
Riccardo wieder lebendig wurde und ihn beim Kopfe nahm und küßte.

Inzwischen hatten wir uns dem Spital genähert und ich machte Riccardo auf das stattliche Gebäude aufmerksam, erwartungsvoll, ob er es wiedererkennen und was er äußern würde. Da geschah etwas Ueberraschendes: im ersten Augenblick schien er erfreut und richtete die Augen groß, forschend auf das Haus und den Garten. Dann ging etwas in ihm vor: sein Gesicht, das sich in der Erregung vorhin gerötet hatte, verlor die Farbe, und ein Ausdruck von Angst, ja von Schauder kam und wuchs, bis er plötzlich, gerade als der Wagen hielt, in Thränen ausbrach. Weinend klammerte er sich an mich und schluchzte heftig: fort! fort! fort! so daß ich, erschrocken, dem Kutscher winkte zu wenden und zurückzufahren. Es ging mir schon eine Ahnung auf von dem, was er durchmachte, und ich suchte ihn zu beruhigen, ohne daß ich fragte; doch sagte er von selbst erklärend unter seinen Thränen: „ich habe so viel dort gelitten, so viel gelitten“, und es brauchte weiter nichts, damit ich alles verstände. Aus dem großen steinernen Hause waren seine Kinderjahre ihm entgegengekommen, graue, leidende Gespenster, hatten ihn angesehen und gefragt: kennst du uns nicht mehr? hast du uns vergessen mit unserem Schmerz und unserer Entsagung und Entbehrung? Wir

haben auf dich gewartet, um dich noch einmal zu grüßen, ehe du auf immer fortgehst. Wir saßen um dich her auf der großen grünen Wiese, wir saßen nachts neben deinem Bette, wir haben alle deine Thränen in unseren tiefen Augen begraben.

Er hatte nun seinen Traum verloren, daß er einmal in dem Garten am Meere glücklich war; vertrieben war er aus dem Paradiese der Erinnerung und stand frierend in der Einöde. Die Erde, die er so lieb hatte, war immer grausam gegen ihn gewesen — ja, das war es, warum er so bitterlich weinte, daß er nicht geliebt wurde von dem unbegreiflichen Wesen, aus dessen Hand die Welten und Schicksale rollen, daß er sich niemals als Liebling in göttlichen Armen hatte ruhen fühlen, obgleich sein Herz warm war und sich keiner Schuld bewußt. Ich verwünschte meinen Einfall, ihn hierhergebracht zu haben, und ballte meine Hände in heftiger Empörung über die Gottheit, in heißem Groll über meine Ohnmacht, sie zu begreifen. Hätte ich das große Geheimnis gewußt, das alle Rätsel löst, hätte ich ihm mit einem schlichten Worte lächelnd sagen können, warum es so sein mußte, und warum es gut so war! Nun fuhren wir stumm den Weg zurück, den wir gekommen waren, an blühenden Bäumen, schimmernden Häusern, an den grauen Bergen vorüber, die in die

gelbe Lichtmasse des Himmels hineinstarrten. Mußte er die Majestät der Natur nicht hassen, die für ihn nur Dornen und Steine getragen hatte und ihn, den Bettler, mit ihrer Schönheit und ihrem Ueberfluß zu verhöhnen schien? Solche Gedanken lagen ihm fern, wie mich ein Blick auf ihn sogleich überzeugte; er sah beruhigter aus und sein Auge hing nicht mehr verstört und geängstigt, sondern freundlich an der Landschaft. Ich faßte wieder Mut, mit ihm zu sprechen, und indem ich ihm versprach, zu versuchen, ob ich ihm die Erlaubnis, an öffentlichen Plätzen und in Wirtshäusern Harmonika zu spielen, erwirken könnte, gelang es mir sogar, ihn etwas heiter zu stimmen. Als er wieder zu Hause auf seinem Bette lag, erzählte er seiner Mutter unermüdlich tausend von mir unbemerkte Dinge, die er gesehen hatte, bis er spät in der Nacht plötzlich wie ein übermüdetes Kind in tiefen Schlaf fiel.



XIV

An einem Oktobertage kam die Farfalla mit einem Brief zu mir, der, in englischer Sprache geschrieben, weder ihr noch ihren Bekannten in

der Altstadt verständlich war. So selten wie die Post dorthin kam, war ein Brief an sich schon ein Ereignis, das ihren Geist in muntere Bewegung gesetzt hatte, und da er aus so weiter Ferne kam, nämlich aus Amerika, war sie doppelt geneigt, zu denken, er brächte das vielbesprochene Glück, den plötzlichen Sonnenaufgang, der alle Nebel zerstreute. In einem unzugänglichen Winkel ihres Herzens saß die Hoffnung fest, daß ihr verschollener Mann noch einmal bedeutend in ihrem Leben werden müsse, vielleicht eine reuevolle Heimkehr mit Säcken voll Gold, eine Hinterlassenschaft, so etwas lag ihr im Sinne; zwar hätte sie das nie, nicht einmal sich selber zugegeben, ja sie verlachte bei jeder Gelegenheit dergleichen alberne Einbildungen, dennoch wußte ich, daß sie jetzt ganz unter dem Zwange einer solchen stand und in der Erwartung zitterte, dieser Brief müßte es bringen, das Wunder kundmachen. In der That betraf er ihren Mann und enthielt die Mitteilung, daß er in dem Spital einer Stadt Nordamerikas todkrank darniederliege, ganz mittellos sei und an seine Familie die Aufforderung ergehen lasse, ihn zu unterstützen, womöglich heimzuholen.

Es war der Farfalla keinerlei Enttäuschung anzumerken, und im Grunde bestätigte sich auch nur, was ihre Einsicht ihr vorhergesagt hatte: so kam es im Leben, das andere kam in den Bü=

chern. Sie selber kannte ja ihren Mann am besten, wußte, daß er nur auf Genuß ausging und durch keinen Antrieb — sei es Ordnungssinn, Sorge für andere, Ehrgeiz oder Ehrgefühl — zu einem haushälterischen Leben bewogen werden konnte; wie es gekommen war, so hatte es kommen müssen; alles andere wäre weniger ein Wunder, als ein Unding, ein Wahnsinn gewesen. Aber das hinderte nicht ein geheimes, lautloses Zusammenbrechen in ihrem Innern. Nach der vorhergegangenen Erregung stieg die Müdigkeit wieder grau und schwer in ihr auf; es war wieder etwas zu Ende in ihrem Leben, häßlich, zwecklos, trostlos ausgelaufen.

Ich fragte, was sie antworten würde. „Nichts", sagte sie; „er hat kein Mitleid mit seinen Kindern gehabt, ich habe keins mit ihm." Ich konnte mich nicht enthalten, zu sagen: „Aber wenn er die Taschen voll Gold nach Hause gekommen wäre, dann hätten Sie ihn aufgenommen?" „Ja", antwortete sie ruhig, „für die armen Kinder; mir hätte er nicht mehr helfen können." Und das war so; Tonnen voll Goldes hätten ihr Leben nicht wesentlich verschönern können. Alle Bedürfnisse nach erleseneren sinnlichen Genüssen hatte sie sich längst abgewöhnt, sie that alle Arbeit mit demselben Ordnungssinn und mit derselben Energie eines stolzen Willens, der das Notwendige ohne

Zaudern thut und gut macht, sie aß viel oder wenig, trockenes Brot oder Leckerbissen ohne Unterschied, sie hatte sich allem angepaßt und schlief auf hartem Holz oder im Bette gleich ruhig und fest.

Unerwarteterweise erklärte die kleine Nanni, ihrem Vater eine Antwort geben zu wollen. Sie hatte den Schmerz nicht vergessen, den ihr Kinderherz erlitten hatte, als der heimlich angebetete Vater auf ihren Brief mit ihrem Bilde nicht ein Wort, nicht ein flüchtiges, hingeworfenes Wort gehabt hatte, und schrieb, ohne sich zu besinnen, mit großen, steifen, deutlichen Buchstaben nieder, was ihr auf der Zunge brannte. „Er wird bis in den Tod nicht vergessen, was sie ihm geschrieben hat", sagte die Farfalla und blickte halb bewundernd auf die zierliche Frau mit dem feurigen Gesicht, das der ungewöhnliche Ernst noch kindlicher als sonst erscheinen ließ. Es wurde mir erlaubt, den Brief zu lesen: „Ich habe Dir einmal geschrieben, als ich noch klein war und glaubte, Du müßtest uns lieb haben, weil Du unser Vater warest. Da hast du nicht geantwortet, obgleich ich kein Geld von Dir wollte, sondern nur ein freundliches Wort. Jetzt bin ich kein Kind mehr und nenne Dich nicht Vater. Wir kennen Dich nicht, wir haben nichts für dich, kein Geld und keine Liebe. Wir sind unserer Mutter Kinder, nicht

Deine. Wenn Du arm und verlassen im Spitale stirbst, so ist es Gottes Gerechtigkeit."

Ich las laut, während die beiden Frauen mich mit weit offenen Augen ansahen und den Eindruck in sich aufnahmen, den das Schreiben machte. Nach einer Pause sagte ich: „Das ist entsetzlich für einen alten, kranken Mann, der in der Fremde stirbt", ohne in diesem Augenblick daran zu denken, wie es mich früher fast hatte ärgern wollen, daß die Farfalla ihren Mann nicht ausdrücklicher haßte und verwünschte. Sie sah mich fest und kalt aus ihren hellen, blauen Augen an und sagte: „Ich werde auch im Spital sterben; aber ich hätte ihm kein böses Wort geschrieben, so wenig wie ein gutes. Seine Tochter hat geschrieben, was sie fühlte, darum soll es stehen bleiben, und er soll es hören."

Auf Riccardo hatte die Nachricht von seinem Vater, den er nur gefürchtet und dessen Verschwinden für ihn eine Erleichterung bedeutet hatte, keinen Eindruck gemacht. Auch geschah gerade jetzt etwas, was die Mitte seines Herzens traf, was ihn unwarf wie eine Mutter der Verlust ihres einzigen Kindes, nämlich der Verlust seiner Harmonika. Als er sich eines Tages wohler fühlte, beredeten ihn ein paar Freunde, die ihn erheitern wollten, mit seiner Harmonika in ein gewisses Wirtshaus zu gehen, wo eine Hochzeit gefeiert

wurde, und sich mit seinem Spiel einige Kreuzer zu verdienen. In vergnügter Stimmung ging er mit, und so bekannt und beliebt wie er war, erntete er denn auch reichlich Beifall und Belohnung. Im Augenblick, als er am Arm eines Freundes glückselig das Wirtshaus verließ, trat ihm ein Polizeisoldat entgegen und fragte, ob Riccardo die Erlaubnis, öffentlich zu spielen, besäße. Riccardo, dem die Möglichkeit einer Lüge oder einer Ausflucht nie in den Sinn kam, sagte nein, er besitze keine; fügte aber bescheiden hinzu, daß er das erstemal in einem Wirtshaus gespielt habe, daß er es nicht wieder thun würde, und bat, ihn zu entschuldigen. Der Polizist, der kaum hörte, was Riccardo sagte, geschweige denn Auge für den Liebreiz und die feine Offenheit seines Wesens hatte, schrieb seinen Namen und seine Wohnung auf und nahm ihm die Harmonika weg, die dem Gesetze nach nun konfiszviertes Gut war. Seitdem lag Riccardo still, die Augen gegen die niedrige Decke gerichtet, auf seinem Bette, ohne zu essen und ohne zu sprechen; es war leer und unheimlich im Zimmer, als ob jemand gestorben wäre. „Sie war die Gefährtin seines traurigen Lebens“, sagte die Farfalla zu mir, „sie blieb immer bei ihm, wenn ich ihn verlassen mußte, ihr sagte er alles, was er fühlte, auch was er mir verschwieg, um mir nicht weh zu thun.“

Sofort war mir eingefallen, daß ich Riccardo versprochen hatte, ihm die Erlaubnis zum öffentlichen Spiel zu erwirken. Du Erbärmlicher, sagte ich zu mir, du kannst ihm Flügel wünschen und ihm Sterbelieder versprechen, aber keine Handvoll Worte sprechen, um ihm ein Stück Brot zu schaffen. Wenn er auch kein einzigesmal Gebrauch von der Erlaubnis mehr hätte machen können, so hätte er doch die Freude des erfüllten Wunsches gehabt. Wenn es ein Lächeln von Lisabellas Lippen gälte, ja dann hättest du die Leiter an die Sterne gelegt, um einen Schmuck für ihr Haupt herunterzuholen; aber wo du einen Tropfen Glücks in dies arme, bescheidene, liebende Herz unter den Strom seiner Thränen hättest mischen können, da warst du vergeßlich.

Jetzt gab ich mir wirklich Mühe, zu erreichen, daß Riccardo seine Harmonika zurückgegeben würde; aber ob ich nicht die richtigen Mittel anwandte oder ob es wirklich so schwierig war, ich drang mit meinem Begehren nicht durch. Ein Polizeibeamter mit vorspringenden, gutmütigen Augen und dunkelrotem Gesicht bewies mir polternd und auf den Tisch schlagend, daß alle Leute in der Altstadt Gesindel seien und daß man mit größter Strenge gegen sie verfahren müßte. Ob es mir gefallen würde, wenn vor jedem Hause Blinde mit Orgeln, Lahme mit Harmonikas, Taub=

stumme mit dem Dudelsack ständen. Sowieso klagte das Publikum beständig über die verfluchten Leierkasten. Wenn man nicht streng auf Ordnung hielte, würden die Hausbewohner, um nicht rasend zu werden, den Bettlern einen Tribut zahlen müssen, damit sie zuweilen eine Pause machten.

Ich bat, in diesem Falle Gnade für Recht ergehen zu lassen und die Harmonika zurückzugeben, da es sich um einen Todkranken handelte und ich mich außerdem verbürgen wollte, daß er ohne Erlaubnis nie mehr öffentlich spielen würde. Der Polizeibeamte murrte, daß eine Harmonika für Todkranke keinen Wert hätte und daß jedenfalls Riccardo selbst kommen müsse; worauf mir nichts übrig blieb, als mich zu bescheiden und unverrichteter Sache fortzugehen.

Wer die Naturgesetze des Schicksals kennte! Einige Seelen scheinen wie Magnete das Unglück an sich zu ziehen, andere das Glück; zuweilen scheint das Uebermaß des Glückes das Unglück herbeizurufen, zuweilen scheinen Glück und Unglück sich zu sondern, und wenn einmal ein Regentropfen gefallen ist, so folgen mehr, Wolken sammeln sich und Tag um Tag stürzt sich die trübe Nässe auf die Erde. Es war jetzt so im Hause der Farfalla; denn nun kam auch noch eine blinde That Carmelos, eigentlich mehr Zufall als That zu nennen, und nahm das Gefühl des Unbescholtenseins, das

bisher der kahlen Armut einen Wert gegeben hatte, daraus weg.

Es soll häufig vorkommen, daß Mörder durch eine verhängnisvolle Anziehungskraft immer wieder zu der Stelle hingezogen werden, wo sie Blut vergossen haben, und das mag auch der letzte Grund gewesen sein, warum Torquato wieder in unserer Stadt erschien, von niemandem im Tageslichte gesehen und erst erkannt, als er leblos, schrecklich zugerichtet, im Straßenstaube gefunden wurde. Er hatte, sowie er angekommen war, seine Schwester Galanta aufgesucht, die ihn aus Angst, er könnte gesehen und dem Gericht ausgeliefert werden, heftig von sich wies und den entstellt und verkommen aussehenden, heimatlosen Mann dadurch aufs äußerste reizte. Daß er ihren Zustand sah, gab ihm den Vorwand, ihre Vorwürfe mit Vorwürfen zu erwidern, wie sich von selbst versteht, nicht aus empörtem Sittlichkeitsgefühl, sondern weil er darin die Ursache ihrer Feindseligkeit gegen ihn sah. Als er nach dem Vater des Kindes fragte, nannte sie Carmelo unbedenklich, der ihr zu gleichgültig war, als daß sie zur Angst um ihn geneigt hätte, und weil sie nicht klar sah, daß Eifersucht, allgemeine Zerrüttung und Verzweiflung ihn in eine Verfassung versetzt hatten, wo er ein Opfer suchte. Er lauerte Carmelo auf, überhäufte ihn mit Beschimpfungen, stieß Drohungen

gegen ihn wie gegen Galanta aus, bis Carmelo, den wütend zu machen es in letzter Zeit weniger als das bedurft hätte, sich auf ihn warf und nach wildem Ringen ihn tötete. Wie besinnungslos und seiner selbst nicht mächtig auch Carmelo gewesen war, ging daraus hervor, daß er, ein durchaus friedfertiger und gutartiger Mensch von Natur, nachdem er seinen Gegner im Handgemenge auf die Erde geworfen hatte, dessen Kopf mit der jähen Kraft eines Rasenden auf das Pflaster schlug und noch an dem Toten seine zerstörende Wut ausließ. Wie wenn er ein Werwolf wäre, hatte er sich plötzlich in ein reißendes Tier verwandelt und gehorchte einer fremden Natur; denn mit einem Male trat eine solche Erschöpfung ein, daß er kaum bis nach Hause gehen konnte und dort augenblicklich einschlief, beim Erwachen aber sich des Vorgefallenen kaum erinnerte.

Sein langes, totenähnliches Schlafen und seine blutige Kleidung hatten die Farfalla, noch ehe er wach wurde, auf etwas Außergewöhnliches, Schreckliches vorbereitet, und sowie Carmelo ihr alles gesagt hatte, sann sie auf Mittel, die Folgen des Unglücks abzuwenden, seine Thäterschaft zu verbergen; aber er im Gegenteil war ungeduldig, sich anzuzeigen, und ließ sich nicht abhalten, es zu thun. Dazu trieb ihn weniger Reuegefühl, als das Bewußtsein der Unfähigkeit, sich gegenüber

dem Gerede, das in der Altstadt entstehen mußte, zu verstellen, hauptsächlich aber das Bedürfnis, alles von sich abzuwälzen, auszuruhen nach der fruchtlosen Quälerei der letzten Monate, andere etwas mit sich machen zu lassen, da er selbst mit sich fertig war, keinen Ausweg aus seiner Verirrung und keinen Weg in ein neues Leben hinein wußte.

In den ersten Tagen weinte er viel, mit dicken, reichlich fließenden Thränen wie ein Kind, nicht Galantas und noch weniger des Mordes wegen, sondern weil er seine Mutter während so langer Zeit in ihrer Not allein gelassen hatte. Er hatte wieder sein breites, aufrichtiges Gesicht mit den Glücksaugen, die jetzt ratlos umherblickten, wie um eine Erklärung zu suchen, warum diese langen, wüsten, schweren Monate hatten sein müssen. Uebrigens empfand er die Haft wie eine Wohlthat; er war wie einer, den ein Fluch wider seinen Willen rastlos umgetrieben, und den plötzlich eine mächtige Hand gefaßt und stillstehen gemacht hat. Abgesehen von einer furchtsamen Verwunderung über die Mordwut, die ihn übermannt hatte, fühlte er keine Reue, noch machte ihm jemand anders, was er gethan hatte, zum Vorwurf. Einzig der Umstand, daß Torquato der Bruder des Jurewitsch war, für dessen Seele zu beten er jeden Sonntag die Gemeinde aufforderte, beun=

ruhigte ihn, aber doch nur wenig. Die Farfalla bekam Erlaubnis, ihn täglich zu besuchen, und ihre Bemühungen, ihn durch tröstlich unbefangenes Geschwätz zu erheitern und in einer zufriedeneren Stimmung zu befestigen, hatten bald Erfolg.

Sie sah jetzt ruhiger und lebendiger aus als im Hochsommer, was ich weniger dem Nachlassen der Hitze zuschrieb, als den vergrößerten Ansprüchen, die von ihren Kindern an ihr Herz und ihre Thatkraft gestellt worden. Fast den ganzen Tag war sie in Bewegung, von einem zum andern eilend und ihre Redegabe erschöpfend, um maßgebende Persönlichkeiten für Carmelo günstig zu stimmen. Dabei war ihr Gang am Abend spät so elastisch wie am Morgen, und man mußte lange und aufmerksam in ihren Augen suchen, um die Müdigkeit zu sehen, die auf den tiefsten Grund zurückgedrängt war.

Eines Nachmittags traf ich sie vor der Kirche, wo ich mich auf die niedrige Mauer, die den Domplatz an einer Stelle einfriedigt, gesetzt hatte, um die Aussicht auf das Meer zu genießen. Indem wir miteinander plauderten, trat das Kirchenweib aus dem Heidenmünster, faßte die Farfalla ins Auge, ging gerade auf sie zu und fragte sie, ohne sich durch meine Gegenwart stören zu lassen, ob sie nach dem Unglück, was Carmelo angerichtet habe, an seiner Statt beichten solle; sie würde es

aus Freund- und Nachbarschaft um die Hälfte des üblichen Preises thun. Die Farfalla lachte belustigt und sagte, da Carmelo längst alles eingestanden hätte, sei das überflüssig; worauf die Alte unbeirrt, mit ruhiger Ueberlegenheit, entgegnete, das Geständnis habe mit der Kirchenbeichte nichts zu thun, die Richter seien keine Priester, und nur die Priester könnten Sünden vergeben. „Ich glaube nicht“, sagte die Farfalla, „daß er dir anvertrauen wird, was auf seinem Gewissen ist; denn du weißt, er kann weder die jungen noch die alten Weiber leiden.“

„Braucht er es denn zu wissen?“ sagte die Alte; „ich beichte nach der Ordnung, nicht zu viel und nicht zu wenig, und werde schon dafür sorgen, daß ich die Absolution für ihn bekomme.“

Ich fragte, ob denn Priester eine Beichte annähmen, die man durch jemand anders ablegen ließe.

„Brauchen sie es denn zu wissen?“ sagte das Kirchenweib und sah mich streng und mißbilligend an. „Ich mache die Beichte und bekomme die Absolution, das ist die Hauptsache.“ Durch diese Erklärung war mir die Sache eher dunkler als klarer geworden; um so mehr wunderte ich mich, daß die Farfalla augenscheinlich weicher wurde. Sie sagte ärgerlich, aber doch, als wollte sie sich damit rechtfertigen: „Ich halte nichts vom Kirchen-

gehen. Wollte ich so viel auf den Knieen liegen und beten, wie die sogenannten Frommen thun, so weiß ich nicht, wie ich meinen Pflichten nachkommen könnte."

„Darum bete ich", sagte das Kirchenweib, „damit die andern ihren Pflichten nachkommen können."

Mehr zu mir als zu der Alten gewendet, sagte die Farfalla: „Ich glaube nicht an den Papst, noch an Christus, noch an die meisten Heiligen, aber an den alten Gott glaube ich, obgleich er nicht gerecht gegen mich gewesen ist; wenn ich wüßte, daß er mich hörte, möchte ich eine Nacht durch beten, damit er Carmelo seine Sünde nicht anrechnet."

„Ueberlaß das mir", sagte das Kirchenweib mit nachdrücklichem Ernst. „Wenn du es lieber willst, werde ich die Heiligen stehen lassen und es mit dem alten Gott allein ausmachen."

Die Farfalla zog Geld aus der Tasche und der Handel wurde abgeschlossen. „Soll ich auch ein Gebet für Riccardo sprechen?" fragte das Kirchenweib, indem sie die erhaltenen Münzen in ein schmutziges Säckchen schob. „Warum?" lachte die Farfalla; „Riccardo hat Zeit genug zum Beten, und außerdem, so lange er auf der Welt ist, keinem Menschen oder Tiere je etwas zu leide gethan."

„Das weiß ich“, sagte die andere, „ich dachte nur, weil er krank ist, könnten wir mit den Sterbegebeten anfangen. Wenn du aber willst, daß wir noch damit warten, so warten wir.“

Die Farfalla schien in diesen Worten nichts Verletzendes zu sehen, vielmehr schloß sie sich der Alten an, da sie denselben Weg miteinander hatten.

Die Sonne war inzwischen tiefer hinabgesunken und über das Meer glitten leise, wollüstige Schauder unter der Strahlenberührung, die sich breit darauf ergoß. Natur und Menschen, alles schien still nur damit beschäftigt, die letzten langen Wellen dieses schönen Tages in sich einzuatmen. Aus dem offenen Portal des Domes traten von Zeit zu Zeit Menschen, die einen Augenblick stehen blieben, sich umschauten und dann langsam weitergingen; unter ihnen war der Jurewitsch, der aber mit gesenktem Haupte sogleich auf die Mauer zuschritt, wo ich saß. Ich erinnerte mich des langen Gespräches, das ich früher mit ihm gehabt, und des Eindruckes, den es auf mich gemacht hatte, und dachte voll Teilnahme an den Schmerz, den der häßliche Tod seines Bruders ihm bereitet haben mußte. Sein schönes Gesicht sah abgespannt und kummervoll aus; er blickte, in Gedanken verloren, ohne mich oder überhaupt irgend etwas wahrzunehmen, über das Meer hinaus. Bedenkend, daß ihm damals mein Anteil willkommen

gewesen war, trat ich auf ihn zu und redete ihn an, der mich denn auch sofort wiedererkannte und meinen Gruß freundlich erwiderte.

Ich sagte, ich hätte in den letzten Tagen oft an ihn gedacht und hoffte, daß der Tod die ärgste Qual gelöst habe und daß er über den Hingang seines unseligen Bruders versöhnt und in Frieden sei. „Nein“, sagte er, „Frieden habe ich nicht und werde ich nie haben, denn jetzt ist alles aus und keine Hoffnung mehr. Er ist verloren, seine Seele ist jenseits der Grenzen, wo unsere Gebete wirken, in den bodenlosen Abgrund gestürzt, um durch alle Ewigkeit zu sinken.“ Er hatte seinen Bruder am Tage vor dem Ende an einer einsamen Stelle des Meeres gesehen, wohin jener ihn bestellt hatte, um Geld von ihm zu erpressen. Er zeigte mir den weißen Kiesstreifen hart am Wasser, wo sie zusammen eine Stunde gegangen waren, nachdem die Sonne untergegangen war, er, den Bruder beschwörend, sich zu Gott zu bekehren, in ein Kloster einzutreten oder sich wenigstens einem anderen Geistlichen anzuvertrauen und dessen Befehl zu folgen, in welchem Falle er ihm alle seine Liebe, Fürsorge und Unterstützung versprach. Als sie unversehens an jene Stelle kamen, wo sie als Kinder zusammen gesessen waren, und Torquato, wenig über ein Jahr alt, zum erstenmal gelacht hatte, fiel es dem Jurewitsch heiß aufs Herz,

wie anders es jetzt war als damals, und er sagte, fassungslos seiner Trauer hingegeben: „Wären wir doch damals im Meere ertrunken, beide Kinder, glücklich und unschuldig.“ Diese Worte mochten eine dunkle Erinnerung in Torquato wecken, ein Anklingen aus der mystischen Traumwelt unbewußter Kindheit; denn es geschah das Unerhörte, daß er in wildes, zorniges Weinen ausbrach. „Es waren wohl keine guten Thränen“, sagte der Pfarrer, „denn er warf sich dabei auf die Erde, knirschte mit den Zähnen und schlug mit den Armen um sich, wie von einem fürchterlichen Krampfe befallen; aber Thränen waren es doch, die ein großer Schmerz losgelöst haben mußte und die mir ein Gefühl gaben, als hätten sie etwas gebrochen und umgeworfen, was zwischen seinem Herzen und Gott gesessen hatte, und als könnte nun noch alles gut werden. Ich warf mich neben ihn in den Sand, umfaßte seine Schulter und rief schluchzend vor Erregung: Torquato! sei mein Bruder! laß uns beten! höre mich! laß uns beten! Einen kurzen Augenblick schien es, als ob er auf etwas horchte oder sich auf etwas besänne, was ihm wohlthäte; aber plötzlich richtete er sich halb auf, stieß mich mit beiden Armen heftig von sich und stammelte: „Pfaff!“ So voll Haß und Abscheu, daß ich einen körperlichen Schmerz davon fühlte und unfähig war, ihn zu-

rückzuhalten, als er von mir fortging.“ Nach dieser Begegnung hatte der Jurewitsch den schrecklichen, bejammernswerten Menschen nicht wiedergesehen.

Ich wünschte durchaus etwas Tröstendes für ihn zu finden und sagte: „Wer will sich vermessen, über Schuld und Unschuld einer Seele zu entscheiden? Wer weiß, welche unsichtbare Geißel Torquatos Willen zum Verbrechen gepeitscht hat? Was die heilige Schrift von der Besessenheit durch böse Geister erzählt, ist vielleicht nicht ganz ein Märchen.“

Er sah mich aus seinen feuchten, liebreizenden Augen groß an und sagte: „Es ist kein Märchen. Gott weiß, wie ich gerungen habe, um den Dämon auszutreiben; ich habe versucht, meinen Willen anzuschwellen, bis ich ohnmächtig wurde, meine ganze Kraft habe ich in Gebeten erschöpft, die wirkungslos wie Seufzer verhallt sind. Entweder das Böse hatte sich allzu fest in seine Seele eingekrallt, oder mir mangelte die Kraft, es zu vernichten.“

Ich betrachtete die liebliche, aber schwache Seitenlinie seines Gesichtes. Das war in der That nicht der Kopf eines reckenhaften Gotteshelden, vor dem das Böse sich scheu verkriecht und der das Widerstrebende zermalmt; in seinen Augen konnte wohl auf Augenblicke das Feuer

einer leidenschaftlichen Seele aufglühen, aber es war nur der Widerschein eines verlorenen Gestirnes, das nicht im Mittelpunkte seines Wesens stand und ihn von dort aus mit wirksamen Strahlen bis in die Fingerspitzen erfüllt hätte.

Ich suchte ihn zu überzeugen, daß Gott den Willen, das Gute zu thun, den er gehabt hätte, dem Gethanen gleich achte; aber er schüttelte traurig den Kopf. „Nein“, sagte er, „das bloße Wollen genügt nicht vor Gott; denn ich hätte nur mehr und standhafter wollen sollen, dann hätte ich auch das Vermögen gehabt. Als er und Galanta noch klein waren, hätte ich anfangen müssen, dem Bösen in ihnen mit Härte entgegenzutreten, unterließ es aber, weil ich fürchtete, sie würden mich weniger lieb haben, wenn ich strenger wäre. Allmählich sah ich dann, daß sie sich ohnehin von mir abwendeten, aber trotzdem faßte ich mir nicht das Herz, sie anzugreifen ohne Nachsicht. Ich habe wie der Königssohn gehandelt, der die Prinzessin nicht erlöste, weil er den Mut nicht hatte, ihr weh zu thun und sie in den Brunnen zu werfen. Ich sah sie wie wahnsinnige Selbstmörder dem Abgrunde zueilen und suchte sie mit sanften Worten zurückzuhalten, anstatt daß ich mich in ihren Weg warf, mit ihnen rang und sie rettete oder mit ihnen stürzte. Nun ist einer verloren und von mir wird Gott seine Seele fordern.“

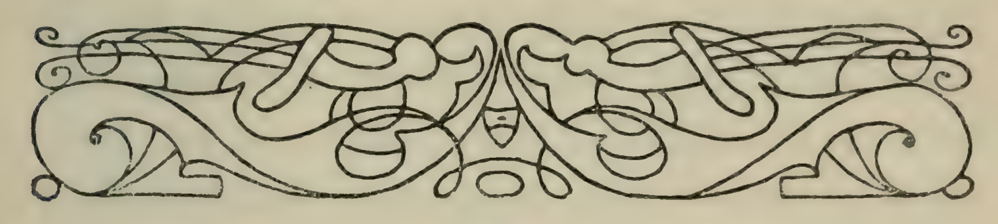
Fast ungeduldig bat ich ihn, sich nicht mit solchen Selbstquälereien zu schaden, zu denken, daß Gott der Herr der Gnade sei und auch den verhärtetsten Sünder nicht in Ewigkeit verdammen würde. Aber es war unmöglich, ihn aus seinem Vorstellungskreise herauszubringen. „Es giebt eine Sünde, die nie verziehen wird", sagte er; „jeder kann wählen zwischen Licht und Finsternis, zwischen Himmel und Hölle, und solange noch ein Funken Licht in einem ist, ist noch Hoffnung. Wer aber frevelmütig das Licht selbst auslöscht, gehört der Finsternis an, und nicht einmal Gott könnte ihn mehr aus dem Abgrund reißen; denn er ist nichts mehr, er ist ein Teil des Nichts, des ewig in die Unendlichkeit Sinkenden." Wie er mich bei diesen Worten, selbst erschrocken, ansah, überlief auch mich ein Grauen, etwa wie wenn ich in weiter Ferne den ersten silbernen Posaunenton gehört hätte, der die Toten vor das jüngste Gericht ruft. Vielleicht war das, was er sagte, Wahrheit; Wahl ist vielleicht die Unsterblichkeit, und immerwährend ringen vielleicht im Geisterreiche Lichtmassen gegen das Leben, während das Erloschene hinabsinkt, schwer und bewußtlos, hinunter ohne Wiederkehr, tot.

Es hatten sich unterdessen allerhand Frauen angesammelt, ältere und jüngere, die ihren Pfarrer ehrfurchtsvoll und neugierig betrachteten, und

von denen eine ein Anliegen an ihn zu haben schien. Kaum hatte er sie erblickt, so nahm sein Gesicht den liebenswürdigen Ausdruck an, und es war sogar Koketterie in dem Lächeln, mit dem er den Gruß der Weiber erwiderte. Nachdem er sich kurz von mir verabschiedet hatte, ging er mit leichten Schritten auf die Frau, die sich ihm schüchtern näherte, zu, wie ein König, der weiß, daß seine Berührung die Gebrechen des Pöbels heilt und seinen Segen gleich Münzen, die ihn nichts kosten, mitleidslos, aber voll Anmut, unter die Bettler wirft; ich hörte seine schmeichelnde Stimme in sanften Wellenbewegungen auf- und niedergehen.

Ich wendete mich nach der anderen Seite gegen das Meer, das jetzt im Dunkeln lag, und dachte über das nach, was der Jurewitsch gesagt hatte. Indem ich mich bemühte, mir Torquato vorzustellen, den ich ein einzigesmal flüchtig gesehen hatte, kam anstatt dessen plötzlich, ohne daß ich es gerufen hatte, Lisabellas Gesicht vor mich, lächelnd, wonnig und makellos. Ich sah mit Deutlichkeit ihre hellen Augen im schwarzen Saum der Wimpern, nicht blau, nicht grün, nicht grau, etwa wie durchsichtiges Regenwasser in gefärbtem Glase; ein Vergleich, den ich häßlich, dumm und geschmacklos fand und doch nicht loswerden konnte. Sie blieben vor mir und ich mußte in sie hinein-

sehen und fragen: bist du eine Seele, die dem Tode geweiht ist? bist du eine Seele, die sich vom Geiste Gottes losreißt, um ohne Spur, eine Lüge des Augenblickes, in toter Finsternis zu erlöschen? Und es war mir, als sähe ich sie selbst, ihren rosigen Leib in das Nichts hinunterstürzen und stände am Rande des Abgrundes, die Hände ringend, und könnte nicht nach, Grausen im Herzen und übermenschliches Mitleid.



XV

Am Allerseelentage war Totenwetter; Wolken und Sturm fegten über die Landstraße, die zum Kirchhof führte, neben den schwarzgekleideten Menschen hin und über die Gräber. Als ich bei früh eingebrochener Dämmerung in die Altstadt kam, wälzte er sich dicht über der Erde wie ein großer Wurm durch die Straßen, vor Hunger und Gier ächzend und schnaufend. Die Farfalla saß mit dem Kirchenweibe am Herde und die letztere sagte: „Jetzt würde der alte Mukerutz sein Haus anbinden, damit es der Sturm nicht umwürfe." Der alte Mukerutz wohnte in ihrer Kindheit unweit des Münsters in einem uralten, wackeligen, kleinen Hause, das er bei jedem Unwetter, aus Furcht,

der Wind möchte es umreißen, mit einem dicken Seil umwickelte und an eine breitstämmige Linde, die noch dort stand, festband. „Ich habe ihn oft gesehen", erzählte sie, „wie er mit einer feuerroten Mütze auf den weißen Haaren aus dem Fenster sah und mit geballter Faust dem Sturme drohte, der an dem Hause zerrte, und laut lachte, wenn der es nicht bekommen konnte." Es wurde leise gesprochen, denn Riccardo lag auf seinem Bett und schlief; er sah so aus, daß man ihn für einen Toten hätte halten können. Am Tage vorher war er auf der Polizei gewesen in der Hoffnung, er würde seine Harmonika zurückerhalten; aber trotz allem, was er vorbrachte, verweigerte man sie ihm. Der Herr, mit dem ich von der Sache gesprochen hatte, war nicht gerade unfreundlich, sondern sagte, bis Riccardo keinen Bettelbrief hätte, könnte ihm das Instrument doch nichts nützen, einen solchen könne er aber nicht eher bekommen, bis einer von denen, die jetzt einen besäßen, stürbe, weil niemals mehr als eine bestimmte Anzahl von Personen die Erlaubnis bekämen. Wenn einer stürbe, sollte er zuerst berücksichtigt werden. Daß Riccardo die Harmonika haben wollte, um für sich allein zu Hause zu spielen, wurde ihm nicht geglaubt. „Was Riccardo mehr als alles andere gekränkt hat", sagte die Farfalla, „ist das, daß der Herr sagte: du sollst

den Brief haben, sowie einer von den andern krepiert; was für Vieh sind wir denn, sagt Riccardo, daß wir nicht sterben wie die anderen Menschen, sondern krepieren! Er würde nicht einmal von einer Katze oder einem Hunde so sprechen."

Das Kirchenweib, auf welches dies keinen Eindruck machte, sagte: „Der erste von den Spielkrüppeln, der sterben wird, ist der Elendgraf; denn ich habe ihn gestern gesehen und zu ihm gesagt: du bist voll, Elendgraf, es geht kein Tropfen Schnaps mehr in deine Kehle! worauf er sagte: ich glaube auch, es ist so weit; den Pfropfen darauf und hinunter in den Keller, die Würmer warten schon." Dann erzählte sie mir, daß der Elendgraf aus einem der ältesten adligen Geschlechter der Stadt stamme und einen vornehmen Namen und die Krone darüber trage, den er, wie er sagte, nicht um eine Million verkaufen würde. Da es seinen Eltern ärmlich ging, ihm aber die Lust an Frauen, Spiel und allerlei Ueppigkeit im Blute lag, machte er Schulden, verschwendete, was er hatte und nicht hatte, bis ihm niemand mehr etwas leihen wollte, dann warf er sich aufs Trinken, und da er eine schöne Stimme hatte und wegen seines edlen Namens die Erlaubnis bekam, fing er an, singend durch die Straßen zu wandern, womit er so viel verdiente, daß er sich täglich betrinken konnte. Jetzt, sagte sie, sei er sehr

alt und so hinfällig, daß er keinen Schritt mehr gehen könnte, ohne von seinem Sohne unterstützt zu werden. „Wenn Riccardo noch ein Weilchen wartet, kann er der Nachfolger des Elendgrafen werden“, sagte das Kirchenweib und nahm Abschied, denn sie mußte noch auf den Kirchhof gehen und auf siebenundzwanzig Gräbern ein Gebet sprechen. Ich fragte die Farfalla, ob sie glaube, daß die schwindlerhafte Alte wirklich bei dem Wetter auf den Kirchhof ginge und im Namen anderer Leute, die sie nichts angingen, siebenundzwanzig Gebete spräche. Aber die Farfalla, obschon sonst nicht leichtgläubig, belehrte mich eifrig, daß das Kirchenweib keineswegs eine Schwindlerin sei, sondern jedes Jahr am Allerseelentage bis in die Nacht hinein auf Gräbern hockte und betete, wofür sie viel Geld bekäme. Es hatte sie manch' einer gesehen, wie sie in der Dunkelheit, einem großen Frosche ähnlich, von einem Hügel zum anderen hüpfte.

Ich hatte mich auf das Fenster gesetzt und sah auf die halbdunkle, verödete Straße hinunter, die der Wind ausgefegt zu haben schien, um Raum für den Triumphzug der Toten zu schaffen. Nur eine Frau kam die Gasse herauf, langsam gegen den Wind ankämpfend; sie hatte einen Teller in der Hand und rief mit abgeschrieener, müder Stimme mehrmals hintereinander: „ein Almosen

für eine arme Seele!“ Es war die Frau des Irrsinnigen, der schon seit Jahren wegen eines Diebstahls im Gefängnisse saß und der nun endlich gestorben war, so daß sie das Geld zusammenbetteln mußte, um ihn anständig in den Sarg und ins Grab zu bringen. „Jeder giebt einen Kreuzer für solchen Zweck“, sagte die Farfalla, „und doch muß sie noch nicht genug bekommen haben; denn sie kommt schon zum drittenmal in unsere Gasse.“ Ich gab ihr ein Geldstück, das sie dem unglücklichen Weibe selbst hinuntertrug; als unten die Hausthüre aufging, hörte ich den Wind hineinfahren und die morsche Treppe schütteln. Die Farfalla trat an die Frau heran, die nach wenigen gewechselten Worten weiterging; der Wind blies so in ihr dünnes Kleid, daß es um sie herumflatterte und die Kälte ihr geradezu die Knochen fassen mußte. „Es ist ein Glück für sie, daß der Mann gestorben ist“, sagte die Farfalla, als sie wieder ins Zimmer trat, „aber sie ist von allem Arbeiten, Darben und Kümmern so schwach, daß sie ihn wohl nicht lange überleben wird.“

Oben an der Ecke wurde jetzt das trübselige Licht in der zerbrochenen Laterne angezündet und der Mann mit der Leiter schob sich so eilig wie möglich dicht an den Häusern die Gasse hinunter. Nach einer Weile ging die Thür des gegenüberliegenden Hauses auf und die Geliebte des Schusters

Bonalma setzte einen großen, augenscheinlich schweren hölzernen Kübel auf die Schwelle. Sie beugte sich, auf den Sturm horchend, mit halbem Leibe aus der Thür vor, blickte herauf, von wo eben ein Schwarm welker Blätter raschelnd in die Gasse hineingefegt wurde, schüttelte sich und trat wieder in das Haus zurück. Die Farfalla erklärte mir, daß ihre Mutter gestorben wäre und daß sie das Wasser vor die Thüre setzte, damit die armen Seelen trinken könnten, wenn sie kämen. „Aber wenn man den armen Seelen zu trinken geben will“, setzte sie hinzu, „muß man roten Wein hinstellen; dazu ist sie zu geizig.“ Ich dachte an das große Gesicht der Frau des Schusters und an ihn selber, wie ich ihn scheu, bleich, verbissen hatte dasitzen sehen, wie einen heimlichen Mörder. Wer weiß, sagte ich mir, ob das junge, üppige Weib nicht übers Jahr als ein blutloser Schatten um die Schwelle flattert und gierig nach irdischem Trunke suchen wird, um sich für eine Stunde Leben anzusaugen.

Die Farfalla sagte, sie möchte wohl ein Lämpchen für die armen Seelen brennen lassen und unterließe es nur, weil Riccardo es nicht dulden wollte. Warum, sagte er nicht, er wäre voll von seltsamen Gedanken, die er nicht ausspreche. Aber übers Jahr würde für ihn eins brennen; ob ich es auch glaubte? Wenn man das eingefallene,

schon jetzt erstorbene Gesicht auf dem harten Kissen sah, konnte man nicht mehr zweifeln, daß es zu Ende mit ihm ging, und ich sagte es ihr, während sie mich mit einem sonderbaren Ausdruck von Spannung ansah, als läge ihr viel daran, daß ich ihre Meinung bestätigte. Es fiel mir ein, wie Riccardo mir erzählt hatte, daß sie auf den heiligen Berg ginge, um von der Madonna seinen Tod zu erbitten, und wie er sie manchmal, wenn sie stritten, argwöhnisch betrachtete und zu fragen schien, möchtest du, daß ich sterbe?

Plötzlich mich nach ihr umwendend, stellte ich die Frage, ob Riccardo recht gehabt und ob sie wirklich ein Gelübde um seinen Tod gethan hätte, die sie augenblicklich, einen festen Blick auf mich richtend, bejahte. Sie mochte mir ansehen, daß ich nicht gerade Abscheu, aber doch ein Befremden empfand, daß eine Mutter den Tod ihres Kindes herbeiwünschen konnte, denn sie fügte nach einer Pause, ohne daß ich eine Bemerkung gemacht hätte, hinzu: „Sie können häufig in den Zeitungen lesen, daß Eltern sich mitsamt ihren Kindern töten, nur um sie nicht Hungers sterben zu sehen. Ihn zu töten, brächte ich nicht übers Herz, und doch weiß ich nicht, was aus ihm werden soll, wenn ich vor ihm sterbe. Den einzigen Wunsch habe ich noch: ihn mit meinen Augen tot zu sehen, dann will ich gern eine Stunde nach ihm sterben.“ Das

war einer der Augenblicke, wo ich sie bewunderte und liebte. Ich sagte, daß ich es für besser hielte, wenn Riccardo in das Spital gebracht würde, wo er in der richtigen Weise behandelt und gepflegt werden könnte. Alle ihre Bemühungen, ihn dazu zu bewegen, sagte sie, wären umsonst gewesen. Sowie sie nur das Spital erwähnte, regte er sich auf in der Erinnerung an die schmerzvollen zehn Jahre, die er dort gelegen hätte; ja neulich hätte er zu weinen angefangen und vorwurfsvoll gefragt, warum sie ihn nicht zu Hause sterben lassen wollte; nun spräche sie nicht mehr davon. Ich versprach das meinige zu thun, um ihn auf gelinde Weise doch dafür zu gewinnen, und zwar sogleich, wenn Riccardo erwacht und allein mit mir sein würde; denn sie mußte nach der kleinen Anetta sehen, die um diese Zeit die Geburt ihres Karnevalskindes erwartete.

Vor einigen Monaten hatte ich die kleine Anetta als Dienerin bei einer Dame meiner Bekanntschaft, die ich als menschenfreundlich kannte, untergebracht, damit sie in einen Kreis von Ordnung und Biederkeit versetzt und dem Einfluß der Fabrikarbeiterschaft entzogen würde. Sie war nicht den ganzen Tag beschäftigt, damit sie vor Einbruch des Abends zu ihren Kindern zurückkehren konnte, und wurde gütig behandelt. Gern war sie nicht darauf eingegangen, denn wie die

meisten Frauen der Altstadt hielt sie die Freiheit überaus hoch, aber da auch der Pfarrer in meinem Sinne wirkte, hatte sie uns schalten und mit sich machen lassen, was wir wollten, ohne zu widersprechen. Die Dame war anfangs sehr für die hübsche, kinderhafte Frau eingenommen, doch klagte sie bald über Nachlässigkeit und Unpünktlichkeit Anettas, die zwar bei jeder Ermahnung heftig erschrak und versprach, alles zu thun, was verlangt würde, es aber am folgenden Tage schon wieder vergessen zu haben schien. Wegen meiner Empfehlung und aus Mitleid mit dem hilflosen Wesen übte die Dame Nachsicht und hoffte auf Besserung, wenn erst die Geburt des Kindes vorüber sein würde. Freilich schüttelte sie bedenklich den Kopf und meinte, der Hauptgrund sei ein völliges Fehlen des Pflichtgefühls; daß die arme, kleine Blonde lauter thörichte Träume im Kopfe hatte von Glückesrausch und ausgelassener Freude, und darüber Glockenschlag, Kehrbesen, Wascheimer und Scheuerlappen vergaß, wollte sie nicht als Entschuldigung gelten lassen.

Als die Farfalla gegangen war, saß ich still am Fenster und dachte an das arme, kleine Leben, das, im Rausch und Fieber einer Ballnacht erzeugt, nun in die sturmkalte, unwirtliche Welt kommen sollte. Der Wind schlich eben nur leise winselnd durch die Gasse, so daß ich deutlich die

schwachen Atemzüge Riccardos hörte und das träumerische Knarren seines Papageis, den er inzwischen von dem in der Fremde verstorbenen Freunde ererbt hatte. Bei uns, dachte ich, sieht man den alabasternen kleinen Amor zierlich auf einem guten, alten Löwen sitzen und mit seinen Pfeilen spielen oder seinen Rücken mit schalkhafter Demut unter einen leichten Frauenschuh beugen. Die wahre Göttin Liebe würde mit einem Tritt ihrer Sohlen das alberne Figürchen zu Staub zertreten. Ich glaubte sie zu sehen — ja da schien ihr großes, weißes Gesicht durch die Dunkelheit der Gasse, breite Brauen über den trauernden Augen und ein Tyrannenlächeln um den grausamen Mund. Trug sie ein Schwert unter dem langen schwarzen Mantel, der schluchzend und rauschend wie ein dunkler Strom über die Steine schleppte? Die Hand, mit der sie ihn auf der Brust zusammenhielt, war eine weiße, volle, erbarmungslose Sklavenbändigerhand. Nun tauchte, wie ich starr auf die Vision hinuntersah, neben ihr wie folgsame Hunde, wildes Getier auf, Panther, Tiger und Hyänen, mit auf die Erde geduckten Leibern und wedelnden Schweifen, mit blanken Zähnen und Augen, die gierig nach allen Seiten schillerten, die gräßliche Meute der großen Jägerin. Ihr unerbittliches Auge sieht gleichgültig auf die gehetzten, blutenden Menschen, die jammern, kämpfen, sich winden und ver-

zweifeln und immer wieder auf und weiter müssen, aufgeschreckt von den mordlustigen Tieren, und ihr herrischer Mund lächelt müde, wenn sie die Arme gen Himmel ringen und ewig ferne Götter und Heilige um Hilfe anflehen.

Ich hatte eine lange Weile gesessen und geschaut, als Riccardo aufwachte, mich anrief und zu mir selbst brachte. Ich hatte einige Kleinigkeiten mitgebracht, von denen ich wußte, daß sie ihm Freude machen würden, und sagte wie gewöhnlich, Lisabella schicke sie ihm. „Ich habe eben von ihr geträumt“, sagte er; „ich war auf dem Kirchhof und suchte ihr Grab, denn im Traume war sie tot, da sah ich plötzlich mitten auf einem kahlen Hügel das Kirchenweib sitzen mit ihrem langen Rosenkranz in der Hand. Ich fragte: für wen betest du? und sie sagte: für Lisabella; als ich aber eben fragen wollte, warum das Grab so kahl wäre, war es nicht mehr die Alte, sondern Lisabella, weiß wie ein Engel und mit feurigen Flügeln, die hatte den Kopf auf eine Hand gestützt und lächelte mich an.“ Er sah froh aus, als ob ihm ein Glück begegnet wäre, und ich gewann es nicht über mich, ihm eben jetzt vom Spital zu sprechen, da doch sicherlich noch Augenblicke genug kamen, wo er ohnehin traurig sein würde.

Als ich in tiefer Dunkelheit durch die men-

schenleeren Gassen heimging, umsausten mich im Winde unsichtbare Scharen von Toten, die die kurze Frist ihrer Freiheit benützten, um sich in das geliebte Leben einzudrängen. Wie Schwärme von Eintagsfliegen wogten sie um die matten Lämpchen, die für sie brannten, und um die Schwellen, die sie nicht überschreiten konnten. Der Sturm trug ihren sehnsüchtigen Chor: Nimm uns Tote wieder, o Leben! Hüll' uns Tote in dein Licht, o Leben! Küß uns Tote mit deinen wilden Küssen, berausche uns mit deinen schimmernden Thränen! Setz uns deinen Rosenkranz auf, o Leben, wenn auch die Rosen verblühen und die Dornen uns blutig ritzen! Setz uns deine Dornenkrone auf, o Leben, wenn auch nur eine Rose zwischen den Dornen aufblüht und uns duftet aus ihrem tauigen Kelche!



XVI

Es gelang mir doch leichter, als ich gedacht hatte, Riccardo zu überreden, daß er sich ins Spital führen ließe, und zwar deshalb, weil er gerade jetzt, dicht vor seinem Ende, neue Hoffnung schöpfte, nicht nur zu leben, sondern gesund zu werden, und annahm, daß das im Kranken-

hause schneller von statten gehen würde. Einen gewissen Anhalt seiner Hoffnung sah er darin, daß die Wunden in seinem kranken Bein sich geschlossen hatten, was seine Mutter im Gegenteil als ein schlimmes Zeichen betrachtete. In früherer Zeit pflegte er regelmäßig an das Meer zu gehen und dort an einer versteckten Stelle das Bein zu waschen und nach der im Spital empfangenen Vorschrift zu behandeln; denn nicht einmal seiner Mutter hätte er gestattet, die Wunden zu sehen, die nur dem Arzte, der ihn operiert hatte, vor Augen gekommen waren. Während des heißen Sommers hatte er sich zu kraftlos gefühlt, um in gewohnter Weise damit fortzufahren, und das war nach der Meinung der Farfalla die Ursache, warum die Wunden sich geschlossen hatten und die Krankheit nach innen getreten war. Zuweilen schien es mir doch, als wüßte er klar, daß er sterben sollte, aber sei es, daß das nur blitzartig aufzuckende Gefühle waren, oder daß er es unwillkürlich zurückdrängte, er machte keine darauf bezügliche Aeußerung mehr. Als ich mit einem Wagen kam, um ihn abzuholen, packte seine Mutter einige Kleinigkeiten, die er mitnehmen sollte, in ein Bündel, und er selbst war unruhig beschäftigt, die Habseligkeiten, die er zurückließ, in guter Ordnung zusammenzulegen. Schwer wurde ihm der Abschied von seinen Tieren, besonders weil Carmelo

nicht mehr da war, der sie gehegt und gepflegt hätte, und er seiner Mutter darin nicht traute. Er bemühte sich aber, augenscheinlich meinetwegen, nichts davon merken zu lassen, und gab dem Papageien, der laut und grell sein Addio krähte, keine Antwort. An der Thür blickte er noch einmal zurück, und da er in einer Ecke des Zimmers seine Krücke lehnen sah, bat er seine Mutter, sie an sein Bett zu stellen, wo immer ihr Platz gewesen war. Sie willfahrte seinem Wunsche, machte es aber nicht ganz so, wie er haben wollte, denn er errötete vor Aerger und Ungeduld und sagte gereizt: „An das Kopfende, Mama, wo sie immer gestanden hat! Da will ich sie holen, wenn ich wiederkomme.“ Es war ein trüber, regenschwerer Tag, Wolken, Vögel und Menschen bewegten sich schläfrig durch die feuchte Luft; langsam, wie ich es dem Kutscher anbefohlen hatte, fuhren wir unter dem Triumphbogen hindurch. Nur ein einziges rotes Blatt saß noch wie ein Blutstropfen an den schlaff herunterhängenden Ranken des wilden Weines, der daran wuchs; es sah aus, als schlügen Peitschenstränge an das Wagenfenster, indem wir vorbeikamen. „Wenn ich wiederkomme, werden sie grün sein“, sagte Riccardo und sah mit herausforderndem Lächeln seine Mutter an, die keine Erwiderung fand.

Der dem Krankenhaus, in das Riccardo ge-

bracht wurde, vorstehende Arzt war ein sympathischer Mann; es wurden dorthin meistens nur solche Kranke gebracht, für die wenig Hoffnung mehr auf Heilung war, und ich weiß nicht, ob er jemals bedeutende Kuren gemacht hatte; aber er war höchst gutmütig und verständig, erfaßte die Menschen mit einem Blicke innen und außen und behandelte sie, ohne sich viel Rechenschaft darüber abzulegen, dementsprechend, so daß sie sich wohl und zu Hause bei ihm fühlten und die Bitterkeit des heimatlosen Sterbens weniger fühlten. Während er Riccardo flüchtig untersuchte, sichtlich bemüht, ihm überflüssige Schmerzen zu ersparen, denn er mochte gleich gesehen haben, daß hier nur noch das Ende der Auflösung zu erwarten war, plauderte er munter mit ihm, ließ sich seine Krankheitsgeschichte erzählen und zuletzt streichelte er ihm freundlich die schwarzen Locken und sagte: „Nun sollst du das letztemal in unsere Hände gefallen sein. Halte dich noch einmal so brav, mein Junge, damit du gesund wirst; dann trinken wir ein volles Glas miteinander und du kehrst mir den Rücken und siehst keinen meinesgleichen wieder!“

Als er mit mir und der Farfalla allein war, sagte er, daß er ihr keine Hoffnung machen könne. „Schade“, fügte er gutmütig hinzu, „um einen so

guten Jungen, mit solcher Brust und solchen Lungen!“

„Werden Sie denn nichts mehr thun, um ihm zu helfen?“ fragte die Farfalla bittend, worauf er freundlich antwortete: „Das werde ich, aber Ihr müßt keine Hoffnungen daran knüpfen. Gönnen wir dem armen Jungen nach so viel Leiden seine Ruhe.“

Die Farfalla war, während alles dies vor sich ging, in einer Spannung und Aufregung, die sie zu beherrschen suchte, die ich ihr aber leicht aus den Augen ablas. Trotzdem sie den Arzt gebeten hatte, auch jetzt noch nichts unversucht zu lassen, was retten könnte, zitterte sie im Innersten davor, daß die Todesnähe vorübergehen könnte, und das nicht nur aus dem Grunde, den sie mir angegeben hatte, sondern weil sie die Last nicht mehr tragen zu können glaubte; sie wünschte seinen Tod, um frei zu sein von der täglichen Angst, ob sie die Bedürfnisse des Kranken würde erfüllen können. Es mußte sich nun entscheiden, was sie Tag für Tag und Jahr für Jahr erwartet hatte, es handelte sich um das allerwichtigste in ihrem Leben, ob Gott die Bürde, mit der sie sich beinahe ein Menschenleben lang geschleppt und gequält hatte, von ihr weg in die eigenen allmächtigen Hände nehmen würde. Sie hatte oft gesagt, wie viel leichter sie es haben würde,

wenn Riccardo nicht wäre; wahrscheinlich hatte sie eine unklare Vorstellung vom Ausruhen, von dem Stillstehen eines Triebwerks, das sie rastlos marternd mit sich zog, so lange sie wußte, daß er zu Hause auf dem Bette lag und fragte: was hast du mir mitgebracht, Mama?

Sie kam zweimal täglich, ihn zu besuchen, auch die kleine Nanni und allerlei Frauen und Freunde aus der Triumphgasse kamen, nur der Bucklige erklärte der Farfalla, daß er es nicht vermöchte, Riccardo sterben zu sehen, sondern saß zu Hause an seinem leeren Bett und weinte. Es machte für Riccardo auch wenig Unterschied, ob sie kamen oder nicht, denn sein Denken und Fühlen hatte sich ausschließlich auf seine Mutter gerichtet. Im Gespräch mit andern verlor er bald den Faden und fragte, mit dem Blick eines verirrten Kindes sich umsehend: Wo ist Mama? Wann kommt Mama? Und kam sie, so that er zwar die Frage, ob sie etwas mitgebracht hätte, schenkte aber dann den Blumen und Erfrischungen, die sie vor ihn hinstellte, keine Beachtung, sondern war zufrieden, wenn sie ihn ein wenig aufrichtete und er den Kopf an ihre Schulter legen konnte.

Ich gab mir auch jetzt noch Mühe, Riccardo seine Harmonika wieder zu verschaffen, fand aber den Polizeibeamten, mit dem ich schon einmal von der Sache gesprochen hatte, nicht in günstiger Stim-

mung. Er erinnerte sich der Umstände nicht mehr genau, nannte meine Teilnahme Leichtgläubigkeit und Mangel und Sachkenntnis, geriet in Eifer und rief, mit der Faust auf den Tisch schlagend: „Aufhängen! Aufhängen sollte man sie allesamt! Man macht zu viel Federlesens mit diesen Leuten! Sie sind alle Trunkenbolde, Diebe, Räuber und Mörder, und die es nicht sind, sind Ausnahmen und bestätigen die Regel!" Ich that einen glücklichen Griff, indem ich, ohne seine Behauptung anzufechten, die Leute mit ihrer Dummheit und Unwissenheit entschuldigte; denn nun kam er auf die Priester zu sprechen, die an allem schuld wären, indem das Volk in der Kirche, wo es sich auf den Bänken räkelte und sinnlosen Firlefanz angaffte, sich zur Faulheit gewöhnte und durch das Beichtwesen völlig zum Sündenschlendrian erzogen würde. Da sein Zorn nun abgeleitet war, hatte er offeneren Sinn für meine Schilderung Riccardos, ja die runden Augen wurden ihm naß vor Rührung, und ich bekam Erlaubnis, die Harmonika ohne weiteres mitzunehmen.

Als ich sie Riccardo aufs Bett legte, lächelte er zwar, als ob er sich freute, schien aber keine klare Vorstellung mehr damit zu verbinden; auf meine Frage, ob er nicht spielen wollte, sah er mich groß und forschend an und sagte: morgen. Auch für Lisabellas Namen war er nicht mehr empfäng-

lich; obwohl er hörte, was ich sagte, horchte er doch darüber hinaus, als hätte er schon angefangen, Erdensprache und Erdentöne zu verlernen. Die Verwandten und Freunde hatten ihn gebeten, zu sagen, ob er sich keine Erquickung wünschte, es möchte so teuer sein, wie es wollte, und er hatte Champagner genannt, den er noch nie in seinem Leben getrunken hatte; aber als man ihm das schäumende Glas an die Lippen führte, wandte er den Kopf weg. Am letzten Tage beklagte er sich, daß es so dunkel im Saal sei, und daß, sowie er allein wäre, ein großer, schwarzer Priester an sein Bett käme und, so viel er auch mit den Händen wehrte, sich nicht verscheuchen ließe; doch war er, wie sich von selbst versteht, weder je allein, noch gab es einen Priester im Krankenhause. Er starb ohne Kampf in den Armen seiner Mutter, die ihn, wie er es liebte, halb aufgerichtet umfaßt hielt, die er aber nicht mehr wahrnehmen konnte. „Wo ist Mama?“ fragte er, und wenn sie ihm sagte: „Hier bin ich, Riccardo“, blieb er einen Augenblick ruhig, um dann wieder zu fragen: „Wo ist Mama?“ Kurz ehe er einen letzten, tiefen Seufzer that und verschied, gingen seine brechenden Augen noch nach der Thür, durch die sie zu ihm einzutreten pflegte.

Sie war noch in derselben Aufregung, die sich ihrer, seit Riccardo im Spital war, bemächtigt

hatte, und wozu sich noch eine fast unerträgliche Abspannung gesellt hatte. Ihre Augen waren trocken und fiebernd, sie äußerte kein Wort des Schmerzes, blieb überhaupt keinen Augenblick ruhig, sondern beschäftigte sich mit den Vorbereitungen des Begräbnisses. Von mir erbat sie sich ein altes Hemd, um den Toten damit zu bekleiden, einen alten Anzug aber, den ich ihr anbot, schlug sie aus; denn, sagte sie, er hätte nie einen neuen gehabt, so lange er lebte, so sollte er wenigstens im Tode einen tragen. Mitten unter diesen Zurüstungen bethätigte sie sich noch fortwährend für andere; so lange Riccardo lebte, hatte sie oft den Krankenpflegerinnen beigestanden und mit ihrer Kraft und ihrem praktischen Sinne sich nützlich erwiesen; jetzt beschäftigte sie ein alter, etwa gleichzeitig mit Riccardo verstorbener Mann, der keine Angehörigen zu haben schien — wenigstens bekümmerte sich niemand um ihn — und keinen Kreuzer zurückließ. Es ließ ihr keine Ruhe, daß der Alte ohne Schuhe in den Sarg gelegt werden sollte. „Soll er darum, weil er ein Bettler war und nichts auf Erden besessen hat, auch auf bloßen Füßen in den Himmel gehen?“ sagte sie und veranstaltete unter den Frauen der Altstadt eine Sammlung, zu der jede einen Kreuzer beisteuerte und mit der ein Paar der für diesen Zweck üblichen Schuhe gekauft wurden.

Endlich lag Riccardo so gekleidet, wie sie es für gut fand, im Sarge, auf dem Kopfe einen Kranz von roten und weißen Rosen, aus steifem Stoff gefertigt, der fratzenhaft grell über dem hageren, feierlichen Totengesichte saß. „Er sieht aus wie ein Bräutigam“, sagte sie zufrieden, während ihre Augen mich erschöpft, verschmachtet, fast entseelt ansahen.

Wie ich es Riccardo versprochen hatte, sang über seinem Sarge ein Chor von Knaben das Auferstehungslied:

> Nicht wie hier in Schmerzen leb ich,
> Wenn ich einst gestorben bin,

das er sich während jener unglücklichen Spazierfahrt ausgewählt hatte. In die hellen Stimmen hinein glaubte ich sein schwaches Singen von ferne tönen zu hören, und zu sehen, wie er, entzückt und hingerissen von der Musik, den Blick nach oben wendete und selbstvergessen den Kopf wiegte. Ob er jetzt vor dem großen Triumphthor des Paradieses steht, immergrüne Zweige winken sieht und denkt: ich bin zu Hause! Es hatte mich innige Rührung und auch Weh ergriffen und ich sah mich bedenklich nach der Farfalla um, ob der Eindruck nicht allzu stark für sie wäre, da sie das Lied doch auch von ihm hatte singen hören müssen; aber sie stand in völliger Abwesenheit des Geistes da, mit demselben abgespannten Gesicht, in dem nicht einmal

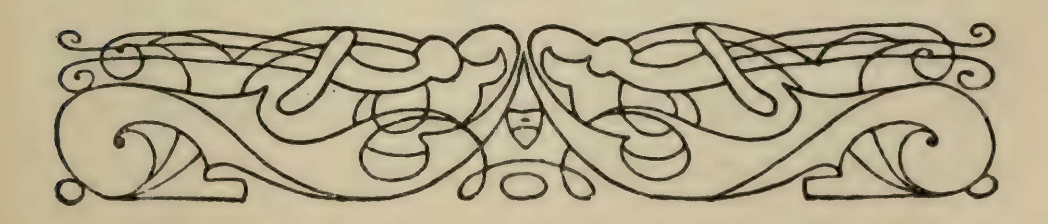
die Augenlider zitterten. Als nun die kurze Feier vorüber war und der Sarg aufgenommen wurde, sah ich etwas Merkwürdiges: die Farfalla, die vor einem Kranz von Cypressen mit weißen und lila Astern stand, griff schnell und wie verstohlen nach einer der Blumen und pflückte sie; erst als sie sich nahe dem Ausgang der Kirche befand, schien sie sich auf etwas zu besinnen und ließ die Blume fallen; sie hatte sie vermutlich Riccardo mit nach Hause bringen wollen.

Auf dem Rückwege vom Kirchhof gingen wir schweigend nebeneinander her; ihre Erschöpfung war so groß, daß sie gewiß zusammengebrochen wäre, wenn man sie angerufen und darauf aufmerksam gemacht hätte. Vor einem kleinen Gewölbe in der Altstadt blieb sie stehen und sagte, daß sie Oel auf ein Lämpchen kaufen wollte, das von nun an beständig für Riccardo brennen sollte. Ich wunderte mich, daß eine sonst so vorurteilslose Frau diese überflüssige Ausgabe machen wollte, und riet ihr vor allen Dingen, sich die Ruhe zu gönnen, die sie so nötig hätte; worauf sie sagte: „Als meine Kinder noch klein waren, hatte ich oft nur wenig Geld, wenn ich abends nach Hause kam, und pflegte zu ihnen zu sagen: seht, hier sind zehn Kreuzer, was wollt ihr, daß ich dafür kaufe, Brot oder Licht? dann riefen sie einstimmig: Licht! Licht! und ich ging und holte für zehn

Kreuzer Petroleum für die Lampe. So will ich es auch jetzt machen und Licht für Riccardo, statt Brot für mich kaufen."

Sie erzählte mit demselben anmutigen Lächeln, das alle ihre Geschichten begleitete, aber es schlotterte jetzt jämmerlich über dem grauen, eingesunkenen Gesichte. Es gelang mir, ihr Brot zum Oel hinzu aufzudringen, aber ich hatte den Eindruck, daß sie nur aus körperlicher Schwäche nachgab.

Auf dem Heimwege verteilte ich alle Münzen, die ich bei mir hatte, an die schmutzigen kleinen Straßenkinder, von denen einige schon schläfrig auf den Steinen hockten, während andere noch unermüdlich mit großen Augen und stolpernden Beinchen ihre Spiele spielten. Vielleicht haben sie auch kein Licht zum Ersatz für die Sonne, die nun untergeht, und ducken sich mit ihrer Brotkruste und bang klopfendem Herzen traurig in die Dunkelheit der niedrigen Kammern, dachte ich; wurde aber auch nicht böse, als einige von den kleinen Schelmen sogleich unter Jubelgeschrei mit ihren Kreuzern in das nächste Gewölbe liefen, um Kandiszucker oder Johannisbrot zu kaufen.



XVII

Es giebt Menschen, die sich auf Großherzigkeit verstehen, aber nicht auf Demut, Königsnaturen, denen die Gebärden der Gnade anstehen, die aber ungelenk und störrisch sind, wenn sie die Kniee beugen sollten. Gerade unter den Armen finden sich häufig solche, so daß man glauben könnte, es wären Seelen, die bei ihrer großen Wanderung einen Fürstenthron verlassen hätten und jetzt im Gewande des Elends nachtwandlerisch, unter dem Traumzwange längst vergangener Vergangenheit, sich die armseligen Fetzen vom Leibe rissen, um sie lächelnd und nachlässig, als schöpften sie aus unversiegbarem Ueberfluß, Aermeren zu reichen. So war Galanta, die ihren Pflegebruder, den Pfarrer, im Grunde nur deshalb gehaßt hatte, weil die Reinheit seines Gemütes, die Feinheit seiner Sitten, seine höhere Bildung und schließlich sein priesterliches Amt, was alles ihr Anerkennung und sogar eine gewisse Bewunderung einflößte, Unterordnung von ihr zu fordern schienen, wogegen sie sich andererseits im dunklen Gefühl ihrer kraftvollen Persönlichkeit gerade ihm gegenüber aufbäumte. Carmelo stand ihr zwar in dieser Rücksicht überall gleich, und doch, da er ein ehrlicher Mann war, sie aber wegen des Lebens, das sie geführt hatte, nicht als ehrlich galt, hätte sie

ihm Dankbarkeit geschuldet, wenn er sie geheiratet hätte, und eine solche Last auf sich zu nehmen, sträubte sich ihre unbändige Natur. Jetzt, da er ein Sträfling geworden war, hatte sich ihre Stellung zueinander verschoben, so daß man fast sagen konnte, sie ließe sich zu ihm herab, wenn sie seine Frau würde. Das war es eigentlich, warum sie plötzlich entschlossen war, ihn zu heiraten, um jeden Preis, ohne zu bedenken, was daraus werden könnte; das Mitleid war in ihr aufgewallt und zugleich der Drang, augenblicklich zu trösten und zu helfen. Auch sagte sie sich, daß sie selbst einen großen Teil der Schuld an seinem Unglück trüge, und fühlte die Verpflichtung, wieder gutzumachen und ihn zu entschädigen; aber die Hauptsache war doch, daß er im Unglück war und daß sie beglücken konnte. Es störte sie durchaus nicht, daß Carmelo ihren Bruder getötet hatte, denselben Menschen, dessen Leben sie lange Zeit geteilt und dem sie auch Verwerfliches zuliebe gethan hatte; denn gemischter Gefühle war sie nicht fähig, und da sie einmal angefangen hatte, sich in Gegensatz zu ihm zu setzen, kam sie dazu, ihn zu hassen, doppelt vielleicht, weil sie sich von der Macht seines bösen Willens hatte beeinflussen lassen, und sein Tod stimmte sie keineswegs versöhnlich. Das Gefühl, die Schenkende zu sein, lehrte sie sogar schnell die Kunst, sich zu demütigen und mit Hingebung zu

bitten; denn Carmelo wollte zunächst nichts von einer Heirat mit Galanta wissen, so sehr war er in seine Niedergeschlagenheit und Reue gegen die Mutter vertieft, und sie mußte sich seine Einwilligung wie eine Bettlerin erflehen.

Auch der Jurewitsch war inzwischen ein Gefallener geworden, der Mitleid und Liebe brauchte; als nun um die Weihnachtszeit das ersehnte Kind geboren wurde, entschloß sich Galanta im Hochgefühl ihres stolzen Glückes, den Pflegebruder zu bitten, daß er die Taufhandlung vollzöge. Der Jurewitsch hatte bei den Gerichtsverhandlungen gegen Carmelo, wo er als Zeuge erscheinen mußte, das Publikum durch seine schmeichelnde Stimme und sein edeltrauriges Gesicht bezaubert, seinen Vorgesetzten hingegen hatte die nahe Verwandtschaft mit einem Menschen wie Torquato, die er mehr betonte, als nötig gewesen wäre, nicht gefallen. Dazu kam das Gerede, daß er der Vater von Anettens kürzlich geborenem Kinde, ja vielleicht auch von jenem anderen wäre, das gleich nach dem jähen Tode ihres Mannes zur Welt kam, vor allem aber die Unbeliebtheit des hochmütigen jungen Priesters, der mit dem Auswurf der Altstadt zusammenhing und mit seinesgleichen, ja mit Höherstehenden im Tone fremder Herablassung verkehrte. Gerade weil das Volk von der Sittlichkeit der Priester so schlecht dachte und denken

durfte, war es der Geistlichkeit ärgerlich, wenn einer öffentlichen Anstoß gab, und eine Gelegenheit, zu zeigen, wie ernst es ihnen mit den ihrem Stande auferlegten Pflichten war, wurde bisweilen gern ergriffen. So kam es, daß der Jurewitsch nach einem kleinen, entlegenen Bergdorfe versetzt wurde, was einer Verbannung gleichkam oder, man könnte fast sagen, einem Lebendigbegrabenwerden; denn der Entfernte wurde wohl dort vergessen, vergaß sich am Ende selber und wurde ein bewußtloser Bestandteil der stillen Einsamkeit. Uebrigens war er weder über das Unrecht, das ihm geschah, traurig, noch über die Trennung von seiner Gemeinde; denn er zweifelte nicht daran, daß er dort wie hier Herzen an sich locken und Augen voll Bewunderung und Schwärmerei auf sich gerichtet sehen würde. Auch kam ihm das willig erduldete Martyrium wie ein Opfer vor, das Gott zur Sühne für seinen Bruder annehmen würde, so daß er doch vielleicht auch jetzt noch etwas zur Rettung dieser armen Seele thun könnte.

Als er in der Weihnachtsnacht Messe las, drängten sich noch mehr Menschen als sonst in die Heidenkirche, um ihn zu sehen. In der ganzen Altstadt herrschte ausgelassener Festjubel trotz des feuchtschmutzigen Wetters; Harmonika- und Mandolinenklänge zogen wie glitzernde Silberfäden durch die krummen, schwarzen Gassen, die ein Strom

von Gelächter, Geschrei und Gesang, bald lauter, bald gedämpfter, rauschend erfüllte. Beim Näherkommen war es häßlicher: wenn die Thüren der zahlreichen kleinen Wirtshäuser sich aufthaten, um ein- oder auszulassen, quoll heiße, verdorbene Luft zusammen mit Gläsergeklirr und heiserem Brüllen hervor, oft wurde einem der Weg durch Betrunkene verstellt, die Arm in Arm taumelten und mit widerlich kippenden Stimmen sangen. Da es unter diesen Leuten üblich war, nachdem sie in den Wirtshäusern gezecht hatten, zur Mitternachts- und zur Frühmesse in die Kirche zu gehen, standen Polizeisoldaten am Portale des Domes, um solche am Eintritt zu verhindern, die augenscheinlich Unfug treiben wollten, wodurch es zu lautem Wortwechsel, ja zum Handgemenge und rohen Auftritten an der Kirchenthür kam; aber es gelang trotzdem nicht wenigen Unbefugten, sich einzudrängen.

Ich kam über den Domplatz und blieb in der kleinen Vorhalle stehen, wo nur wenige Menschen waren, und von wo ich zwar nicht in das Innere der Kirche hineinsehen, aber die Musik hören konnte und den freien Blick auf den unruhigen, schwarzen Himmel und den feuchten Mond hatte, der unberührt in unerreichbarer Ferne jenseits des fliegenden Gewölkes ruhte. Nicht weit von mir, eingepreßt in das Gedränge, sah ich das liebe Gesicht der kleinen Anetta, die vor einigen Tagen jene

Dame, bei der sie nach der Geburt des Kindes wieder eingetreten war, hatte wegschicken müssen. Sie war an einem Sonntage und dem darauffolgenden Montage ohne weiteres ausgeblieben, aus keinem anderen Grunde, als um einmal wieder frei und vergnügt zu sein. „Wie sie mich so bestürzt aus ihren großen Augen ansah“, sagte mir die Dame, „that es mir leid, sie fortzujagen, und doch mußte ich es thun, um meinen anderen Mädchen kein Aergernis zu geben, denen ich nichts Aehnliches hingehen lasse. Wer nicht fassen kann, daß das Leben Arbeit und kein Vergnügen ist, muß böse Erfahrungen machen, wer aus den Erfahrungen nicht lernt, mag hinfahren und zu Grunde gehen, es ist gut, wenn er für tüchtigere Gewächse Raum macht.“ Ich mußte der Dame recht geben: mag die kleine Anetta zu Grunde gehen, weil sie ihre Lage nicht bemeistern kann, mag sie untergehen in der Traumwelt ihrer Seele, da sie doch nicht aufwachen und leben will; und wenn wir sie auf einen Königsthron setzten, würde sie es uns nicht danken, sondern die kleine thörichte Anetta bleiben, ihre Krone in einen Sumpf fallen lassen und zu Grunde gehen.

Sie sah schmal und blaß aus, woran auch das kürzlich überstandene Wochenbett schuld sein mochte, und die blauen Augen schienen mir matter als früher; sie blickten ängstlich, als fürchteten sie sich

und suchten irgendwo Schutz, in die Tiefe der Kirche hinein. Was würde nun aus ihr werden? Wer würde kommen und sie nehmen und trösten oder mit ihr lachen und sich ihres Uebermutes freuen, um sie dann wieder allein stehen zu lassen zwischen den Kindern, die noch hilfloser waren als sie und die kleinen Hände zappelnd nach ihr ausstreckten. Ich weiß nicht, ob sie etwas Aehnliches dachte; ob sie sich nach ihrem guten Manne bangte, der tot war, oder nach dem Fremden, der im Taumel einer Nacht ihr Gefährte gewesen war, oder nach dem, der ihr immer gegeben und nie etwas von ihr gewollt hatte; es machte mich traurig, sie anzusehen, gerade als ob ich und alle anderen Menschen großes Unrecht gegen sie hätten, nie wieder gut zu machendes. Aus dem Innern des Domes kamen die Jubelgesänge über die Geburt des Gottmenschen, der uns von der Sünde befreien sollte, und die Klagen über unsere Verräterei und seinen Tod. Die Musik wurde mir eins mit den jagenden Wolken und dem weißen Gestirn dahinter, und alles zusammen schwebte wie etwas Ewiges, Himmelhohes und Geheimnisvolles über unserer Vergänglichkeit. Wo waren die Millionen von Menschen, die seit Jahrhunderten an dieser Stelle gebetet hatten, dumpfe Gedankenlosigkeit oder ein Gefühl von Würde und Unsterblichkeit in der Brust, alle gleich flüchtig, hinfällig

und ohnmächtig unter dem ewigen, unerreichbaren Monde. Wo waren sie? Vielleicht immer noch hier an derselben Stelle und ich einer von ihnen? Unser Kommen und Vorübergehen war vielleicht nur scheinbar wie das der Wellen im Meere, und mir fehlte nur die Besinnung, um zu wissen, wer die kleine Anetta war, deren Anblick mich so traurig machte.

Nachdem die Messe vorbei war und die meisten Kirchgänger sich zerstreut hatten, begrüßte ich den Jurewitsch, als er aus einer Seitenpforte der Kirche trat. Ich sagte: „Auch Ihrer Schwester Galanta ist ein kleiner Heiland geboren und hat sie vom Bösen erlöst"; aber er antwortete nur mit einem schwachen Lächeln und ging mit absichtlicher Eile an mir vorüber.

Das einzige Mal, wo ich die Geschwister zusammen sah, war Galanta unbeholfen und schweigsam, und die Lieblichkeiten seines Wesens, mit denen er sonst auch in den bewegtesten Augenblicken zu spielen wußte, wagten sich nicht hervor. Gerade das deutete mir auf eine heftige Erregung in ihnen beiden und besonders in ihm; denn die Aussöhnung mit Galanta war das Ziel seiner wärmsten Lebensströmungen gewesen. Aber was die Vergangenheit an Groll, Zorn, Mißverständnis und Entfremdung zwischen sie gehäuft hatte, konnte nicht mit einem Male ausgewischt werden.

Er sah nicht mehr die goldige, ausgelassene Kleine, die ihre Aermchen in wilder Zärtlichkeit um seinen Hals drückte, sondern eine arme Frau, die sich durch trübe, schlammige Untiefen des Lebens geschlagen hatte, der häßliche Worte über die Lippen gegangen waren, und die jetzt manches Mal im zerrissenen Hemde über grober Arbeit saß. Trotzdem liebte er sie noch, und die Sehnsucht, sich hinzugeben und von starken, weichen Armen ganz umfangen zu lassen, war noch nie so hoch an die Oberfläche seines Wesens gestiegen, daß sie fast aus Mund und Augen herausschrie nach ihr hin; nur daß sie es nicht vernahm und ihm nicht traute, und die gemessene Haltung, in der er festgebannt steckte, machte, daß sie sich wie Fremde, kühl und traurig, wieder trennten. Ein längerer Verkehr hätte das vielleicht ausgeglichen, aber er mußte bald darauf die Stadt verlassen, und es war vorauszusehen, daß sie einander in Jahren und Jahren nicht wiedersehen würden. Die Heirat mit Carmelo wollte ihm nicht in den Sinn, weniger weil er Torquato getötet, als weil er überhaupt Blut vergossen hatte, am meisten, weil der Jurewitsch nichts anderes als einen Plebejer in ihm zu sehen vermochte; aber aus seiner alten Scheu, sich ein geliebtes Wesen zu entfremden, indem er seinen Wünschen entgegentrat, sagte er nichts davon zu Galanta. Auf Carmelos Wunsch suchte

er ihn sogar im Gefängnisse auf und versicherte ihm, daß er keinen Groll gegen ihn hege, aber er sprach wie aus einer Ferne heraus, die er nicht das Herz oder die Kraft zu überwinden hatte, was Carmelo, so einfach und arglos er auch war, wohl empfand.

An einem der ersten Frühlingstage besuchte ich Carmelo auf der Insel. Die blaue Pracht des Himmels und des Meeres, und am Ufer der dunkle Glanz der immergrünen Bäume hatten an diesem kühlen Tage etwas Hoffnungsvolles und Zukunftgläubiges, das die Brust weit machte. Man sah aus der Ferne das hochgelegene Zucht=haus, das mächtig wie ein Schloß die tieferen Häusergruppen überragte und in dessen Innerem es Tag für Tag, Jahr um Jahr immer gleich kahl, verdrossen, bleiern war, ob es draußen blühte oder stürmte. Der peinliche Druck, der sich beim Betreten des widerlichen Gebäudes auf meine Brust gelegt hatte, wurde etwas leichter, als ich Carmelo sah, der mich mit lächelndem Gesicht be=grüßte. Es sprach unverkennbar eine gewisse Zu=friedenheit aus seinen Zügen und auch seine Worte bestätigten das: die Aussicht, nach dem Ablauf der Gefängniszeit eine Summe Geldes zu be=kommen, die er durch seine Arbeit zu verdienen dachte, und damit einen eigenen Herd zu gründen, an dem Galanta Hausfrau sein sollte, mochte

ihm namentlich in der ersten Zeit die Gefangenschaft bedeutend erleichtern. Ich fragte, ob er es nicht auch in der Freiheit dahin hätte bringen können, wenn er ebenso fleißig gewesen, wie hier; worauf er lachte und sagte: „Draußen giebt es guten Wein und das Meer und Wälder und Felder; hier giebt es nur Arbeit.“ Ich sah zum erstenmal die Grübchen in seinen Wangen, von denen die Farfalla gesprochen hatte, und sein Gesicht bekam dadurch etwas so Kindliches, daß es mir im Herzen weh that, ihn nicht nehmen und auf eine saftige Wiese zwischen Blumen und Käfer setzen zu können, wohin er so viel mehr gehörte, als in diese gelbbraunen, modrigen Mauern. So rosig braun wie früher waren seine Wangen nicht mehr; fast machte sich schon jene unheimlich kranke Farbe bemerkbar, die nach der Volksmeinung jeder als eine Wirkung schleichenden Giftes aus dem Gefängnis mitbrachte, wenn er es überhaupt lebend verließ. Ich erkundigte mich nach der Ernährung, und er erklärte sich mit allem zufrieden; freilich lag es nicht in seiner Art, viel zu sprechen, geschweige denn zu klagen. Das einzige, was ihm fehlte, waren die weiten träumerischen Streifereien im Freien, wo ihm Stunden wie ein Augenblick vergingen; beunruhigen that ihn nur der Gedanke daran, daß er Riccardos Oleanderbaum ihm noch nicht auf das Grab hatte pflanzen können,

wie er versprochen hatte. Aus den Beschreibungen seiner Mutter kannte er das Grab und seine Lage genau, wußte, wie es aussah, wenn früh am Morgen Tau darauf lag und wenn am Abend die Schatten der benachbarten Cypressen darauf fielen, und hatte sich ausgemalt, wie schön die roten Blüten zu der grauen Mauer stehen würden. Mein Versprechen, unverzüglich Sorge zu tragen, daß der Baum an seinen Ort käme, befriedigte ihn sehr, und eine aus der Phantasie gegriffene Schilderung seines Söhnchens, die ich ihm gab, stimmte ihn vollends glückselig. Kaum je hatte ich ihn so gesprächig gesehen; sogar einen Freund hatte er hier gefunden, nämlich jenen Schwachsinnigen, der fälschlich beschuldigt war, den Wucherer ermordet zu haben. Carmelo hatte sich früher so wenig um ihn wie um andere Männer bekümmert, im Gefängnis war dieser der einzige, mit dem er Verkehr pflegte, soweit das möglich war; der kränkliche Mensch siechte langsam hin, trotzdem der Freund, um dessentwillen er das Urteil schweigend auf sich genommen hatte, allsonntäglich kam und ihn mit Wein und kräftigen Speisen versorgte. Diesem verstohlenerweise das Gefängnisleben zu erleichtern, ihm etwas Schweres abzunehmen oder ihm etwas Gutes zuzuwenden, füllte Carmelos Tage neben der Arbeit in der angenehmsten Weise aus. Als ich mich verabschiedete, sagte ich: „Car-

melo, das Leben ist auch ein Gefängnis, und wenn wir es einst verlassen, händigt uns auch der Vorsteher, nämlich Gott, das aus, was wir uns erarbeitet und verdient haben. Wenn du das immer bedächtest, würde es dir später in der Freiheit ebenso gut oder besser gehen als hier.“ Aber er sah mich groß an, ohne mich zu verstehen, und schüttelte mir nur herzhaft dankbar die Hand, ohne einen Anflug von Neid, daß ich nun in die Sonne und die unendliche blaue Luft zurückkehrte.

Auch den Jurewitsch habe ich später einmal in seinem Bergdorfe aufgesucht. Bis auf die Höhe des Berges fuhr ich mit der Eisenbahn, dann wurde mir ein kleines Fuhrwerk angeboten; es rasselte aber so holprig über die Steine, daß ich ausstieg und meinen Weg zu Fuß suchte. Niemals vorher hatte ich mich in solcher Oede befunden: die Erde, der Himmel, die wenigen Sträucher und Baumstümpfe, alles war grau, ein stumpfes Steingrau, ohne Schmelz, ohne Wärme, ohne Schimmer. Die niedrigen Häuser, die hier und da am Wege lagen, waren dicke, graue Steinhaufen, ohne Thüren und Fenster in den schwarzen Löchern, von niedrigen, steinernen Mauern eingeschlossen. Ich sah keine Blume, kein Kraut, keine Frucht, kein helles, plätscherndes Wasser, es machte den Eindruck, als nährten sich die Menschen dort von Steinen. Das Dorf, in dem ich den Jurewitsch

fand, war eine ebensolche Häusergruppe, nur daß es einige städtische Gebäude darin gab, die aber häßlicher und gemeiner aussahen als die übrigen. Er selbst war wohl noch so schön wie früher, aber er hatte das Gesicht gleichsam fallen lassen, und in seinem Wesen, als er mich begrüßte, war das Süße und Anmutige nicht mehr, womit er sonst bezaubert hatte. Ich bemerkte, daß er die öden und bösen Gesichter, denen wir begegneten, anlächelte, aber mit einem gespannten, gequälten Lächeln, das durch nichts als trauriges Glotzen erwidert wurde. Unter den Mädchen und Frauen mochte es nicht an verliebten fehlen; aber ich fühlte mit ihm, daß es ihn nur ängstigen konnte, wenn die schwarzen, inwendig glühenden Augen sich an ihm festsaugten wie verschmachtende arme Seelen. Als wir am Nachmittag durch das Dorf gingen, wo des Sonntags wegen nicht gearbeitet wurde, war es still wie unter Toten; in den schwarzen Thüren saßen alte Männer und Frauen und starrten mit blödem Ernst in den Gesichtern geradeaus, jüngere Männer saßen auf Bänken und rauchten, Mädchen gingen schweigend auf und ab. Ein kleines Haus, das etwas abseits lag, schien mir noch freudloser als die übrigen, es sah halb wie ein Stall, halb wie ein Sarg aus, und vor der Thür lag eine tote Katze, schon in Verwesung übergehend. Dieser an sich geringfügige Umstand

machte mir hier solchen Eindruck, daß ich unwillkürlich stehen blieb und den Pfarrer fragte, ob das Haus unbewohnt sei, sah aber im selben Augenblick durch das Fenster mehrere Gesichter, die mich aus einer dunklen Kammer anstierten. So schnell ich auch zur Seite blickte, hatte ich doch ein deutliches Bild von den Gesichtern, die sich untereinander ähnlich waren: fahle Männergesichter ohne Jugend, unter schmutzigen graugelben Haaren, mit niedrigen Stirnen, glanzlosen Augen und großem, traurigem, grinsendem Munde. Sie waren die fünf Söhne einer Witwe, die kürzlich ihr neugeborenes Kind getötet hatte und jetzt deswegen im Gefängnis war; in derselben Kammer, wo auch die Söhne schliefen, hatte sie es nachts, unter heftigen Schmerzen erwachend, geboren, mit Weihwasser besprengt, erwürgt und unter ihr Bett geworfen, dann sich niedergelegt und bis zum Morgen geschlafen. Von den Söhnen war keiner aufgewacht und keiner hatte bemerkt, daß das tote Kind acht Tage lang unter dem Bette liegen blieb. Der Vater desselben war ein im Dorfe verheirateter, noch jüngerer Mann, dem zuliebe sie das Kind hatte beiseite schaffen wollen; sie selbst glich ihren Söhnen und schien sehr alt, älter als sie in Wirklichkeit war. Als die That bekannt geworden war, hatte die Frau kaum vor der wütenden Entrüstung anderer

Frauen geschützt werden können; jetzt wurde das Haus gemieden und die Söhne blieben, wenn sie nicht arbeiten gehen mußten, in ihren Betten in der Kammer.

Der Jurewitsch erzählte mir die Geschichte ohne besonderen Anteil, während er mich durch das Dorf führte. Zuweilen hörte man Musik, eine Flöte oder eintönig schwermütigen Gesang, der etwas Schauerliches hatte, als käme er aus der steinernen Erde hervor, die klagte. Vor einem kurzen, dicken Turme, der seit Jahrhunderten hier stehen mochte, gab es einen kleinen Grasflecken, auf dem Kinder Ringelreihen spielten. Sie waren in bunten, schmutzigen Kleidern, und einige waren so klein, daß sie sich noch nicht auf den Füßen halten konnten, und bei jedem Rundschritt der größeren umpurzelten, worüber sie aber weder lachten, noch weinten, sondern sie lallten in das unverständliche, altertümliche Liedchen hinein, das die älteren sangen. Es war wie eine kleine Blumeninsel in einer unabsehbaren Wüste von Traurigkeit. Dennoch ahnte ich eine Schönheit in dieser Gegend, eine, die man fürchtet, in sich aufzunehmen, als wäre es auf immer vorbei mit aller Lust des Lebens, wenn man sie begriffen hätte.

Ich bemerkte leicht, daß keinerlei Band zwischen ihm und seiner Gemeinde war, er ging zwischen der trostlosen Häßlichkeit umher wie ein

Fürst, der ins Elend geraten ist und stolz seine Besucher zwingt, die jämmerliche Umgebung nicht zu sehen, die er durch gleichgültige Blicke vernichtet. Ich machte keine Bemerkung, weder über die Landschaft, noch über die Menschen, geschweige denn, daß ich ihn bedauert hätte; es wäre mir vorgekommen, wie wenn ich einen armen Gastgeber das Kümmerliche seiner Bewirtung hätte fühlen lassen wollen. Und doch litt er unter der Stumpfheit der Menschen, unter der unsäglichen Einsamkeit; er war wie der einzig Lebende in einem Lande der Toten, die ihn neidvoll hassend oder neugierig fremd aus schwarzen Augenhöhlen anstarrten. Warum hatte das Schicksal gerade ihn in diese steinerne Einöde geworfen? Er war kein Mann mit ansteckender Lebenskraft, mit Posaunenstimme in der Brust, die wecken konnte, mit Blut im Herzen, das überschwölle und die Steine überströmte und lebendig machte; anstatt dessen wurden langsam die Toten seiner Herr.

Er führte mich aus dem Dorfe hinaus über den Bergrücken hinüber auf einen Punkt, wo man plötzlich das Meer erblickte, blau, goldig, still und unbegrenzt; dorthin, sagte er, ginge er täglich. Während wir dort saßen, sagte ich: „Ich habe oft an unser Gespräch über Ihren Bruder gedacht, und ich glaube, daß Sie Unrecht haben, völlig für ihn zu verzweifeln. Mag es wahr sein, daß die

Seele erlischt und für ewig verschwindet, die sich vom Lichte abkehrt, so ist es doch ebenso gewiß, daß die Liebe Licht ist. Und wenn auch keinen Menschen und sonst nichts auf der Welt, so liebte Torquato doch Galanta. Wo noch ein Funke ist, da kann nicht zugleich vollkommene Finsternis sein, und das muß doch auch von einer Liebe gelten, die von der höchsten, göttlichen noch weit entfernt ist."

Der Gedankengang, den ich geäußert hatte, schien dem Jurewitsch nicht neu zu sein; er antwortete, ohne darauf einzugehen: „Dann hätte Galanta ihn gerettet, nicht ich; alle meine Gebete, meine Schmerzen wären nutzlos gewesen und mein ganzes Leben wäre ein Wahn, ein wertloses, verworfenes Opfer."

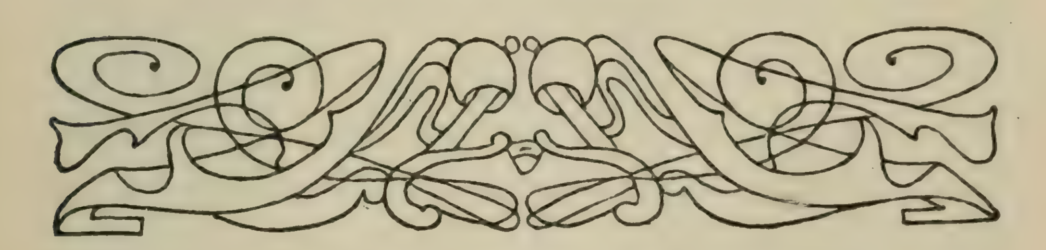
Er erfüllte mich mit Mitleid und Erstaunen. „Kann sich denn überhaupt", sagte ich, „eine Seele von den Gutthaten einer anderen nähren? Und andererseits: kann etwas wahrhaft Gutes verloren gehen? Wer weiß diese Geheimnisse? Wer weiß, aus welchen unserer Thränen, aus welcher Arbeit, aus welchen Freuden uns das Kleid der Ewigkeit gemacht wird?"

Er gab mir keine Antwort, sondern sah unbeweglich über das Meer hinaus, mit einem düsteren Ausdruck, wie ich ihn noch nie in seinem Gesicht gesehen hatte. Es waren dieselben lieblichen Züge, aber sie erschienen mir in diesem

Augenblicke hart und fremd und groß, so daß ich ihn nicht nur verwundert, sondern beinahe mit einer Art von Bangigkeit betrachtete. Plötzlich drehte er sich nach mir um und sagte flüsternd: „Und wer weiß, ob ich nicht alle diese Jahre schlechter und sündenvoller war, als sie beide? schlechter als der kranke, von einem bösen Dämon besessene Torquato und als Galanta, die sich an ihrer Liebeskraft läuterte? Ob meine Seele nicht ganz dunkel, leer und schwer ist und jetzt schon, während ich hier stehe, in den Abgrund des ewigen Todes versinkt?“

Ich war in einem Gefühl des Entsetzens, das ich schwerlich ganz begründen konnte, aufgesprungen; wie der Blitz kam mir die Erinnerung an verschiedene Augenblicke, wo es mir plötzlich vorgekommen war, als spielte der Jurewitsch mit sich selber, als wäre seine Miene voll Liebreiz nur eine Maske, die er vor das leere Holzgesicht einer Puppe hielte, als wäre sein ganzes Liebhaben im Grunde nichts als das Sichanklammern eines Schattens an etwas Lebendiges, das er aussaugen möchte. Aber das war nur ein Augenblick, dann setzte ich mich wieder neben ihn, streckte die Arme nach ihm aus und zog ihn an mich, der tief aufseufzend seinen Kopf auf meine Schulter legte. Wir saßen noch lange ohne zu sprechen da, bis ich am Stand der Sonne sah, daß es Zeit für

mich war, aufzubrechen. Als wir in das Dorf zurückkamen, lag die Dämmerung über den Steinen und die tanzenden Kinder waren nicht mehr da; in den Thüren saßen noch die Alten und starrten mit trübsinnig lauernden Augen ins Leere. Der Jurewitsch begleitete mich eine Strecke, und obgleich er nichts sagte, fühlte ich, daß ihm der Abschied schwer wurde. Mir war es fast unerträglich, ihn allein in die graue Einöde zurückkehren zu lassen, und ich blieb wohl zehnmal stehen und sah mich nach ihm um, willens, ihn zu rufen, was ich dann doch als zweck- und sinnlos unterließ; er wandte sich kein einziges Mal nach mir zurück, sondern ging langsam, mit gesenktem Kopfe seinem Dorfe zu, das ich wie einen großen, einsamen Gräberhaufen im Nebel liegen sah.



XVIII

Nach dem Tode Riccardos wollte kein Gespräch mit der Farfalla mehr recht in Gang kommen. Anfangs dachte ich, sie hätte einen Groll gegen mich, aber allmählich sah ich, daß sie nur müde und zerstreut war. Ihr Geist war erschlafft, seit ihn der Zwang ununterbrochener Thätigkeit

20*

nicht mehr anspannte. Die Scherze, die sie sonst immer bereit hatte, blieben aus, das wenige, was sie sagte, klang teilnahmlos, nur wenn sie von Riccardo sprach, wurde sie etwas lebhafter. Meist war sie bei Galanta, um für das Kind zu sorgen, während jene arbeitete, oder sie brachte ganze Stunden auf dem Kirchhofe zu; bei sich zu Hause mochte sie nicht sein. „Wenn ich die Treppe heraufkomme", sagte sie, „klingt mir Riccardos Stimme in den Ohren: was hast du mir mitgebracht, Mama? und mache ich dann die Thüre auf und finde das Zimmer leer, möchte ich auf der Schwelle wieder umkehren."

Eines Nachmittags fand ich das Kirchenweib, die schwindsüchtige Frau, und eine Dritte mit blödem Gesicht, aber wunderbaren, strahlenden Augen bei ihr, alle miteinander im Gespräch über Riccardo begriffen. Die Schwindsüchtige sagte, wie oft sie daran denken müsse, daß Riccardo gesagt hätte, wenn er seine Wette verlöre und vor ihr stürbe, würde er kommen und ihr den Gewinn in Sternthalern auszahlen. „Neulich nachts", sagte sie „hörte ich seinen Schritt auf der Treppe, und ihr wißt, daß man ihn wegen des ungleichen Ganges und des Aufschlagens der Krücke mit keinem anderen verwechseln kann. Das wunderbarste war aber, daß an der Stelle, wo seine Mutter immer ein Lämpchen für ihn aufgehängt hatte, damit

er in der Dunkelheit nicht stolpere, der Schritt anhielt, gerade wie sonst, wenn er stillstand und das Licht löschte. Dann hörte ich noch ein paar Schritte bis zur Thüre der Farfalla und dann nichts mehr."

„Von Verstorbenen träumen, ist Nummer 87, die Treppe 12 und das Lämpchen 43", sagte das Kirchenweib.

„Es war kein Traum", entgegnete die Schwindsüchtige und wurde blutrot vor Aerger, „ich hörte es wirklich und bin erst lange nachher eingeschlafen, so klopfte mein Herz vor Aufregung."

Die Frau mit den wunderschönen Augen sagte: „Diese Nacht träumte mir, ich ginge durch eine enge Schlucht zwischen Felsen, die entsetzlich bis an den Himmel reichten, da sah ich von weither Riccardo mir entgegenkommen, worüber ich mich gar nicht verwunderte, nur darüber, daß er ohne Krücke ging. Ich dachte unaufhörlich: wie er ohne Krücke gehen könnte? als er plötzlich vor mir stand, mich groß ansah und fragte: was macht meine Mama? Ich sagte; sie wartet auf dich; und hatte kaum ausgesprochen, da war er schon an mir vorüber."

Auch die Farfalla erzählte einen Traum und das Kirchenweib schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte: „Man wird ein paar Gebete für ihn halten müssen, damit seine Seele Ruhe hat."

Die Frau mit den schönen Augen sagte schüchtern, sie hätte sich immer gefreut, wenn er ihr im Traum gekommen wäre, und die Schwindsüchtige, die heimlich mit der wunderbaren Möglichkeit zu rechnen schien, er könnte ihr etwa doch die versprochenen Sternthaler bringen, die sicherlich das Glück mit sich führen würden, meinte, auch wenn Riccardo leibhaftig vor ihr Bett käme, würde sie sich nicht fürchten, wie vor anderen Toten. „Es ist traurig hier geworden", sagte sie bekümmert, „seit Riccardo tot ist. So lange er lebte, war Musik und Geschwätz und Gelächter Tag und Nacht, die kleinen Kinder kamen und tanzten zur Harmonika, man hörte Vögel zwitschern und Katzen miauen und Frösche quaken. Jetzt ist es still, als ob die ganze Triumphgasse ein Grab wäre."

Die anderen nickten beifällig, und auch mir war es noch nie so totenstill in der Altstadt vorgekommen. Schuld daran mochte zum großen Teile die Winterkühle sein, bei der die Leute dicht aneinandergepfercht in den niedrigen, nie gelüfteten Zimmern blieben, aus denen kein Laut auf die Straße hinausdrang. Die Frauen fuhren erschrocken zusammen, als plötzlich in die leere Stille hinein eine rohe Stimme laut rief: „Farfalla, Triumphgasse Nummer 7. Wohnt hier Farfalla?" Die Farfalla war dunkelrot geworden, gerade, als

hätte sie die Entdeckung einer schweren Schuld zu fürchten, faßte sich aber, öffnete das Fenster und rief hinunter, was der Mann wolle, sie sei die Farfalla selbst. „Fünf Gulden Strafe sind zu zahlen von Riccardo Farfalla“, rief dieselbe selbstgefällig dröhnende Stimme, „weil er ohne Erlaubnis in einem Wirtshause zum Zwecke der Bettelei Harmonika gespielt hat.“ „Gehen Sie auf den Kirchhof“, antwortete die Farfalla, „und sagen Sie Ihren Spruch da, wo Riccardo begraben liegt; er ist unterdessen gestorben.“ Der Polizist lachte, aber nur flüchtig und gleichsam von oben herab, wie um anzudeuten, er mache wohl einen Scherz mit, nur dürfe er nicht lange dauern; denn er hielt die Aussage der Farfalla offenbar für eine spaßige Ausflucht, womit sie ihn zum Narren halten wollte. Um die Sache schnell und ohne Zänkerei zu erledigen, trat ich an das Fenster, bestätigte kurz, was die Farfalla gesagt hatte, und wies zum Ueberfluß in ziemlich herrischem Tone auf meine Bekanntschaft mit seinem Vorgesetzten hin; worauf der Mann höflich grüßte und sich ohne weiteres entfernte.

Die Frauen hätten es augenscheinlich vorgezogen, vorher ihre Entrüstung an dem Manne auszulassen. Mit spitzer, gellender Stimme, in der Hoffnung, er möchte sie noch hören, rief die Schwindsüchtige: „Die Blutegel und Vam-

pire, nicht zufrieden, daß sie den Lebendigen das Blut aussaugen können, möchten sie sich auch an die Toten machen! Pfui über die Hyäne, die Leichen frißt! Sie möchten die Toten vor ihr Gericht laden, als ob sie der Herrgott im Himmel wären; aber der wird dermaleinst anders richten und die sich hier groß gedünkt haben, in einen Arrest sperren, wo ihnen das Fett schmelzen wird, das sie sich von unserem Schweiße angemästet haben!"

Die Farfalla sagte lachend zu dem Kirchenweibe: „Du gehörst auch an den Ort, wo das Fett geschmolzen wird, du hast es mit den reichen Herren gehalten und für sie gebetet, also magst du auch in der Hölle für sie braten."

„Der Teufel wird auch Trinkgelder annehmen", sagte das Kirchenweib, „und ich bringe einen vollen Sack mit", schlug auf ihre Tasche und lachte kichernd in sich hinein, daß sie wackelte, während ihr Gesicht unverändert ernst blieb.

Später, im Frühling, sah ich die Farfalla auf dem Kirchhof wieder, wohin ich mich begab, um mich zu überzeugen, ob mein Auftrag, das Oleanderbäumchen betreffend, ausgeführt war. Der Kirchhof lag ein ziemliches Stück weit außerhalb der Stadt auf steinigem Boden, wo nichts gedieh außer Cypressen, die wie schwarzverhüllte Todesengel zwischen den Gräbern und Steinen

standen. Von der tieferliegenden Stadt sah man wenig und nach der anderen Seite ging es aufwärts zu immer höheren Hügeln bis zu den kahlen Bergen, die die Aussicht begrenzten. Die wilden Steine, die felderweit jenseits der Kirchhofsmauer übereinander lagen, machten, daß es hier im ganzen Umkreise der Augen nur den Tod gab; aber der mattweiße, unbewölkte Frühlingshimmel ruhte leicht und weich voll sanfter Ergebung über der unabsehbaren Trauer. Ja, in dieser süßen Luft hatte die Eintönigkeit der Gräberreihen, zwischen denen man hinschritt, wie die Melodie eines Wiegenliedes etwas Beschwichtigendes und Einschläferndes, so daß die uralten Rätselfragen, die einem sonst das Herz zerreißen können, schmerzlos auftauchten, verstummten und vorübergingen. Riccardos Grab lag nahe der Mauer, von der sich die rosenroten Oleanderblüten, wie Carmelo gedacht hatte, hübsch abhoben; doch sah der kleine Baum, der im niedrigen Zimmer sich stattlich ausgenommen hatte, hier in dem großen, öden Garten mager und unscheinbar aus. Auf einem breiten Steine, der auf einem Riccardos Grabe benachbarten Hügel lag, saß die Farfalla, kräftiger als ich sie seit langem gesehen hatte, und zeigte mir stolz einen kleinen weißen Denkstein, den die Geschwister ihrem Bruder gesetzt hatten; es stand außer Riccardos Namen mit goldenen Buchstaben

der Spruch darauf: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Ich war überrascht, die Farfalla munter und beredt zu finden wie früher; sie erzählte mir die Geschichte aller Gräber und derer, die sie besuchten, deren Bekanntschaft sie bei ihrem häufigen Hiersein gemacht hatte. „Hier ist die Traurigkeit der Mütter“, sagte sie und zeigte mir die Kindergräber, deren Platz unweit Riccardos Grabe war: ein breites Feld von Hügeln mit winzigen Steinen, auf denen nur der Vorname stand, häufig auch nur in wenigen Zügen ein steifer Schmetterling, das Bild der unsterblichen Seele, eingegraben war; fast alle waren mit einer Blume geschmückt oder mit einer bunten Glaskugel oder einem brennenden Lämpchen. Die Farfalla zeigte mir unter den neueren das Grab des kleinen Nicoletto aus der Altstadt, eines armen Bübchens, das mit einem Buckel auf dem Rücken und einem vor der Brust ein klägliches Leben geführt hatte, aber doch der Liebling seiner Mutter gewesen war. Vor kurzem, an seinem Namenstage, hatte sie ihm Süßigkeiten und allerlei Spielwerk, wie sie es ihm sonst bei dieser Gelegenheit zu geben pflegte, auf den Kirchhof gebracht, eine Grube in das Grab gegraben und alles da hineingesteckt, gerade, als ob das tote Bübchen mit den Händen danach langen und es zu sich hineinziehen könnte. Die Far-

falla lächelte über die Thorheit der armen Frau, aber insgeheim war sie doch gerührt, und ich glaube, sie hätte ihrem Riccardo gerne auch etwas in sein trauriges Haus hinuntergereicht. „Ich freue mich, daß er hier unter seinen kleinen Spielkameraden liegt“, sagte ich und sie nickte und lächelte, indem sie sagte: „Er war ja selbst nur ein Kind.“

Ihre sonst so trockenen und gespannten Augen waren dabei feucht geworden, und obwohl sie alt und müde aussah, war doch ein Ausdruck von Ruhe und Zufriedenheit um sie herum, den ich noch nie an ihr wahrgenommen hatte. Sie fühlte sich hier zu Hause und genoß zum erstenmal in ihrem Leben das Glücksgefühl, ein eigenes Heim zu haben. Das Grab mit dem Stein und dem Oleanderbaum war ihr ein Garten, der ihr gehörte und den sie zu pflegen hatte, wo ihr krankes Kind wohlgeborgen in einer dichten Laube lag, nur daß sie es nicht sehen konnte und nicht wecken durfte. Wenn Leute kamen und mit ihr plauderten, empfing sie sie nicht anders, als wie der Besitzer eines Parkes vorübergehende Freunde einladen könnte, bei ihm einzukehren. Sie erzählte mir, daß Galanta mit dem Kinde nach der Insel übersiedeln wollte, um in Carmelos Nähe zu sein, und in sie dränge, mitzukommen, daß sie es aber nicht thun würde, um sich nicht von Riccardos

Grabe zu trennen, wohin sie immer Heimweh haben würde.

Die Sonne war jetzt am Untergange und der starre Bergrücken fing an, in einem sanften, violetten Feuer zu glühen, während der Friedhof und die steinige Anhöhe jenseits der Mauer langsam erloschen und tiefer in die Dämmerung hineinzusinken schienen. „Hier fühle ich keine Sorge, keine Angst um die Zukunft, keinen Schmerz um die Vergangenheit“, sagte sie, „und ich bin glücklich in dem Gedanken, daß ich täglich kommen und von diesem Steine aus die Sonne hinter dem Berge untergehen sehen kann, und daß ich einmal kommen und nicht mehr weggehen werde.“

Noch einmal sah ich die Farfalla, als ich, im Begriff, eine lange Reise anzutreten, von Galanta Abschied nahm, die bei meiner Rückkehr nicht mehr da sein würde. Galanta sah älter und mager aus, aber als sie mir entgegenkam, mich begrüßte und mich mit den stolzen Augen froh und feurig ansah, dachte ich wieder: meine Schwertlilie, meine goldene, das Schwert gezückt stehst du am dunklen Sumpfwasser zwischen faulenden Weiden und wirst siegen gegen Wind und Wetter und alle Elemente. Ja, sie zweifelte nicht, daß sie ihrem Kinde ein schönes Loos erkämpfen würde, trotz ihrer Armut und der Gefangenschaft des Vaters, sie gehörte zu den elastischen Seelen, die

sich um so kühner aufrichten, je schwerere Aufgaben das Schicksal auf sie lädt. Der unbewußte, leidenschaftliche Schwung ihrer Bewegungen, wenn sie sich mit dem kleinen Riccardo zu thun machte, das schöne Ungestüm ihrer Zärtlichkeit, alles an ihr entzückte und erfreute, wie sie selbst in sich entzückt und freudenvoll war. Schön war auch der Junge, obwohl er keine Grübchen hatte, unverkennbar ihr gleich, so sehr, daß mir die Schilderung des Jurewitsch von dem Goldschein im Gesicht seiner kleinen Schwester einfiel. Seine großen, freundlich ernsten Augen sahen mich an, als frügen sie: wer bist du, wo sah ich dich zuletzt? was sagst du, daß ich wiedergekommen bin in das wilde, schreckliche, wundervolle Land des Lebens? Am anhänglichsten schien er der Farfalla zu sein, die weit anmutiger, geschickter und verständiger mit ihm umzugehen wußte, als Galanta. Man mußte diese merkwürdige Frau mit einem kleinen Kinde gesehen haben, um sie ganz zu kennen: nicht nur ihr Wesen und ihre Bewegungen waren verändert, sondern sogar die Züge ihres Gesichtes. Sie war mit einemmal jung und namentlich ihre Augen, während sie den Kleinen anblickte und mit ihm sprach und spielte, hatten nichts Welkes mehr, sondern blühten in lichtem, leuchtendem, weichem Blau. Sowie der Kleine sie erblickte, lachte er, wenn sie nicht bei ihm war, streckte er die kleinen Arme nach

ihr aus, wenn er nur ihre Stimme hörte, versuchte er den Kopf zu heben und horchte mit Wohlgefallen und Spannung. Galanta war ohne Eifersucht; es genügte ihr, daß sie ihm die Brust zum Trinken reichen konnte, und daß er währenddessen durch Strampeln und Grunzen seiner Wonne Ausdruck gab. Als er, satt und voll, ein paarmal aufschluckte, sagte die Farfalla, eine alte Weisheit ihrer Großmutter wiederholend: „Das Herzelein wächst“, und fügte nach einer Weile, indem sie ihm sanft den Rücken klopfte, hinzu: „Laß es nur wachsen und groß werden, ein großes Herz ist ein fröhliches Herz.“

Ich weiß nicht, warum diese Worte mich plötzlich traurig stimmten. Wie der schöne Kleine mit dem glänzenden Gesicht so wohlig an die Brust seiner Mutter geschmiegt lag, die ihn trug wie ein Königskind, mußte ich bei mir denken: Armer, kleiner Riccardo, du wirst unter dem Triumphbogen einhergehen, aber nicht als Sieger im Siegeswagen, sondern als gefesselter Sklave im Triumphzuge des Lebens. Werden sie dich auf die Kampfbühne werfen und von den wilden Tieren Not, Elend, Hunger und Krankheit zerreißen lassen? Ach, diese feinen, runden und rosigen Glieder werden von harter Arbeit, Schmutz und Wunden entstellt werden; aus dem Schutt der Gasse wirst du die Arme gegen den verschlossenen Himmel

recken und schreien: Rettet, rettet uns, Engel und Heilige!

Schade um dein Goldgesicht und dein fröhliches Herz! Möchtest du doch aus der sumpfigen Tiefe den Weg ins Licht finden und andere, edlere Kämpfe kämpfen, als mit der Bestie des Hungers. Nicht Schwelgen in der Fülle der Erdengüter wünsche ich dir, aber Kraft und Licht und Raum, zu atmen, dich zu regen, zu schauen.

Das Kind wandte seinen Kopf von der Brust seiner Mutter weg und sah mich an, als vernähme es meine Gedanken, und sein großer Blick aus den träumenden Augen, die noch von den Dingen der anderen Welt voll waren, schien mir zu sagen: Kurzsichtiger Mann! Ich habe mir Entbehren und Darben gewählt, verschwiegene Marter und ruhmlose Kämpfe. Auf Dornen werde ich meinen Gang durch das Leben gehen. Aus den allmächtigen Händen Gottes habe ich mir dies Loos genommen und bin hier, es zu leiden.

Es war mir einen Augenblick so zu Mute, als müßte der lange, volle Blick mir das letzte Geheimnis des Lebens mitteilen; aber meine stumme Zwiesprache mit den schönen Kinderaugen und alle meine Empfindungen und Gedanken dauerten nur so kurze Zeit, daß es den Frauen nicht auffiel, als ich an die letzten Worte der Farfalla

anknüpfend sagte: „Ja, ein fröhliches und ein tapferes Herz, das wünsche ich dir, und ein gutes Herz, wie der arme Riccardo hatte, dessen Namen du trägst."

Damit verabschiedete ich mich und trat bald darauf meine Reise an, die mich beinahe dreiviertel Jahre von meiner Vaterstadt fernhielt.



XIX

Ehe ich abreiste, fragte ich die Farfalla, ob sie während meiner Abwesenheit mir den Hausverwalter machen, nämlich den fälligen Zins allwöchentlich einziehen wollte. Ich dachte ihr dadurch etwas zuzuwenden, da ich ihr die Mühe natürlicherweise vergütete, und zugleich den Parteien einen Dienst zu erweisen, die sich leichter mit ihr, als mit einem fremden, rücksichtslosen Manne auseinandersetzen konnten, wenn es etwa galt, einen Aufschub zu erlangen oder Aehnliches. Sie nahm meinen Vorschlag, wie sie immer that, in einer Weise an, als ob sie es wäre, die mir damit eine Wohlthat erwiese, versicherte mir, daß ich alles in bester Ordnung finden würde, da ich ja ohnehin den Zins allen zur Zufriedenheit niedrig genug angesetzt hätte, kurz betrug sich so, daß

ich mit der Ueberzeugung abreiste, meine Angelegenheit den zuverlässigsten und geschicktesten Händen anvertraut zu haben.

Da ich sie als durchaus nicht schreibfertig kannte, überraschte es mich nicht, keine Nachricht von ihr zu bekommen, so lange ich unterwegs war; ohnehin hatten wir verabredet, daß ich das Geld bei meiner Rückkehr in Empfang nehmen würde. Als ich, zu Hause angelangt, wieder bei ihr anklopfte, öffnete nicht sie mir, sondern eine schöne, dunkle, etwas schlottrige Frau, die mir nicht fremd vorkam und die ich doch nicht unterzubringen wußte, bis ich in ihr Vittoria, die jüngste Tochter der Farfalla, erkannte. Sie hatte eine graublasse, ungesunde Gesichtsfarbe und war nicht schön mehr in dem gemeinen Sinne; Sorge, Gram, Furcht und was für Schmerzen es sonst noch waren, hatten ihre Seele mit Marterwerkzeugen aus der Tiefe ans Licht gezerrt, und wie diese wund, angstvoll, flehend durch ihr Gesicht schimmerte, das gab ihr jetzt eine neue, fast beängstigende Schönheit. Ueber die Ursache dieser Veränderung war ich nicht im Zweifel: man hatte ja voraussehen können, daß der vormalige Jammer ihrer Ehe wieder eintreten würde, und ich nahm ohne weiteres an, sie hätte sich samt ihrem Kinde, denn ich sah ein kleines Bett in einem Winkel des Zimmers stehen, zu ihrer Mutter geflüchtet. Dem war aber nicht

so, sondern die Farfalla war, wie sich nun herausstellte, schon seit längerer Zeit fort und zu Galanta auf die Insel gezogen, wogegen sie sich anfänglich mit so viel Entschiedenheit gewehrt hatte. Sie hatte ihrer Tochter, als sie auszog, die Wohnung übergeben, sie verpflichtet, fernerhin an ihrer Stelle den Zins einzuziehen und mir das Geld nebst einem Gruße auszuhändigen.

Es war nichts Unbegreifliches, daß die Farfalla zu ihren Kindern gegangen, daß sie noch jünger und lebenslustiger war, als sie selbst gemeint hatte, und die Gesellschaft eines Toten auf dem Kirchhofe ihr doch nicht genügte; vielleicht hatte Galanta ihrer sogar wirklich bedurft, und in jedem Falle konnte man ihren Entschluß nur billigen und erfreulich finden. Trotzdem stand ich peinlich überrascht mit dem Päckchen Geld in der Hand und fühlte mich, ehe ich die Sache noch recht überblickt hatte, zum Narren gehalten. Ich mußte das Geld zweimal zählen, bevor mir zum Bewußtsein kam, wieviel es war und wieviel es hätte sein sollen: es fehlte eine im Verhältnis zum Ganzen nicht unbeträchtliche Summe. Es folgte nun eine lange Erklärung, warum diese und jene Partei ihren Verpflichtungen nicht ganz hatte nachkommen können; die Hauptsache war, daß Vittoria und ihr Mann gar keinen Zins gezahlt, sondern die Wohnung, die sonst ja leer

gestanden hätte, nur gewissermaßen aus Gefälligkeit übernommen hätten, um die Aufsicht und Verwaltung der Farfalla zu ersetzen. Die Farfalla hatte also den übrigen Hausbewohnern gegenüber auf meine Kosten die Großmütige gespielt oder sich mit meinem Gelde ihre Dienste erkauft, hatte ihrer Tochter eine kostenlose Wohnung zugewendet, wobei sie aber den Schein aufrecht zu erhalten gewußt hatte, als wäre das einzig zu meinem Besten geschehen. Vittoria machte einen Versuch, mir alle diese Dinge in ihrer drolligen Weise vorzutragen und dadurch genießbar zu machen; aber in ihrer Verlegenheit und weil ihr die alte Munterkeit fehlte, kam es doppelt ungeschickt heraus. Es war mir, als hörte ich die Farfalla über meine gutmütige Dummheit lachen, und in meinem Aerger sagte ich: „Ihre Mutter hat treulos und undankbar an mir gehandelt, ihre Schuld ist es, wenn ich künftig statt freundlich und vertrauend, mißtrauisch und unzugänglich sein werde.“ Kaum hatte ich es ausgesprochen, so reute es mich, und es überlief mich ein schreckliches Gefühl, als hätte ich einem blutenden, halb zu Tode gepeitschten Opfer am Pranger noch einen Hieb in seine Wunden versetzt. Ehe sie mir noch etwas entgegnen konnte, zwang ich mich, zu lächeln, sagte, die Sache wäre nun gut und abgethan, und bat sie, eine Ablenkung suchend, mir ihr Kind zu zeigen.

Vittoria nahm das kleine Geschöpf, das wachend, aber ganz still auf dem Bett gelegen hatte, sogleich in die Arme und hielt es mir hin: es war ein zierliches Mädchen mit auffallend weißem Gesicht und großen, strahlenden Augen, die mich schreckenvoll, ja ich möchte sagen mit Entsetzen ansahen. Einen häßlichen Eindruck an einem so kleinen Kinde machten die graugrünen Schatten unter den Augen, wie man sie bei Frauen sieht, die viel gelitten oder gelebt haben. Unter den Schmeicheleien und Liebkosungen Vittorias fing das kirschrote, zahnlose Mündchen an zu lächeln, ein kleines, scheues, fragendes Lächeln von besonderer Lieblichkeit, das in ein helles, freies Lachen nicht überging. Es hatte dieselben seidenschwarzen Löckchen wie das erste, früh verstorbene Kind; aber während jenes mir wie ein pelz- und schwanzloses Aeffchen vorgekommen war, konnte ich dies, obwohl es krank aussah, unumwunden für schön erklären, welche Anerkennung Vittoria überaus befriedigte. Ueberhaupt sah sie, seit sie das Kind im Arme hatte und mit demütiger Zärtlichkeit an sich drückte, jünger, frischer und glücklicher, eigentlich beseligt aus, und als ich hörte, daß die hübschen Kleider, Bänder und Zierrate, mit denen die Kleine geschmückt war, von dem Onkel Kapitän herrührten, fühlte ich mich so ziemlich über ihr Schicksal beruhigt und zögerte nicht länger,

mich zu entfernen. Ich war nicht in der Laune, jetzt näher auf sie einzugehen oder gar etwas für sie zu thun; so lebhaft ich Vittoria auch bemitleidet hatte, ich war übersatt und angewidert von meinem Hause und der Triumphgasse und der ganzen Heidenstadt.

Diese alte Frau, für die ich soviel gethan hatte, nicht nur durch Geld, sondern indem ich ihr Schicksal in meinem Herzen aufgenommen hatte mit dem Besten, was ich hatte, spielte mir übel mit, wie einem, den man auslacht, dem man gerne einen Tort anthut oder der einem völlig gleichgültig ist. Das war es, gleichgültig war ich ihr, nicht mehr wert, als was ich ihr genützt oder soviel wie ich sie unterhalten hatte. Keine Anhänglichkeit an meine Person, gar keine war vorhanden, und so mußte wohl die ehemalige Herzlichkeit, die treuherzig geäußerte Dankbarkeit, alles zusammen Verstellung oder halb unbewußtes Spiel gewesen sein. Wer weiß, ob sie nicht an anderen ähnlich gehandelt und ob ihr nicht das Leben nun vergolten hatte, was sie anderen zufügte. Mit Unrecht, sagte ich mir, klagt man das Schicksal an, es handelt sich da um kein Mysterium, man durchschaut nur nicht immer gleich seine Folgerichtigkeit: was einer ist, das wird ihm, es giebt einem zurück, was man selber den anderen giebt. Ich hatte ihrer freilich nicht bedurft;

aber selbst wenn ich krank und hilflos gewesen wäre, würde es ihr nicht in den Sinn gekommen sein, mich aus freien Stücken zu trösten und zu pflegen; sie hatte nicht das kleinste warme und gute Gefühl für mich, weil ich zu den Feinden, zu der großen Gegenpartei gehörte, die man ausnützte, oder wenn auch nicht haßte, so doch nicht liebte.

Auf diesem Punkte angekommen, besänftigte sich mein Groll allmählich. Was berechtigte mich, Unmögliches zu verlangen, und in einer aufs Geradewohl aus der Gasse aufgelesenen alten Frau, die schon nach verschiedenen Seiten merkwürdig und bedeutend war, etwas Vollkommenes, eine Heilige sehen zu wollen? Es fiel mir ein, was sie mir von jenem Kirchenbesuch erzählte, wo sie zum erstenmal betrachtend auf ihr verflossenes Leben geblickt hatte, und von dieser Frau, die nie Zeit für sich gehabt hatte, erwartete ich, sie sollte Zeit finden, sich in mein Leben, in ein fremdes zu vertiefen? Und wenn sie es gethan hätte, wie gering mußte ich ihr erscheinen neben der grauen, riesigen Not, die Jahr für Jahr auf der Schwelle ihres Hauses gesessen hatte. Ihr altes Gesicht mit den erschöpften blauen Augen, die nichts mehr vom Leben verlangten, als Schlaf und Thränen, tauchte wieder in meiner Erinnerung auf, und ich bemühte mich, alles andere, was stören und entstellen konnte, zurückzudrängen. So viele Hun-

derte und Hunderte von Menschen hatte ich gesehen, arm, hilflos, blind, hungernd, deren Anblick das Mitleid anschrie, und hatte nichts für sie gethan oder ihnen ein Almosen hingeworfen und sie in der nächsten Minute vergessen, und ich verlangte, daß die Farfalla sich meiner erinnerte, mich berücksichtigte, mir womöglich etwas opferte? Verfluchte Selbstsucht und verächtliche Blindheit! Wir zetern über den Armen, der für einen hingeworfenen Bettel nicht dankt, und wir verkehren höflich und achtungsvoll mit Menschen, die, von Eltern oder Freunden mit Liebe und Reichtum in Fülle überschüttet, ihnen nicht nur mit Undank, sondern wohl gar mit Geringschätzung und Gleichgültigkeit lohnten. Was hatte ich überhaupt Nennenswertes für sie gethan? Ja, wenn ich, was ich besaß, ihr in den Schoß geworfen und zu ihr gesagt hätte, nimm du jetzt mein Wohlergehen, ich will deine Plage tragen! Aber ich war mir so sehr selbst das Wichtigste, daß ich mein altes Familienhaus zu verkaufen trachtete, nur um die Altstadt mit ihrem Schmutz und Greuel vergessen zu können, von der aus die Welt bald wie eine Pfütze voll Ungeziefer, bald wie ein blutiges Schlachtfeld unter Wetterwolken sich ausnahm.

Als ich im Laufe des Winters Gelegenheit hatte, es zu verkaufen, gab ich es mit Verlust

weg, empfahl meine Zinsleute, besonders Vittoria, dem neuen Besitzer, der mir den Eindruck eines gutmütigen Menschen machte, und schlug den Weg zur Altstadt nicht mehr ein. Doch sollte ich die Triumphgasse und das Haus zum heiligen Antonius noch einmal wiedersehen.

Im Frühling las ich in der Zeitung unter der Abteilung Unglücksfälle und Verbrechen, die ich nur flüchtig zu durchlaufen pflegte, von einem abscheuerregenden, vom Vater am eigenen kleinen Kinde begangenen Morde, der in der Altstadt vorgefallen war. Irgend etwas bewog mich, genauer hinzusehen: es war der Name des Unmenschen, der mich festgehalten hatte, weil er mir bekannt klang und mich an etwas mahnte. Wirklich verhielt es sich so: Vittorias Mann war der Mörder und das ermordete Kind war jenes weiße mit den großen, angstvollen Augen, das seine Mutter mit so anbetender Liebe an sich gedrückt hatte. Er hatte sich häufig damit belustigt, es auf alle erdenkliche Art zu quälen und zu martern, und die verzweifelte Frau gezwungen, zuzusehen; jetzt nun hatte er es aus dem offenen Fenster hinausgehalten, als wollte er es fallen lassen, sich eine Weile an Vittorias Todesangst geweidet und es schließlich wirklich auf das Pflaster geworfen, wo das arme kleine Leben sofort erloschen war.

Die Zeitungsnotiz berichtete, daß der Mann als träge, unordentlich und roh in seinen Sitten beleumundet sei, seine eigene Familie konnte ihm kein besseres Zeugnis ausstellen. Die Nachbarn sagten einmütig aus, er hätte seine Frau von jeher grob behandelt, hauptsächlich aber seit der Geburt des Kindes, das er nicht leiden konnte, weil es ein Mädchen war, wohl noch mehr, weil es ihm überhaupt ungelegen kam. Einmischen hätten sie sich nicht können, denn die Frau hätte die Wahrheit ihrer Vermutungen bestritten und, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Manne, ihn in Schutz genommen. Er hielte sich viel in den Wirtshäusern auf, sei aber nicht eigentlich ein Trunkenbold; ob man es mit Geistesstörung zu thun hätte, sei noch ungewiß.

Mein Grauen überwindend, machte ich mich noch am selben Nachmittage auf in die Triumphgasse. Es war der Donnerstag vor Ostern, ein warmer, fast ein Sommertag, und dazu einer der ersten. Nach vorangegangenem Regen waren die Bäume plötzlich über und über grün geworden, goldgrüner Schimmer stieg an ihren Kronen aufwärts und goldene Himmelsbläue rann von oben auf die Erde. Ein Strom von Menschen rauschte aus den Häusern auf die freien Plätze und Alleen, Frauenschönheit, froh, sich wieder in bewundernden Augen spiegeln zu können, lächelnde Blumen-

gesichter über fliederblauen und apfelsinengelben und granatroten Kleidern, dazwischen die kleinen Kinder in rosenroten Schärpen und weißen Schuhen, rosenrote Federn auf den weißen Mützen, die dreist in den Sonnenschein hineintrippelten. In die Altstadt war der Frühling noch nicht hineingedrungen: Lachen, Rauschen und Farbenzauber blieb hinter mir zurück und es schauderte mir fast in der sonnenlos lauwarmen, unreinen Luft.

Als ich bei dem Triumphbogen angekommen war, blieb ich stehen; es war mir so zu Mute, als wäre dies das Thor, durch das man aus dem Frühlingsreiche in das Land des Elends einzöge. Ein paar Kinder, in schmutzige Lumpen gehüllt, spielten um die dicken Pfeiler herum, die meisten blaß und hungrig, einige mit spitzbübischen Gesichtern, die mich frech und doch ängstlich aus pfiffigen Augen ansahen. In den Schmutz des Lebens geworfen, geschlagen, verwahrlost, eine Zukunft voll Entbehrung, roher Lust und Verbrechen vor sich; sie waren häßlich und wild, aber doch auch Kinder, die lüstern nach Süßem ausschauten, und ich sah die Bitterkeit, die endlose Mühe und Quälerei, die ihrer wartete. Unwillkürlich blickte ich an dem Triumphbogen in die Höhe, ob da nicht geschrieben stände, daß wer hindurchgeht, die Hoffnung fahren lassen muß. Ja, hier war der verhängnisvolle Eingang, den

die Völker in schauerlichen Gebirgen oder wüsten Heiden suchten; nahe bei uns, so daß wir ihren Jammer hören konnten, waren die Verdammten, gequält von Teufeln, die vielleicht auch nur arme Seelen in der Pein waren. Täglich, durch ein geheimnisvolles Gericht getrieben, liefern sich neue Opfer an die Hölle aus, in der sie spurlos versinken und an der die Glücklichen vorbeigehen wie an einem Gefängnis oder Irrenhause, ohne auf die Wehklage zu achten, ohne zu retten, was Gott verdammt hat.

Im Hause, auf der Treppe und in den Gängen waren viele Menschen, die ich absichtlich nicht beachtete, die im Zimmer waren, sahen alle mit Neugierde und Entsetzen auf Vittoria, die auf der Erde lag und mit ihrem Leibe den Kinderleichnam bedeckte, von dem man nur ein winziges Aermchen sah, das in die Luft starrte. Man hörte keinen Laut im Zimmer, als Vittorias Jammern, Töne, die einem die Seele wie Folterwerkzeuge auseinanderrissen. Es war ein Heulen oder ein Verwünschen oder ein Schreien, so wie ich mir denke, daß wilde Tiere in der Wüste, wo Meilen und Meilen nichts Lebendes ist, schreien und um ihre Jungen klagen. Da, unter dem dunkelblauen Himmel voll großer Sterne, inmitten der unermeßlichen Stille, wäre es vielleicht von schauerlicher Schönheit gewesen; aber in dem engen Zim=

mer hier war es gräßlich, nichts als gräßlich und unerträglich. Ich hätte meine Seele herausbrechen und aus Ekel am Leben sterben mögen. Es fiel mir ein, wie sie in der Sommermondnacht mit siegreich strahlenden Augen über das Meer geblickt hatte, wie hoffnungsvoll, wie prahlerisch jung und schön sie gewesen war; was für eine Verbindung war zwischen jenem Gestern und diesem Heute, was für eine Verbindung war zwischen jenem Siegerblick und diesem unmenschlichen Geheul? Sie lag unbeweglich, nur daß ihr Körper zuweilen durch und durch von krampfhaften Zuckungen erschüttert wurde, und ihr Gesicht blieb immer fest gegen den Fußboden gedrückt; ich stand und fürchtete wie einer, der kein Blut sehen kann, sie möchte den Kopf aufrichten und ich müßte ihr in die Augen sehen.

Erst nach einer geraumen Weile sah ich, daß in einer Ecke des Zimmers zusammengekrümmt auf einem Stuhle der Kapitän saß, das Gesicht in die Hände gedrückt und ganz leise weinend wie ein Kind, mit Leib und Seele, willens, nie mehr mit Weinen aufzuhören. Ich zog mir leise einen Stuhl an ihn heran, legte die Hand auf seinen Arm und flüsterte seinen Namen, worauf er mir sein rotes, thränenüberströmtes Gesicht zuwandte und mich ansah. Ich that irgend eine Frage, ob er das Kind sehr lieb gehabt hätte und dergleichen, die

ihm seinen Schmerz vollends zur Besinnung zu bringen schien; denn nun brach er erst recht in heftiges Schluchzen aus, so daß ich in der Verlegenheit meiner Rührung aufstand und in dem engen Raume, der frei war, auf- und abging. Dann setzte ich mich wieder zu ihm und sagte, in der Hoffnung, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, es diente mir zur Beruhigung, daß er hier sei und der unglücklichen Vittoria ein Beschützer und Berater sein könnte. Kaum hatte ich ausgesprochen, so richtete er sich auf und rief laut: „Unglückliche, sagst du? Verfluchte, sage ich, Verfluchte, die lebt, wo ihr Kind zu Tode gemartert ist! Mißhandelt ist ihr Kind und sie hat zugesehen! Vielleicht hat sie sich anfassen lassen von denselben Händen, die ihr Kind getötet haben, hat sich umarmen lassen von dem Teufel, der ihr Kind geschlachtet hat. Ja", sagte er immer heftiger, mit schreiender Stimme, ohne Atem zu schöpfen, „ich hätte sie beschützt, wenn sie ihr Kind beschützt hätte! Wenn sie den wölfischen Buben ermordet hätte, um ihr Kind zu retten, ich hätte ihr nichts geschehen lassen, niemand hätte sie angreifen dürfen, und wenn man sie in die Hölle hineingegraben hätte, ich hätte sie herausgeholt und wie eine Königin auf den Thron gesetzt." Es gelang mir nach anfänglichem Erschrecken, den rasenden Mann am Arme zu

packen, aus dem Zimmer und die Treppe hinunterzuzerren, dann schleppte ich ihn ohne Aufenthalt die Triumphgasse hinab auf den Domplatz bis an die Mauer über dem Meere. Hier blieb ich stehen und sagte: „Kapitän, Sie sind zu grausam. Wer so unglücklich ist, den darf man dreist dem Gerichte Gottes überlassen.“ Ich stellte ihm vor, daß Vittoria unter den ihrem Kinde zugefügten Qualen mehr gelitten haben müßte, als das Kind selbst und als wir Männer uns vorstellen könnten. Auch den ärgsten Verbrecher müßte man schonen, wenn er seinen Frevel schrecklich verbüße.

Aber er unterbrach mich heftig und rief! „Nein, nein, und wenn sie ewig in der Hölle brennte, ich würde kein Mitleid mit ihr haben. Eine Mutter wirft sich in einen offenen Löwenrachen für ihr Kind, und mehr als töten konnte er sie nicht. Feige, feige, überflüssige Seele! Sie war dazu in der Welt, um sich für ihr Kind zu opfern, und wenn sie das nicht konnte, ist sie nichts als Fleisch, Weiberfleisch, Dreck, Unrat!“

„Schämen Sie sich!“ sagte ich. „Glauben Sie, die eigene Mutter hätte ihr Kind weniger lieb als Sie?“ Der kleine, starke Mann war jetzt von dem Wutanfall erschöpft; seine Augen funkelten und sprühten noch, aber er war blaß geworden und trocknete sich mit seinem Taschentuch die Stirn ab. „Ich weiß“, sagte er ruhig,

„daß ich für jedes hilflose Kind, das ich von einem Wüterich mißhandelt sähe, mein Leben in die Schanze schlagen würde.“ Und nach einer Weile setzte er hinzu: „Warten Sie ein paar Jahre, ob Sie das Weib nicht wieder mit ihrem Manne an der Seite sehen oder, wenn der unschädlich gemacht ist, mit einem andern. Mich werden Sie nicht wiedersehen.“ Er wollte in fremde Länder fahren und nicht zurückkehren. Auf meine Frage: „Wollen Sie den schönen Garten des Lebens hassen, weil eine kleine Blume daraus abgerissen und zertreten ist?“ sagte er leise: „Es war meine kleine Blume“, ballte die Hände zu Fäusten und sah mit glitzernden Augen auf das Meer hinaus. Wir sprachen noch hin und her und er wurde freundlicher gegen mich, blieb aber meinem Zureden unzugänglich. Ich habe im Gedächtnis behalten, daß er sagte: „Die Erde ist ein schauerliches Dickicht voll wilder Tiere, die sich fressen, und die hübschen kleinen Kinder machen es zu einem lustvollen Walde, wo es Sonnenschein und Vogelgezwitscher und Blumen und Quellen giebt;“ dann besann er sich einen Augenblick und fuhr die Stirne runzelnd fort: „Aber später werden sie auch Bestien und beißen und fressen sich.“

Am folgenden Nachmittage hatte ich den guten Willen, Vittoria noch einmal aufzusuchen; als ich aber vor der Thüre dem kleinen schneeweißen, mit

Goldflitter verzierten Sarge begegnete, der aussah wie eine Schachtel voll Blumen und Spielzeug für das arme Kind, das als zertretener Keim selber hineingelegt werden sollte, in die häßliche Dunkelheit, vor der sich alle kleine Kinder fürchten, kehrte ich um. Die geputzten Menschen, die sich in die Domkirche drängten, erinnerten mich daran, daß es Charfreitag war und daß bald das Miserere beginnen würde. Ich trat ein und es glückte mir, mich nahe beim Eingang in eine Ecke zu schieben, wo ich einigermaßen unbehelligt stehen konnte. Durch das fortwährende Herausdrängen einiger und das Hereinwollen neuer Besucher war die festgestopfte Menschenmasse in schwankender Bewegung und man erhielt empfindliche Püffe, die ich aber lieber aushielt, als die verdorbene Luft, der man nicht entgehen konnte, und den Anblick des Gesindels, das sich unter dem Vorwande der Andacht hier zusammenfand. Hätte festliche Heiterkeit auf ihren Gesichtern gestanden, würde ich mich lächelnd mit ihnen ausgesöhnt haben, aber es war nichts zu finden als Eitelkeit, Blödheit, Langeweile und tierisches Gaffen. Junge Frauen mit rauschenden Kleidern und gemalten, öden Gesichtern, die sich einfältig, süßlich verzogen, wenn einer sie ansah, alte Weiber, die sich zankend mit den Ellbogen weiterkämpften, vornehme Herren voll seelenlosen Dünkels, stumpfe, bleiche Ar-

beiter oder brutale mit stechendem Blick, Heuchelei, Häßlichkeit, Gemeinheit und Schmutz.

In einer dunklen Nische hing über einem roten Lämpchen ein Gekreuzigter, vor dem zwei schwarze, unbewegliche Gestalten Wache hielten; dorthin mußte ich immer wieder sehen und denken: Gottmensch, sie rotten sich zusammen, nicht um dich anzubeten, sondern um dich von neuem zu ermorden. Wenn du das niedrige Schauspiel der Menschengeschichte sehen kannst, mußt du bitterere Schmerzen empfinden als Todesschmerzen. Ihre schlechten Thaten, ihre schnöden Worte, ihre lieblosen Blicke schlagen dich ewig von neuem ans Kreuz, die Qual deines Martyriums wächst und die Hoffnung schwindet, daß sie, die du erlöst hast, jemals dich erlösen könnten. Hunderte und Hunderte von Jahren vorüber und immer dieselben Menschentiere.

Ich mußte an das denken, was der Kapitän gesagt hatte; ja, Tiere sind es, aber Tiere ohne Unschuld und ohne Würde, und ein Thor, wer sie für etwas anderes nimmt. Ein paar Klumpen Erde aufs Geratewohl in Form gebracht, die sich bewegt, um ihre Sinne zu sättigen, wozu ein Oellämpchen im Kopfe kläglich leuchtet.

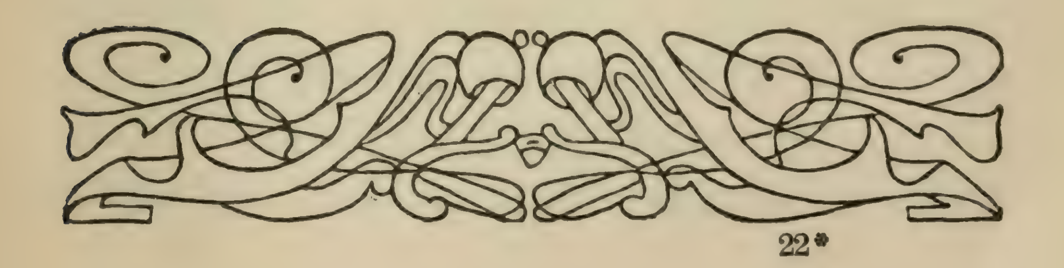
Die ganze Zeit über, während ich betrachtete, was mich umgab und meinen Abscheu und meine Verachtung hegte, hatten Priester und Chorknaben

in der Tiefe der Kirche gesungen, ohne daß ich eine zusammenhängende Folge von Tönen deutlich vernommen hätte. Auf einmal erhoben sich aber die Stimmen lauter, in einer Melodie von großartiger Traurigkeit, die gleich darauf in einem breiten Akkorde abriß und ausklang; die wenigen Töne waren so überirdisch an Schmerz und Schönheit, daß sie die Welt voll Schmutz und Niedrigkeit, die sich unter ihnen wälzte, damit überschütteten und verhüllten. Ich hörte den Akkord nicht nur, sondern sah ihn wie eine Blume aus Gold sich langsam öffnend zu einer Schale entfalten, aus der sich Gnade auf die elenden Menschen ergießt. Eine andere, unsichtbare Welt hatte sich aufgethan, die ebenso lauter, süß, wahr und selig war, wie die unsere falsch, unflätig, verdorben, verzweifelt. Es gab also etwas Hohes und Schönes, etwas, das unendlich höher über mir stand, als ich über den Unglücklichen, die ich verabscheute, und dies Göttliche beugte sich mit wärmster, liebendster Seele auf uns alle herab.

Es geht einem zuweilen so, daß man eine Sache kennt und weiß, ohne sie begriffen zu haben und zu besitzen, bis plötzlich ein Licht auf sie fällt und sie so zeigt, daß wir sie uns zu eigen machen können. So verstand ich in diesem Augenblicke die Geschichte von Jesus, der sich das Herz zu der ungeheuren Erlösungsthat faßte, die Men=

schen zu lieben, alle Menschen, die häßlichen, gemeinen und schwachen Würmer, die unter dem Himmel im Schlamm kriechen. Wäre es auch eine Legende, daß der Menschenengel lebte, die Thatsache, daß der Glaube an ihn da war und an eine Allmacht des Herzens, daß man das schwindelnde Unterfangen, alle Menschen zu lieben, für möglich hielt, war mir eine Bürgschaft für Gott und die hohe Zukunft der Menschen. Ich hätte auf die Kniee stürzen und Thränen der Anbetung vergießen mögen und allen, die in der Kirche waren, das himmlische Geheimnis entdecken.

Als ich bald nachher im Haufen herausgedrängt wurde und die Menschen in der hellen, durchsichtigen Abendluft stehen und schwatzen sah, löste sich das Wonnegefühl langsam von mir ab, und es war mir, als faltete sich mein Herz, das eben blühend weit offen gestanden hatte, mit einem widrigen Gefühle wieder zu. Es klang mir in den Ohren, was vor kurzem der Kapitän von seinem Bruder gesagt hatte: Gott mag ihm verzeihen, ich bin stolz, daß ich ihn hassen kann.





XX

Das Haus, wo ich jene Frau, die ich liebte, zu treffen pflegte, lag an einer der ehemals allervornehmsten Straßen, die jetzt wegen ihrer Enge und Dunkelheit gemieden werden; denn die mächtigen grauen Paläste stehen dicht nebeneinander, und gegenüber und im Innern sind große und hohe, aber feierlich traurige Räume. Ich setzte mich, da sie noch nicht gekommen war, in einen Sessel und blätterte in einem Buche, ohne zu lesen, als ein Gesang von der Straße her meine Aufmerksamkeit erregte. Eine tiefe Stimme sang ein schwermütiges Lied, dessen Melodie von so eigentümlich packender Art war, daß sie sofort in jene bange Stimmung versetzte, wie etwa, wenn man im Frühling aus der Ferne einen Leierkasten hört, nur daß sie kräftiger und bestimmter war. Ich trat ans Fenster und sah einen Mann, der vielleicht blind oder sehr alt war, denn er wurde von einem andern geführt und setzte trotzdem einen Fuß langsam und beschwerlich vor den andern; beide waren schwarz gekleidet und besonders der Alte, der, welcher sang, hielt und trug sich mit auffallender Würde. Von Zeit zu Zeit öffneten sich Fenster und es wurden Münzen heruntergeworfen, und während der Führer sie auflas, stand der Alte unbeweglich mitten in der Straße, augen-

scheinlich unfähig, allein auch nur einen Schritt zu thun. Indem ich auf ihn heruntersah und die dicke, ein wenig gebeugte, sehr edel gebaute Gestalt betrachtete, fiel mir ein, daß dies der Elendgraf sein müßte, von dem die Farfalla mir einmal erzählt hatte. Wenn er aufblickte, würde ich wahrscheinlich in das hitzig-rote, widerliche Gesicht eines alten Trunkenboldes sehen, der seine Weise absang, ohne etwas anderes zu fühlen, als gierige Ungeduld, den Klang der auf das Pflaster schlagenden Münzen zu hören. Er wußte nichts von der ungeheuren Melancholie der einsamen, graden, langen Straße starrer Paläste, durch die sein dunkles Lied sich ewig wiederholend hinrollte, und zankte vielleicht in der nächsten Stunde mit dem Sohne, dem er nicht traute, um die gesammelten Almosen.

Wenn man längere Zeit in einem dunklen Zimmer allein war, hat man oft plötzlich das Gefühl einer menschlichen Gegenwart, obwohl man sicher weiß, daß niemand hereingekommen ist; und so ging es mir in diesem Augenblicke. Es war mir gerade, als hätte jemand mich lange angesehen, oder als hätte jemand sich neben mich gestellt, ein häßlich unheimliches Gefühl, das ich nicht sofort abzuschütteln vermochte. Wer weiß, dachte ich, ob in eben diesem Hause die Vorfahren des alten Bettlers wohnten, der ja einem sehr alten und vornehmen Geschlecht unserer Stadt entstammte,

und ob einer von ihnen jetzt geisterhaft neben mir steht und mit durchdringenden Augen auf diesen Sohn seines Geschlechtes heruntersieht? Wer mag je das Rätsel lösen, wie ihre Seelen sich berühren und ineinander übergehen? Oder er selber war vor Jahrhunderten ein prunkender, überstolzer Herr in diesen Räumen, und wie man oft, ohne es zu merken, den bekannten Weg nach einem Hause einschlägt, wo man früher lange wohnte, zog es ihn in diese finstere Straße von Palästen und seine Seele singt das dunkle Lied des Heimwehs, das der trunkene alte Bettler nicht begreift.

Es faßte mich so stark der Wunsch, ihn zu sehen, daß ich die Münzen, die ich schon geraume Zeit in der Hand hielt und doch, ich weiß nicht warum, hinunterfallen zu lassen gezögert hatte, hinter ihm her warf, der inzwischen langsam bis zum nächsten Hause gekommen war. Er hörte das Klappern des Geldes oder fühlte meinen Blick, kurz, er drehte den Kopf und blickte zu mir hinauf, und ich sah ein fahles, faltig hängendes Gesicht mit zwei großen, lichten, ein wenig geröteten, glasig stieren Augen. Sie waren vorstehend, aber keineswegs unschön, nur entstellt, mehr stumpfsinnig als traurig und doch über allen Ausdruck traurig; es kam mir vor, als sähen sie mich eine Viertelstunde lang an, während es in Wirklichkeit kaum mehr als eine Minute gewesen sein konnte.

Dann ging er singend weiter; er wechselte die Melodie niemals, ließ auch die Töne nicht an- oder abschwellen, noch wandte er sonst irgend ein Mittel an, um den Ausdruck zu verstärken. Seine Stimme strömte gleichmäßig eintönig die schwermütige Melodie des Liedes herunter, als gäbe es für sie keinen anderen Weg; nur im ganzen wurde der Gesang langsam leiser, je mehr er die Straße hinabging.

Ich stand und horchte und fühlte immer noch den gläsernen Blick der geröteten Augen; es ging etwas Sonderbares mit mir vor. In einer Stadt am Meere wurde in alten Zeiten ein Sommerfest in der Art gefeiert, daß ein Schiff, flach wie ein Floß gebaut, in einer Mondnacht ins offene Meer hinausfuhr, voll von Männern und Frauen, die übermütig genug waren, an dem Feste teilzunehmen. In der Mitte des Schiffes stand eine holzgeschnitzte Figur, die einst etwas Göttliches bedeutet haben mochte, zu ihren Füßen gab es Musik und Speisen, Früchte und Getränke aller Art, und darum her wirbelte Tanz und Gesang, wovon die leichten Bretter ins Schwanken kamen, und es geschah oft, daß diejenigen, die bei dem leidenschaftlichen Treiben an den Rand gedrängt wurden, ins Wasser stürzten und ertranken. Niemand durfte das beachten, niemand durfte helfen, kein Ton des Jammers sollte das wilde Fest stören, schmetternd

und jauchzend glitt das Schiff weiter, während die Ertrinkenden einsam und gottverlassen mit dem Tode rangen. In späterer Zeit beteiligte sich nur tolles Gesindel an der gefährlichen Fahrt, bis sie wegen des Unfugs, der dabei stattfand, untersagt wurde; neuerdings wurde sie wieder aufgenommen, aber ohne den geheimnisvoll grausamen Charakter der Vorzeit, nur als ein reizendes Freudenfest sommernachts auf dem Meere.

In dem Augenblicke, als der bettelnde Sänger zu mir heraufsah, kam mir plötzlich dies sagenhafte Schiff, von dem ich vor Jahren einmal, ich weiß nicht wo, gehört hatte, in den Sinn. Ich stand auf dem purpurbehangenen Schiffe und beugte mich über den Rand und sah in das durchsichtige Wasser hinunter, aus dem die Augen eines Ertrunkenen weit offen mich anstarrten. Er war eben noch mitten unter uns lebendig gewesen, und nun sah ich seinen entkräfteten Körper von ekelhaftem Gewürm und klebrigem Tang der Untiefe umstrickt, und seine hervorquellenden Augen, die meine nicht losließen, erzählten mir die Qualen, die er litt. Ob er die süßen Stimmen der Geigen und das krystallene Klingen der Gläser, den übermütigen Schall auf unserem Schiffe hörte? Wie kannst du, sagten seine Augen zu mir, goldenen Schaum aus blanken Pokalen trinken und seidene Frauenkleider in deinen Armen knistern hören,

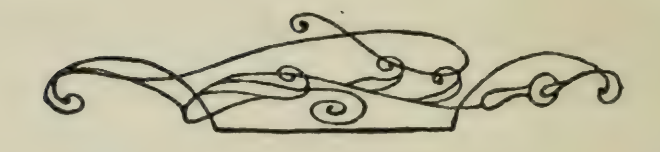
nachdem du meine Angst und mein Grauen gesehen hast und weißt, daß ich unter dir verschmachte?

O rätselhafte, entsetzliche und wonnevolle Fahrt! Ja, ich werde mich abwenden von dem Schrecken dort unten, mich in das Gedränge werfen, dahin, wo die Musik lockt und die Frauen lächeln, werde vor dem Abgott knieen, mit Entzücken die krachenden Bretter und das quellende Wasser unter mir spüren und nicht beachten, daß das Heer der Ertrunkenen, gleich Schwärmen von Möven, dem Schiffe nachfliegt, um sich wieder unter uns Lebende zu mischen und uns über den Schiffsrand hinunter ins Meer zu drängen.

So tief war ich in meinen Träumereien, daß ich Lisabellas Eintreten nicht hörte und ihrer erst gewahr wurde, als sie die Hand auf meine Schulter legte. Weißt du, daß mich jetzt eben, wo ich dich erwartete, eine Sehnsucht faßte wie ein Schwindel, mich hinabzustürzen zu den Gescheiterten? Und daß die roten Augen eines alten Trunkenboldes mir tiefer ins Herz rührten, als deine? Du siehst mich an, und die Melodie des Glückes, die mich hundertmal in deine Arme gelockt hat, atmet von deinen Lippen: laß uns lieben und selig sein! Aber horch! es ist ein anderer Ton laut geworden und ich muß mich über den Rand des Schiffes beugen, um dem Chor der Untergegangenen zu

lauschen, die das Thränenlied ihres Schicksals singen.

O Lisabella, was wird aus dir und mir, wenn mein Herz deine Stimme überhört! Ich weiß nicht, warum ich mich nicht in deine Arme werfe; warum ich weinen muß, wenn ich an dich denke!



Maschinensatz und Druck der Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig.

Verlag Eugen Diederichs in Leipzig



Von derselben Verfasserin erschien

Dornröschen

Ein Märchenspiel

Mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler

Broschiert M. 1.50.

Zu einer besonderen Gelegenheit — irren wir nicht, für ein Fest des Hottinger Lesezirkels — verfaßte Ricarda Huch schon im Jahre 1893 dieses Märchenspiel, in dem manche Stelle durch die lyrisch-strophische Form Singspielcharakter zeigen und gewiß jedem guten Komponisten schöne Anregung seiner musikalischen Phantasie gewähren können. Dem uralten Volksmärchen steht die Dichterin ganz frei gegenüber. Ihrem Dornröschen hat die Parze, die als alte Spinnerin im Schlosse lebt, oft ein Lied zugeraunt, das mit den Worten schließt:

„Verwehr deinem Herzen
Zu lieben, o Kindlein,
Denn lieben ist sterben,
Die Lieb ist der Tod.“

Darum will die Königstochter von keinem Freier wissen; der Vater jedoch will sie zu einer Heirat zwingen. Er veranstaltet ein Turnier: wer darin siegt, führt die Braut heim. Als nun der Prinz von seinem plumpen, aber starken Gegner gefällt wird und blutend vom Pferde sinkt, da offenbart sich Dornröschens Herz; sie hat doch den Prinzen geliebt, ohne es zu ahnen. Voll Leides eilt sie auf ihn zu. Da geschieht die Zauberverwandlung. Das ganze Schloß sinkt in hundertjährigen Todesschlaf. Die Jahrzehnte wandeln über die Scene, jedes ein feierlich-schönes, sinnvolles Lied singend. Und nun kommt der Prinz wieder, weckt Dornröschen mit dem Kusse und der ganze Sommernachtstraum des Märchens ist vorüber. Etwas wunderlich mag es unsere Leser berühren, wenn wir mitteilen, daß der Nebenbuhler, der den Prinzen vom Pferde stach, der Koch des Schlosses ist. Aber im Zusammenhang der Dichtung ist dieser materialistische Koch eine sehr gute Figur von symbolischer Bedeutung, wie überhaupt das ganze Märchenspiel tief sinnbildlichen Charakter hat, der bald in schönen ernsten Versen, bald in drollighumorvollen Dialogstellen sich ausspricht. Beim Turnier z. B. fragt der König seine Tochter: „Warum sagst du nichts, mein Kind?" Sie darauf: „Weil ich nichts gedacht, mein Vater."

König:

Dennoch ziemen unbedachte
Reden manchmal einer Jungfrau,
Wenn ihr Herz, das klug bewachte,
Sich einmal verraten soll.

Besonders schön und tiefsinnig, wie schon gesagt, sind die Gesänge der Jahrzehnte, die mit den Versen anheben:

Wandernd durch den stillen Erdengarten,
Sing' ich unsern ew'gen Rundgesang,
Sing' ich den Gesang von Tod und Leben,
Wandernd das erstarrte Thal entlang . . ."

Bei aller Zartheit und bei allem romantisch Spielerischen ist somit auch diese Gabe der an Phantasie und Gemüt so reichen Dichterin ein erfreuliches kleines Werk echter Poesie voller hochfliegender Gedanken.

(Berner Bund)

